



ANDREAS
WINKELMANN

PSYCHOTHRIILLER

BLEICHER
TOD

GOLDMANN

Andreas Winkelmann

BLEICHER TOD

Psychothriller

GOLDMANN

IMPRESSUM

1. Auflage

Originalausgabe November 2011

Copyright © 2011 by Andreas Winkelmann

Copyright © dieser Ausgabe

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: © FinePic, München;

© Getty Images/Charles Nesbit;

© Getty Images/Sugar & Sons

Motiv Innenseiten: © FinePic, München

Th · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

ISBN 978-3-641-06610-9

www.goldmann-verlag.de

Buch

Als sie spätabends durch die vereiste Landschaft eines Moores fährt, gerät Miriam Singer auf einmal in Panik. Von starken Halluzinationen heimgesucht, bleibt ihr nichts anderes übrig, als anzuhalten. Plötzlich steht ein Fremder neben ihrem Auto, der ihr seine Hilfe anbietet. Und der Teil von Miriams ganz persönlichem Alptraum wird ...

Am selben Abend besucht Kriminalkommissarin Nele Karminter ein Seminar bei der Psychologin Dr. Sternberg. »Vier von hundert«, enthüllt die Ärztin ihrem Publikum. »Einer von fünfundzwanzig Menschen hat kein Gewissen. Wir bezeichnen ihn als Soziopathen, geläufiger ist der Ausdruck Psychopath, und er kennt nur ein Ziel: Gewinnen!«

Für Nele Karminter wird aus Dr. Sternbergs beeindruckender Theorie nur allzu schnell grausame Praxis. Denn in einer verlassenen, einsam gelegenen Schweinemastanlage stößt ihre Kollegin Anouschka Rossberg nach einem Hinweis auf eine furchtbar zugerichtete Leiche. Ein Fund, der Neles gesamtes Team in Aufruhr versetzt.

Derweil untersucht der Privatdetektiv Alexander Seitz den Fall der verschwundenen Daniela Gerstein. Doch kaum hat er eine erste ernsthafte Spur gefunden, überschlagen sich die Ereignisse. Denn Alexanders Recherchen und Neles Ermittlungen haben mehr miteinander gemein, als es den Anschein hat, und ein hochintelligenter Soziopath par excellence wird ihnen zeigen, zu was er fähig ist ...

Autor

Andreas Winkelmann, geboren im Dezember 1968, entdeckte schon in jungen Jahren seine Leidenschaft für unheimliche Geschichten. »Der menschliche Verstand erschafft die Hölle auf Erden, und dort kenne ich mich aus«, beschreibt er seine Faszination für das Genre des Bösen. Er lebt heute mit seiner Familie in einem einsamen Haus am Waldesrand nahe Bremen.

Für
alle starken Frauen
dieser Welt

Seit Stunden lag sie auf einem Gitter aus eckigen Metallstreben, die ihr schmerzhaft ins Fleisch drückten. Darunter war ein Hohlraum, aus dem ekelerregender Gestank aufstieg. Sobald sie sich bewegte, rasselten die Ketten, mit denen sie an das Gitter gefesselt war, und das Geräusch hallte in einer scheinbar endlosen Halle gespenstisch wider. Die Ketten ließen ihr einigen Bewegungsspielraum, aber es tat weh, mit nackter Haut über das grobe Metall zu rutschen. Von vollkommener Dunkelheit umgeben, hatte sie die Abmessungen ihres Gefängnisses ertasten müssen. Oben, unten, rechts, links, überall hatte sie unter ihren Fingern und Zehen rauen Putz gespürt. Anscheinend war sie von Mauern umgeben, die sich nach oben hin in einen großen Raum öffneten. Sie wusste weder, wie sie hierhergekommen war, noch wo sie sich befand. Sie wusste nur, dass ihre Träume vorbei waren, noch ehe sie begonnen hatte, sie zu leben.

Über das Schreien, Flehen, Weinen und das Gezerre an den Ketten bis zur Erschöpfung war sie längst hinaus. Die bittere Kälte setzte ihrem nackten Körper immer mehr zu, stahl ihre Kraft und ihre Hoffnung. Niemand hatte sie schreien hören und niemand würde ihr zu Hilfe eilen, das hatte sie verstanden, und trotzdem wollte sie sich nicht damit abfinden, hier sterben zu müssen.

Die Stille war entsetzlich. Wenn sie ganz ruhig war und den Atem anhielt, hörte sie absolut nichts. Sie ertrug diese Stille nicht mehr, ertrug es nicht, dass sich überhaupt nichts veränderte.

Warum kam er nicht zurück? Wenn sie nur mit ihm sprechen könnte, dann würde alles wieder gut werden.

Als er dann wirklich kam, bereute sie ihren Wunsch.

Dem feinen Sprühregen, der plötzlich auf sie niederging, konnte sie nicht entkommen, ganz gleich, wie hastig sie über die Metallstreben rutschte. Die kalten Tropfen überzogen ihre Haut mit einem gleichmäßigen Film, und als sie schon glaubte, das Schlimmste überstanden zu haben, bissen die Tropfen zu.

Freitag, 26. Februar 2010

Ihre zierliche Hand verharrte zur Faust geballt vor der Tür.

Vor dieser schweren, feuerfesten Metalltür, deren Klinke sie seit Monaten nicht mehr berührt hatte, weil es ihr verboten war, die Tür zu öffnen. Der Raum dahinter war schon immer allein sein Reich gewesen, und es hatte sie nie wirklich interessiert, womit er sich dort beschäftigte. Aber da er seit einigen Wochen immer mehr Zeit darin verbrachte, fragte sie sich jetzt doch, in was für eine Welt er verschwand, wenn sich die Tür mit einem lauten Donnern hinter ihm schloss.

Er hatte sich verändert, seitdem er seine wenige freie Zeit dort drinnen verbrachte. Einerseits war er ruhiger geworden, geradezu in sich gekehrt, dann aber auch wieder auf eine aggressive Art erregt, so als warte er auf etwas Bestimmtes und könne es kaum noch aushalten. Dann strahlten seine Augen wie die eines kleinen Jungen zu Weihnachten, mit dem Unterschied, dass es ein kaltes, selbstzufriedenes Strahlen war. Zweimal war er spätabends herausgekommen und hatte sie mit Aufmerksamkeit geradezu überschüttet. Aber so wie ein Hund seinem Herrn, der ihn einmal geschlagen hat, nie mehr wirklich vertraut, hatte auch sie dieser Verwandlung nicht getraut. Zu Recht, wie sie beide Male kaum einen Tag später zu spüren bekommen hatte.

Wenn sie allein im Haus saß und lauschte, hörte sie nichts. Was immer er dort tat, tat er absolut geräuschlos. Allerdings hatte er anfangs Verletzungen davongetragen. Nicht, dass er sie ihr gezeigt oder um Hilfe gebeten hätte, aber die weißen Mullverbände an seinen Händen waren kaum zu übersehen gewesen.

Sie hatte schon früh verstanden, wie wenig Sinn es hatte, ihm Fragen zu stellen. Er hatte eben seine Geheimnisse, damit musste sie sich abzufinden. Und warum auch nicht! Sie selbst besaß ja auch einen solchen Raum, nur dass ihrer tief in ihrem Inneren verborgen lag – und sie daher weder Türen noch Drohungen benötigte, um ihr einziges, unerhörtes Geheimnis zu bewahren.

Ihre trotzdem stets wachsende Neugierde, was er eigentlich dort drinnen tat, wurde von ihrer Angst in Schach gehalten. Nicht nur die Angst vor ihm, sondern auch die Angst vor der Antwort auf die Frage selbst. Nicola hatte längst beschlossen, es nicht wissen zu wollen.

Aber sie hatte davon geträumt, und das war schlimm genug gewesen. Ein Alptraum, aus dem sie schweißgebadet aufgeschreckt war, völlig verängstigt von den Bildern, die sich wie der Rauch einer eben gelöschten Kerze nur sehr langsam auflösten. Kleine Kinder hatte sie gesehen, Jungen natürlich, kaum älter als ein paar Wochen. Mit ihren dicken Bäuchen und Babyspeck an den Ärmchen und Beinchen trieben sie wie menschliche Ballons in mit bläulich leuchtender Flüssigkeit gefüllten, großen Glasbehältern, in denen eigentlich Präparate konserviert wurden. Das dicke, gewölbte Glas wirkte wie eine Lupe und ließ sie unnatürlich groß erscheinen. Ihre Münder waren weit aufgerissen, und perlmuttfarbene Luftblasen lösten sich von ihren Lippen, stiegen empor wie Quallen. Darin gefangen waren ihre hilflosen Schreie, die auch dann stumm blieben, wenn die Blasen an der Oberfläche zerplatzten. Am entsetzlichsten aber waren die Augen; so riesig, so verzweifelt, mit einer einzigen Frage darin: Warum?

Ihre immer noch vor der Tür schwebende Hand begann zu zittern. Sie nahm sie herunter, schloss die Augen und presste beide Handballen darauf. Die Traumfetzen waren hartnäckig, sie ließen sich nicht so einfach vertreiben. Nicht, wenn sie weiterhin hier herumstehen würde. Außerdem war das Essen fertig, seit fünfzehn Minuten schon, und der Hackbraten würde kalt werden, wenn sie sich nicht endlich traute zu klopfen. Kaltes Essen konnte er nicht ausstehen.

Nicola atmete tief ein und aus, und als sie eben die Hand wieder heben wollte, spürte sie einen kühlen Luftzug auf ihren Wangen.

Sie riss die Augen auf.

In der geöffneten Tür stand er groß und überwältigend vor ihr, und wie immer schrumpfte sie selbst zusammen unter seinem stechenden Blick. Sein rechtes oberes Lid zuckte einmal kurz – sie wusste nur zu gut, was das bedeutete.

Mit beiden Händen stieß er sie weg. Sie taumelte zurück, prallte hart gegen die Wand, schlug mit dem Hinterkopf dagegen und hörte ein trockenes Knacken durch ihren Kopf hallen. Den Schmerz nahm sie kaum wahr, denn in die Benommenheit drängte sich machtvoll ein Bild, das alles andere verblassen ließ.

Denn als er sie gestoßen hatte, war ihr ein Blick über seine linke Schulter

hinweg in den Raum hinter ihm gelungen – die Garage lag tiefer als der Rest des Hauses, und er stand auf der unteren von zwei Stufen.

»Belauschst du mich etwa?«, schrie er, trat in den Flur, zog die Tür hinter sich zu und schloss ab. »Spionierst du mir etwa nach?«

Nicola wollte ihrem Mann antworten, ihm sagen, dass das Essen fertig war, doch sie war viel zu benommen und wie gelähmt durch den Anblick, der sich wie ein Abbild der Sonne auf ihren Augen festgebrannt hatte.

Was sie dort gesehen hatte, auf dem ausgeklappten Tapetentisch aus Aluminium ... Nein, das konnte nicht sein!

Sie wünschte, nicht hingesehen zu haben.

Sie wünschte, sich getäuscht zu haben.

Ja! Sie hatte sich getäuscht. Ganz sicher!

Wolkenfetzen wischten am Nachthimmel entlang. Im Hintergrund strahlte ein nahezu runder Mond und ließ die zerfransten Ränder der Wolken messerscharf erscheinen. Sein Licht überzog den ansonsten pechschwarzen Straßenbelag mit der bleichen Farbe alter Knochen. Die Schatten kahler Bäume lagen wie Barrieren darauf, und Miriam Singer steigerte sich in die Wahnvorstellung hinein, ihr kleiner Wagen würde dagegen prallen, sich verformen, der Motorblock würde ihre Beine zerquetschen und sie töten. Alles in ihr sträubte sich dagegen weiterzufahren.

Sie nahm den Fuß vom Gaspedal, und der Wagen wurde langsamer.

Nervös zuckte ihr Kopf hin und her.

Der Angriff kam überraschend und von allen Seiten. Die Bäume neigten sich zur Fahrbahn hin, riesige Hände griffen nach ihr und kratzten über das Dach des Wagens.

Ein kreischendes Geräusch schallte durch die Nacht, lauter noch als der Schrei, den Miriam selbst ausstieß. Die Fahrbahn platzte auf, und kleine Vulkane spuckten heißen Asphalt empor, der gegen die Windschutzscheibe klatschte. Risse entstanden, dann breite Klüfte. Verzweifelt riss sie am Lenkrad, versuchte, ihren Wagen zwischen diesen dunklen Löchern hindurchzumanövrieren.

Was in Gottes Namen passiert hier?

Kopfschmerz und Schwindel fielen über Miriam her, zusätzlich wurde ihr Gesichtsfeld immer enger, die Straße immer schmaler, bald war sie

nicht mehr als ein Grat, zu dessen Seiten tiefe Abgründe lauerten. Ein unmenschliches Geräusch löste sich von ihren Lippen, bevor sie auf das Bremspedal trat und ihr kleines blaues Auto am Straßenrand stoppte. Als der Wagen stand, brach sie über dem Lenkrad zusammen. Weil sie nicht mehr sehen wollte, wie der Wald auf sie zustürzte, schloss sie die Augen. Sie fühlte, wie eine bleierne Müdigkeit sich ihres Körpers bemächtigte, und hatte plötzlich Angst, sterben zu müssen.

Miriam Singer schlug mit ihrer Stirn auf das Lenkrad, wieder und wieder. Die Müdigkeit musste weg, die Bilder mussten weg, das alles konnte doch nicht wirklich sein. Bäume besaßen keine Hände! Bäume konnten nicht nach einem Auto greifen, und Straßen verwandelten sich nicht in Vulkane.

Unvermittelt pochte es an der Seitenscheibe.

Hart und fordernd.

Miriam erschrak, riss den Kopf herum und wich so weit von der Scheibe zurück, wie es in der Enge des Wagens möglich war. Gleißend helles Licht explodierte im Wageninneren, fand ihr Gesicht und steigerte die Schmerzen in ihrem Kopf zu einem wahren Feuerregen heißer Nadelstiche.

Schützend hob sie einen Unterarm vor ihr Gesicht.

»Nein, nicht!«, schrie sie.

Es klopfte wieder, und das grelle Licht wurde zu einem matten Glimmen.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte eine dumpfe und verzerrt klingende Stimme, die von allen Seiten gleichzeitig in entsetzlicher Lautstärke in ihren Kopf einzudringen schien.

Vorsichtig ließ sie ihren Arm sinken und spähte darüber hinweg, bereit, ihn sofort wieder hochzureißen, sollte sie abermals geblendet werden. Doch obwohl eine weitere Lichtexplosion ausblieb, konnte sie nicht viel sehen. Auf beiden Pupillen pulsierten grelle Lichtflecken.

Die Fahrertür wurde aufgezogen, und ein Schwall kalter Luft schlug Miriam entgegen.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

Hinter der Taschenlampe zeichnete sich ein großer Schemen ab, der alles hätte sein können: Mann, Frau, Monster, Dämon. Und da in ihrem Kopf alles drunter und drüber ging, glaubte sie an Letzteres.

»Ich ... Ich ...«, stotterte sie.

Der Fremde beugte sich ins Auto. »Ich wollte Sie nicht erschrecken, ich dachte nur ... Mein Gott! Sie sehen aus, als hätten Sie einen Herzanfall gehabt. Soll ich einen Rettungswagen rufen?«

Er klang besorgt, ehrlich besorgt, und Miriams Misstrauen begann zu schmelzen.

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein ... Ich weiß auch nicht ... Ich kann mich nicht bewegen.«

Sie konzentrierte sich auf das Gesicht, doch es blieb ein undeutlicher heller Fleck im Dunkel. Lichtpunkte tanzten noch immer auf ihren Pupillen, und Tränen verschleierten den kümmerlichen Rest ihrer Sehkraft.

»Kommen Sie! Steigen Sie aus, und atmen Sie tief durch. Ich helfe Ihnen, kommen Sie!«

Er löste den Gurt und kam ihr dabei ganz nah. Sie konnte teures, intensives Parfum riechen. Schlagartig wurde Miriam etwas klar: Dies war jetzt der Moment, vor dem sie sich schon immer gefürchtet hatte, für den sie Woche für Woche das harte Training auf sich nahm. Sie war die Beste, der Liebling ihres Trainers, sie war gewappnet und musste sich nicht fürchten ... Was für ein Selbstbetrug, was für eine billige Täuschung. Ein plötzlicher Schwächeanfall, eine Erkrankung, was auch immer, und sie war wieder das kleine schutzlose Mädchen, so wie früher. Da sie ihre Hand nicht bewegte, griff er einfach zu, umschloss ihr Handgelenk und zog daran.

»Keine Angst. Ich tue Ihnen nichts.«

Ein kräftiger Ruck, und schon stand sie neben ihrem Wagen. Der Mann lehnte sie gegen die hintere Tür. Er stand jetzt ganz dicht bei ihr, so dicht, dass sie seinen Atem spüren konnte. Außerdem drückte er sein Becken gegen ihres, vielleicht, damit sie nicht umkippte.

Vielleicht.

Miriam wischte sich mit dem Handrücken über ihre Augen, und als sie sie wieder öffnete, zuckte sie zurück. Plötzlich hatte der Mann ein Gesicht! Eines, das ihr vage bekannt vorkam. Aber das konnte nicht sein! Wieso sollte ausgerechnet er ...

»Geht's wieder?«, fragte der Fremde.

Das Gesicht verschwand, zurück blieb ein weites, leeres Nichts, das sich

mit Schwärze zu füllen begann.

»Ich ... muss mich hinsetzen«, flüsterte Miriam und sank zu Boden.

Noch bevor sie den Asphalt berührte, hatte sie das Bewusstsein verloren.

»Vier von hundert!«

Die Dozentin, Frau Doktor Barbara Sternberg, legte eine Kunstpause ein. Sie griff nach dem Wasserglas auf dem Tisch vor sich, nippte daran und ließ den anwesenden Zuhörern und Zuhörerinnen genügend Zeit, sich mit dieser Zahl vertraut zu machen.

»Vier von hundert«, wiederholte sie dann unnötigerweise und, wie Nele Karminter fand, etwas effektheischend.

Aber es verfehlte seine Wirkung nicht. Große, fragende Augen, Kopfschütteln, Tuscheln und hastiges Notieren sprachen Bände. Nele ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. Darin saßen fünfundzwanzig erfahrene und hartgesottene Polizistinnen und Polizisten. Letztere waren in diesem Fortbildungskurs klar in Unterzahl: sechs von fünfundzwanzig, wie Frau Doktor wohl gesagt hätte. Sie alle wühlten tagtäglich in den dunkelsten Abgründen menschlichen Verhaltens, und sie alle waren schockiert von dieser banalen Zahl.

Nele Karminter selbst war es auch gewesen, nachdem sie sie vor ein paar Wochen zum ersten Mal gehört hatte. Auch heute fühlte sie sich bei der Vorstellung alles andere als wohl. Diese Zahl besagte nämlich nichts anderes, als dass sie den Krieg schon verloren hatten. Nicht jeden einzelnen Kampf, auf keinen Fall, dann würde sie nicht nach Feierabend hier sitzen. Aber einen finalen, alles entscheidenden Sieg würde es nicht geben. Nicht gegen diese Legion.

»Ich weiß, was jetzt in Ihren Köpfen vorgeht, meine Damen und Herren. Ich weiß es sehr gut, glauben Sie mir. Doch so unvorstellbar Ihnen diese Zahl auch vorkommen mag, sie ist wissenschaftlich belegt. Sie ist Fakt. Vier von einhundert Menschen haben kein Gewissen. Wir Psychologen bezeichnen das als antisoziale Persönlichkeitsstörung und solche Menschen als Soziopathen, geläufiger ist jedoch der Ausdruck Psychopath. Vier von hundert, meine Damen und Herren. Man könnte auch sagen: einer von fünfundzwanzig.«

Barbara Sternberg war eine schlanke, hochgewachsene Frau von circa eins achtzig. Der Schnitt ihres brünetten, nicht ganz schulterlangen Haares wirkte etwas altmodisch, passte aber perfekt zu ihrer

seriös-eleganten Kleidung. Sie trug eine weiße Bluse zu einem schmal geschnittenen, schwarzen Hosenanzug, einzig das violette Halstuch bildete einen farbigen Kontrast. Nele schätzte sie auf Mitte vierzig. Sie hatte Lachfalten um die weit auseinanderstehenden Augen, und dass sie lachen und scherzen konnte, hatte sie in der bereits vergangenen Stunde des Seminars bewiesen. Jetzt aber behielt sie ihren ernsten Gesichtsausdruck bei, und Nele brauchte ein paar Sekunden, bis sie darauf kam, weshalb.

Natürlich!

Nicht einmal die Teilnehmerzahl dieses Seminars, das die Landesregierung ihren Beamten und Beamtinnen außerhalb der regulären Dienstzeit sponserte und das den Titel »Der unerkannte Soziopath« trug, war zufällig. Zeitgleich mit Nele erkannten auch einige andere, worauf Dr. Sternberg hinauswollte. Eine Frau mit rotem Haar lachte lauthals auf. Sie hatte ein kehliges, fast schon männliches Lachen und zog damit die Blicke auf sich.

»Sie haben es erkannt, nicht wahr?«, sagte Dr. Sternberg. »Nach dem heutigen Wissensstand befindet sich unter uns ein Psychopath oder eine Psychopathin.«

Gelächter. Stuhlbeine scharrten über den Fußboden. Jemand hustete.

»Sehen Sie sich um, meine Damen und Herren. Sehen Sie Ihren Nachbarn oder Ihre Nachbarin an. Sie alle haben sich im Laufe Ihrer Dienstzeit immense Menschenkenntnis angeeignet. Sie spüren schon im Ansatz, ob Ihnen jemand die Wahrheit sagt oder nicht. Also, wer ist es? Wer von Ihnen hat kein Gewissen? So ein eklatanter Mangel müsste uns doch von der Stirn des Betroffenen entgegenschreien.«

Plötzlich war es mucksmäuschenstill, und keiner traute sich, jemand anderen anzuschauen. Die Blicke richteten sich auf die Tür, den Tisch, die eigenen Finger oder den Kugelschreiber, der dazwischen tänzelte.

»Zeig dich!«, rief Doktor Sternberg plötzlich laut, und sogar Nele erschrak.

Alle Ernsthaftigkeit verschwand aus dem Gesicht der Psychologin, und sie lächelte offen und herzlich.

»Da jetzt alle wach und auf der Hut sind, schlage ich vor, wir legen eine Pause von fünfzehn Minuten ein. Stärken Sie sich, und schnappen Sie frische Luft. Nach der Pause wollen wir herausfinden, wie wir den

Psychopathen unter uns entlarven können – denn freiwillig oder auf Zuruf wird er oder sie sich nicht zeigen. Danke!«

Der Applaus war mehr als angemessen. Länge und Lautstärke spiegelten wider, wie die Teilnehmer des Kurses sich fühlten: Sie waren aufgewühlt. Frau Dr. Sternberg hatte sie direkt bei ihren eigenen Ängsten gepackt.

Während sich alle anderen erhoben – am schnellsten die Raucher –, blieb Nele sitzen und beobachtete. Jetzt, in dem allgemeinen Durcheinander, machten heimlich abschätzende Blicke die Runde. Der Samen war bereits aufgegangen: Man suchte nach einem Verdächtigen, jeder für sich.

Nele hatte sich bereits vor drei Monaten für diese Fortbildung angemeldet. Allerdings war sie gerade in den letzten beiden Wochen kaum einmal zum Ausschlafen gekommen, geschweige denn zum Sport oder ins Kino, und schon heute früh beim Aufstehen hatte sie sich darüber geärgert, nach Feierabend noch zum Seminar zu müssen. Sie war urlaubsreif. Die Überlastung machte sich bereits in andauernder Müdigkeit bemerkbar, und das war nicht gut. Jetzt allerdings bereute sie es nicht mehr, diese zusätzlichen zwei Stunden investiert zu haben. Die Frau war wirklich gut, und ihre sympathische Ausstrahlung machte es Nele leichter, eine Entscheidung zu treffen, die sie schon seit Monaten vor sich herschob.

Als der Raum sich geleert hatte, erhob Nele sich, ging zum Pult hinüber und streckte ihre Hand aus.

»Nele Karminter, Hauptkommissarin bei der Kripo Lüneburg. Haben Sie vielleicht eine Minute Zeit für mich?«

Frau Sternberg ergriff ihre Hand und sah Nele fragend an. »Außerhalb des Seminarthemas, nehme ich an?«

Nele nickte. »Es geht eher um etwas Privates. Ich bräuchte den Rat einer Expertin, ohne eine aufsuchen zu müssen ... Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Dr. Sternberg lächelte und schüttelte den Kopf. »Nicht so richtig, aber Sie werden es mir erklären, denke ich. Dauert es lang?«

»Eine halbe Stunde.«

»Nun, das bekommen wir in der Pause nicht hin, und nach Ende des Seminars wird es mir zu spät, da habe ich schon etwas vor.« Sie dachte

einen Moment nach. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wie wäre es, wenn wir uns morgen Vormittag treffen? Ich bin noch übers Wochenende in der Stadt und könnte es einrichten.«

Innerlich stöhnte Nele auf. Morgen war ihr erster freier Samstag seit drei Wochen, und sie hatte sich darauf gefreut. Noch länger aufschieben wollte sie die Sache aber auch nicht.

»Okay«, sagte sie. »Aber nur, wenn es Ihnen wirklich nichts ausmacht.« Sie verabredeten sich für neun Uhr in dem Café gleich gegenüber dem Präsidium.

Nele bedankte sich und wandte sich ab, um den Seminarraum zu verlassen.

»Soko Schranke, nicht wahr?«, rief Frau Dr. Sternberg ihr nach.

Den Begriff hatte Nele schon länger nicht mehr gehört, doch immer noch sorgte er dafür, dass sie zusammenfuhr.

»Richtig«, sagte sie, ohne sich umzudrehen, verließ eilig den Raum und folgte den anderen Teilnehmern in die Lobby.

Dort herrschte ein ordentlicher Lärmpegel. Die, die nicht vor der Tür rauchten, standen mit einem Kaffeebecher in der Hand in Gruppen herum und führten angeregte Gespräche. Nele holte sich ebenfalls einen Kaffee und stopfte sich dabei einige Schokoladenkekse in den Mund – sie hatte mal wieder das Abendessen verpasst und spürte ein unangenehmes Ziehen im Bauch.

Kauend gesellte sie sich zu einer Gruppe Kollegen, in der sie zwei Gesichter kannte; woher, fiel ihr auf die Schnelle nicht ein. Entweder waren ihr die junge Frau und der ältere Mann bei irgendeiner Ermittlung oder aber in dem riesigen Gebäude der Polizeiinspektion Lüneburg über den Weg gelaufen.

»Wir rätseln natürlich eifrig, wer unter uns der Psychopath ist«, sprach die junge Frau sie an.

»Oder die Psychopathin«, vervollständigte ein Kollege, den Nele nicht kannte. Er war groß und dick. Speckfalten stauten sich über seinem blauen Hemdkragen. Schmale Augen in einem feisten Gesicht taxierten sie, in ihrer Unhöflichkeit noch unterstützt von einem anzüglichen Lächeln.

»Wie sieht's aus, Frau Kollegin? Sie haben doch schon Erfahrungen gesammelt. Wie erkennt man einen Psychopathen?«

Nele trank von dem schlechten Kaffee und spülte die letzten Kekskrümel

hinunter. Sie blickte etwas länger als notwendig in die Tasse. Es war klar, worauf der Dicke hinauswollte, und der kaum versteckte Vorwurf in seiner Stimme sollte alle daran erinnern, dass sie den Psychopathen damals eben nicht erkannt hatte. Zumindest nicht, bevor er ihren Kollegen Tim Siebert getötet hatte.

Schließlich sah sie dem Dicken direkt in die Augen. »Wenn er Sie tötet, dann wissen Sie es genau.«

Dem Kollegen gefror sein arrogantes Lächeln. Er hielt Neles Blick noch einen Moment stand, dann wandte er sich ab, um woanders ein Gespräch zu beginnen, in dem er den Ton angeben konnte.

»Ich glaube, *er* ist es«, flüsterte die Kollegin, stellte sich als Tanja Schildknecht vor und streckte Nele die Hand entgegen.

Nele ergriff sie und betrachtete die junge Frau. Sie war höchstens achtundzwanzig, einen Kopf kleiner als sie selbst, trug ihr Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und blinzelte ihr aus wachen braunen Augen zu. Über ihr Kinn zog sich der helle Strich einer Narbe.

Plötzlich wusste sie auch wieder, wo sie die beiden hinstecken sollte.

»Sie gehen bei häuslicher Gewalt vor, oder?«

Tanja Schildknecht nickte. Ihr Kollege streckte ebenfalls die Hand aus und stellte sich als Hartmut Siek vor. Ein Mittvierziger mit vollem, dunkelblondem Haar, Dreitagebart und mürrischem Gesichtsausdruck.

»Wie gefällt es Ihnen bisher?«, fragte Nele.

»Super! Die Sternberg macht das echt gut. Da bleibt jede Info haften.«

»Ich kann mir vorstellen, dass Sie es in Ihrem speziellen Bereich mit einigen Psychopathen zu tun bekommen.«

Tanja schüttelte den Kopf, und ihr Pferdeschwanz schwang eifrig mit, als wolle er die Geste unterstreichen.

»Die meisten sind nur echt verzweifelte Menschen, richtig arme Säue, wenn Sie verstehen, was ich meine. Die haben nie gelernt, ihre Probleme durch Kommunikation zu lösen, also prügeln sie. Das rechtfertigt natürlich nicht ihr Verhalten, aber es ist zumindest eine Erklärung. Aber so einen richtig eiskalten Typen, der seine Frau schlägt, weil es ihn befriedigt ... Das ist selten. Ich hatte bisher nur einen solchen Fall. Die Meyers ... Weißt du noch, Hartmut?«

Hartmut Siek nickte, schien zu dem Gespräch aber nichts beitragen zu wollen.

»Aber der Schrankenmörder, der war doch ein Psychopath, oder?«, fragte Tanja leise.

Und wieder wurde Nele an Karel Murach erinnert, der auf die eine oder andere Art wohl immer Bestandteil ihres Lebens bleiben würde. Er hatte ihre Lebensgefährtin Anouschka Rossberg damals in die Katakomben von Eibia tief im Wald und unter der Erde verschleppt und schwer verletzt. Sie hatte mit viel Glück überlebt, aber der Schrecken verfolgte sie bis heute.

Nele hatte versucht, die Erinnerung zu verdrängen, doch das war nicht möglich. Nicht in diesem Umfeld.

Sie schüttelte den Kopf. »Ehrlich gesagt ... Ich weiß es bis heute nicht. Keine Ahnung, was er war. Deshalb bin ich ja hier. Um diese Menschen besser verstehen und einschätzen zu können.«

Tanja nickte. »Ich auch. Aber manchmal frage ich mich, ob ich diese Leute überhaupt verstehen will.«

Nele sah der jungen Frau in die Augen. Sie entdeckte darin die gleiche Angst, die sie in sich selbst spürte.

Die Angst vor der Bestie Mensch.

Zwei Stunden lang hatte Alexander Seitz konzentriert eine Mail nach der anderen gelesen, und trotzdem hatte er noch nicht einmal ein Drittel des Postfachs geschafft. Jetzt hatte er die Schnauze voll von dem Kinderkram, außerdem tat ihm der Rücken weh, seine Augen brannten, und das Verlangen nach Alkohol wurde immer stärker.

Er lehnte sich nach hinten und streckte die Arme über den Kopf. Mit einer raschen Bewegung ließ er die Halswirbel laut knacken. Dann drehte er sich um, weil er meinte, hinter sich eine Bewegung wahrgenommen zu haben. Natürlich hatte er sich getäuscht. Er war allein in seiner Hütte, wie meistens.

Er brauchte dringend einen Whisky!

Alex griff nach dem leeren Glas vor sich. Dabei blieb sein Blick an dem Teller hängen, auf dem von seinem natürlich vor dem PC eingenommenen Abendessen noch eine mit Käse belegte Scheibe Brot übrig geblieben war, deren vertrocknete Ränder sich nun nach oben bogen. Alex nahm den Teller mit und kippte das Brot in den Mülleimer, aus dem ihm ein Schwall üblen Gestanks entgegenschlug. »Scheiße!«, fluchte er und klappte schnell den Deckel wieder zu. Dann schnappte er

sich den Eimer und brachte ihn hinaus auf die Terrasse. Es war bitterkalt. Die paar Sekunden nur im T-Shirt reichten für ein unangenehmes Frösteln.

Zurück in der Küche entschied er sich spontan gegen einen weiteren Drink, tat stattdessen einen großen Löffel Instantkaffee in eine Tasse und setzte Wasser auf. Während er wartete, dass es kochte, dachte er darüber nach, was er bisher erreicht hatte.

Er gab es nicht gern zu, aber eigentlich war das so gut wie nichts. Der Rechner des Mädchens war total zugemüllt und unstrukturiert. Es würde noch Tage dauern, allein die Mails zu sichten, dabei kotzte ihn das belanglose Palaver jetzt schon an. Wer liebt wen, wer hasst wen, welche Promis ficken zusammen. Als ob die Welt keine anderen Probleme hätte. Aber gut, er bekam eine Stange Geld dafür, also musste er da durch. Und wenn er etwas machte, dann richtig. Er würde keine einzige Mail auslassen, weil jede die Information enthalten konnte, nach der er suchte. Das Wasser kochte. Alex übergoss das Kaffeepulver und kehrte mit der Tasse in der Hand ins Wohnzimmer zurück.

In seiner kleinen Hütte, die als Wochenendhäuschen gebaut worden war, war dies der größte Raum, und er nutzte ihn als Büro, Wohn- und Esszimmer zugleich. Ansonsten gab es nur noch ein Bad und ein winziges Schlafzimmer, in dem man nicht aus dem Bett fallen konnte, weil es zwischen Wänden eingepfercht stand. Aber die Enge störte ihn nicht, denn sobald er die Hütte verließ, erstreckten sich zwei Hektar unbebaute Naturlandschaft vor seinen Augen – Platz genug, um durchzuatmen

Er ließ sich in den Drehstuhl fallen, trank von dem noch viel zu heißen Kaffee und öffnete die nächste Mail.

Sie stammte von einem gewissen Indigo15, natürlich ein Nickname, also konnte sowohl Weiblein als auch Männlein dahinterstecken. Der Schreibstil ließ darauf keinen Rückschluss zu – insofern man überhaupt noch von Schreibstil sprechen konnte. Eher war es eine Anhäufung von Kürzeln, unvollständigen Sätzen oder so unglaublich falsch geschriebenen Wörtern, dass es schon an Körperverletzung grenzte. Wie in den hundertvierzig anderen Mails, die er bisher gelesen hatte, ging es auch hier wieder nur um Musik und die nächsten geilen Partys. Typischer Teenagerkram.

HDGDL Bye Indi!

»Du mich auch«, sagte Alex und klickte die Mail weg.

Die achtzehnjährige Daniela Victoria Gerstein, wohnhaft in dem kleinen Nest Beckedorf am südlichen Rand der Heide, war seit einem Monat verschwunden. Aufgewachsen in gut situiertem Haus, hervorragende Schulnoten, beste Aussichten fürs Abi, scheinbar keine schwerwiegenden Probleme. Während seines ersten Gesprächs mit den Eltern, Siegfried und Elke Gerstein, hatte Alex erfahren, dass von Seiten der Polizei das übliche Programm abgespult worden war. Die Beamten hatten natürlich ebenfalls den PC des Mädchens sowie ihr Zimmer durchsucht und Freunde und Bekannte befragt. Viel mehr war nicht drin, wenn eine Volljährige verschwand, auch wenn sie gerade erst achtzehn geworden war. Streng genommen konnte Daniela frei entscheiden, wo sie sich aufhalten wollte.

Außerdem verschwanden in Deutschland täglich zwischen einhundertfünfzig und zweihundertfünfzig Menschen, viele davon Jugendliche, und die meisten tauchten nach ein paar Tagen wieder auf, um sich doch wieder von Mama bekochen zu lassen. Weitere achtzig Prozent aller Vermisstenfälle erledigten sich binnen eines Monats.

Bei Daniela war es anders.

Der magische Monat war abgelaufen, und es gab keine Spur. Man hatte versucht ihr Handy zu orten, doch das war ausgestellt. Einen eigenen Wagen, nach dem man hätte fahnden können, besaß sie nicht. Kein Anruf, keine Karte, kein Lebenszeichen, nur eine Mutter, die fühlte, dass ihrer Tochter etwas passiert sein musste.

Also hatten die Eltern einen Privatdetektiv engagiert. Einen, der in dem Ruf stand, *jeden* zu finden. Sie hatten Alex bereitwillig den PC ihrer Tochter überlassen und den üblichen Vorschuss von zweitausend Euro bezahlt.

Das war vorgestern gewesen. Aber einen Hinweis, wo er mit der Suche ansetzen sollte, hatte Alex noch nicht. Er war an der Schule gewesen und hatte mit Freunden und Freundinnen geredet. Sie hatten ihn abblitzen lassen und gemeint, Daniela hätte schon ihre Gründe und man solle sie in Ruhe lassen, vor allem ihre spießigen Eltern.

Alex hegte den Verdacht, ein paar von denen wussten, wo Daniela sich aufhielt, würden es ihm jedoch genauso wenig verraten wie der Polizei.

Im Moment sah es danach aus, als sei das Mädchen tatsächlich vor ihren Eltern geflüchtet. Dafür sprachen auch die Informationen, die Alex von ihrem Klassenlehrer am Gymnasium bekommen hatte.

Nach dessen Einschätzung war Daniela ein introvertiertes, sehr intelligentes Mädchen, das sogar selbst Geschichten verfasste. Die, die er im Rahmen seines Unterrichts beurteilt hatte, waren sehr gut gewesen, und in einem kurzen Gespräch hatte sie ihm von ihrem Traum erzählt, Schriftstellerin zu werden. Ein Wunsch, den der Vater als pubertäre Spinnerei abtat.

Alex hatte davon erst nach dem Gespräch mit den Eltern erfahren und sie darum noch nicht darauf ansprechen können, aber so, wie er Siegfried Gerstein, der von Beruf Finanzbeamter war, einschätzte, war es für ein stilles, künstlerisch begabtes, sensibles Mädchen in dem Haushalt nicht einfach. Zuspruch dürfte sie für ihre Leidenschaft nicht gefunden haben. Also hatte sie höchst wahrscheinlich woanders danach gesucht. Wo, das durfte er jetzt herausfinden, und wenn er es herausgefunden hatte, hatte er auch das Mädchen.

Alex trank erneut einen Schluck Kaffee und wollte zur Abwechslung gerade einen Ordner mit der Bezeichnung »Rechnungen« öffnen, als es an der Haustür klopfte.

Misstrauisch zog er die Augenbrauen zusammen.

Kaum jemand wusste, dass er hier lebte, und spontane Besuche bekam er so gut wie nie, schon gar nicht um diese Uhrzeit. Die Wege hier raus waren dunkel, einsam und sehr kurvig.

Er stand auf, durchquerte das Wohnzimmer, betrat den winzigen Flur und schaltete die Außenbeleuchtung ein. Die Haustür hatte einen Glaseinsatz, und dank der spärlichen Beleuchtung zeichnete sich darin ein merkwürdig deformierter Körper ab.

Es klopfte erneut.

Alex drehte den Schlüssel herum und öffnete die Tür.

Jördis stand davor und lächelte ihn an. Trotz der späten Stunde strahlte sie wie immer vor Energie. Ihre grau-grünen Augen leuchteten im Licht der Lampe. Sie trug enge Bluejeans sowie ein graues Oberteil aus Wolle, das ihr bis über die Hüfte reichte und in der schmalen Taille von einem braunen Ledergürtel gerafft wurde. Über ihrer rechten Schulter hing eine große Sporttasche – was die Deformation erklärte.

»Störe ich den alten Herrn zu so später Stunde?«, fragte sie.

Alex warf einen demonstrativen Blick auf seine Armbanduhr.

»Ich hatte Essen auf Rädern erwartet oder die nette Dame vom Pflegedienst ... Aber was soll's, die Putzfrau tut's auch.«

Sie kam ganz dicht heran. Er konnte ihren warmen Atem spüren, der nach Alkohol roch.

»Pass auf, was du sagst, Alter, so ein junges Küken wie mich bekommst du nicht nochmal.«

Jördis war zweiundzwanzig – und damit dreizehn Jahre jünger als er –, sah aber aus wie achtzehn. Sie hatte eine knabenhafte Figur und trug ihr blondiertes Haar sehr kurz. Mit ihren eins achtundsiebzig war sie nur zwei Zentimeter kleiner als Alex, und das machten die hohen Absätze ihrer Stiefel mehr als wett, sodass sie sich Auge in Auge gegenüberstanden. Sie war nicht mehr nüchtern, und diese laszive, enthemmte Stimmung, in der sie sich befand, machte sie noch reizvoller als ohnehin schon.

»Warum hast du nicht angerufen? Ich hätte dich vom Bahnhof abgeholt.«

»Dann wäre es ja keine Überraschung mehr gewesen ... Außerdem hat mich schon jemand abgeholt.«

»Wer?« Klang das ein bisschen zu forsch?, fragte Alex sich.

»Carla. Wir haben auf ihre bestandene Prüfung angestoßen.«

»Wow! Und das nach nur fünfhundert Fahrstunden.«

Endlich erreichten ihre Lippen seine, und sie küssten sich in der geöffneten Tür.

»Lässt du mich rein?«, fragte Jördis.

Alex löste sich nur widerwillig von ihr, trat zurück und ließ sie ins Haus. Noch auf dem Flur ließ sie die schwere Sporttasche zu Boden fallen.

»Was hast du da drin, deinen Hausstand?«

»Was dagegen, wenn ich ein paar Tage bei dir bleibe?«

»Auf keinen Fall.«

Mit einem Ruck drehte sie sich um, presste ihn gegen die Tür und küsste ihn leidenschaftlich. Sie selbst schafften es gerade noch bis ins Schlafzimmer. Ihre Kleider nicht mehr.

Das bleiche Antlitz des Mondes lauerte riesenhaft hinter der schwarzen Armee der Bäume. Immer noch waren sie hinter ihr her, streckten ihre

Äste nach ihr aus und versuchten sie zu fangen. Ein unheimliches Geräusch ging von ihnen aus. Ein zunächst unterschwelliges Raunen, das sich aber schnell zu dem wütenden Knurren eines hungrigen Wolfes steigerte. Es war ganz dicht bei ihr, drang in sie ein, sie schwebte auf dem dunklen Timbre der tiefen Stimme und sah das weit aufgerissene Maul mit den Fangzähnen vor sich.

In diesem Moment erwachte Miriam Singer, und das Knurren des Wolfes verwandelte sich in das gleichmäßige Brummen eines Automotors.

Sie lag auf der Rückbank, die Beine angewinkelt, den Kopf nach rechts gedreht. Speichel lief ihr aus dem Mundwinkel. Jemand hatte eine muffig riechende Decke über sie ausgebreitet, doch die war von ihrem Gesicht gerutscht, sodass sie etwas sehen konnte.

Das bläuliche Licht der Armaturen ließ den Fahrzeughimmel über ihr gespenstisch schimmern. Es reichte aus, um die Hand zu erkennen, die oben auf der Rückenlehne des Beifahrersitzes lag. Eine kräftige, gebräunte Hand mit einem goldenen Ring auf dem Ringfinger. Ganz ruhig und entspannt lag diese Hand dort, einen Finger um den metallenen Stab der Nackenstütze geschlungen. Miriam bewegte vorsichtig ihren Kopf und erhaschte einen Blick auf die Silhouette des Fahrers. Dessen Haar war dunkel und voll und glänzte bläulich. Er hatte kräftige Kiefer, mehr konnte sie aus ihrer Position nicht erkennen.

Die Gedanken wirbelten ihr nur so durch den Kopf.

Sie war entführt worden. Sie würde vergewaltigt und ermordet werden, es sei denn, sie konnte flüchten.

Wo war ihr Handy?

Wo hatte sie es nach dem Training gelassen?

Sie sah sich im Umkleideraum auf der Bank vor den Spinden sitzen, sah sich die Wasserflasche aus der Sporttasche nehmen und einen großen Schluck trinken. Sie war völlig ausgelaugt gewesen, so wie immer. Hatte sie das Handy aus der Tasche genommen? Dieser Automatismus, nach einem Anruf oder einer SMS zu sehen, entzog sich oft der Erinnerung, aber Miriam meinte, genau das getan zu haben. Und danach?

Wahrscheinlich war das Handy wieder in der Tasche gelandet.

Oder doch in der Trainingsjacke?

Miriam bewegte die rechte Hand. So langsam, dass es ihr wie eine

Ewigkeit vorkam, bis sie endlich die seitlich an der Trainingsjacke angebrachte Tasche erreichte. Die Enttäuschung hätte nicht größer sein können. Das Handy war nicht da. Sie wiederholte die Prozedur auf der linken Seite mit demselben Ergebnis.

Was nun?

Denk nach, denk nach, denk nach! Frauen sterben, weil sie den Kopf verlieren, weil sie nicht ruhig bleiben, weil sie in solchen Situationen nicht strukturiert denken, du weißt das!

Nicht in Panik geraten war das erste und wichtigste Gebot.

Waren die hinteren Türen verriegelt?

Miriam wagte es, hob den Kopf ein klein wenig an, konnte aber keinen Verriegelungsknopf sehen. Wahrscheinlich war es ein neuerer Wagen, bei dem nur noch kleine rote Lämpchen anzeigten, ob die Türen verschlossen waren. Egal. Solange er so schnell fuhr, konnte sie ohnehin nicht hinauspringen.

Sie ließ den Kopf wieder sinken, blinzelte aus halb geschlossenen Lidern zum Dach empor und bemühte sich, nicht in Panik zu verfallen. Obwohl sie so angespannt war, schlug ihr Herz auffallend langsam. Außerdem schwitzte sie nicht; sogar ihr Mund war völlig ausgetrocknet, die Lippen klebten aneinander. Irgendetwas stimmte nicht mit ihr. Vorhin dieser alles überwältigende Alptraum, von den Bäumen angegriffen zu werden, nur noch auf einem schmalen Grat zu fahren, und dann ... Sie musste das Bewusstsein verloren haben, denn sie konnte sich nicht daran erinnern, wie sie in diesen Wagen gekommen war.

Plötzlich verschwand die Hand vom Beifahrersitz. Der Mann drehte den Kopf, warf ihr einen Blick zu, sah dann sofort wieder nach vorn, betätigte den Blinker und schaltete die Gänge herunter. Hatte er bemerkt, dass sie wach war? Miriam glaubte es nicht. Dafür war es hier hinten zu dunkel und sein Blick war zu flüchtig gewesen. Es konnte nur von Vorteil für sie sein, wenn er weiterhin glaubte, dass sie ohne Bewusstsein war.

Der Wagen wurde langsamer. Das zuvor gleichmäßige Summen der Reifen auf Asphalt wurde abgelöst von Knirschen und Holpern. Er hatte die Straße verlassen und war auf einen unbefestigten Weg abgebogen. Miriams Magen zog sich zusammen. Ein unbefestigter Weg konnte nur bedeuten, dass sie sich fernab der Stadt und fernab irgendwelcher Häuser

befanden. Auf sich aufmerksam machen war das zweite Gebot, doch das konnte sie vergessen, wenn es in der Nähe niemanden gab, der ihre Schreie hören würde.

Blieb nur noch das dritte und letzte Gebot: Nicht zum Opfer werden! Obwohl die Angst in ihr immer mehr Raum einnahm, wollte Miriam sich unbedingt an die Gebote ihres Trainers halten und alles dafür tun, damit der Fremde kein leichtes Spiel mit ihr haben würde.

Der Wagen hielt, der Motor erstarb.

Sie hörte, wie der Zündschlüssel abgezogen wurde, dann kehrte Stille ein. Der Mann saß einfach nur da, schien nicht einmal mehr zu atmen. Auf was wartete er? Beobachtete er die Umgebung, um sich davon zu überzeugen, dass er allein war?

Miriam drückte sich schmerzhaft die Fingernägel in die Handballen und presste die Kiefer fest aufeinander, versuchte so, das Zittern zu unterdrücken.

Immer wenn das Mondlicht die zerrissene Wolkendecke durchbrach, wurde es etwas heller im Wagen, und sie hätte die Chance gehabt, einen Blick auf den Fremden zu werfen. Doch sie traute sich nicht, ihre Augen mehr als nur einen schmalen Spalt zu öffnen.

Der Mann bewegte sich und brachte den Wagen ins Schaukeln. Sie spürte ihn ganz nahe, konnte seinen leisen Atem hören. Er starrte sie an, wollte herausfinden, ob sie noch bewusstlos war.

Ruhig, ganz ruhig, hier im Auto wird er dir nichts tun ...

Miriam konzentrierte sich, ließ ihren Atem ruhig und gleichmäßig fließen. Stoisch ertrug sie seinen nicht enden wollenden Blick. Eine Minute lang fraß er sich in ihre Eingeweide, und währenddessen meinte sie sogar, den Hass zu spüren, den er für sie empfand.

Dann wandte er sich ab, stieß die Tür auf und stieg aus.

Miriam wagte einen schnellen Blick. Sie sah nur den Umriss des Mannes neben dem Wagen, wo er wieder minutenlang stehen blieb, während die Panik immer stärker wurde in ihr.

Du schaffst das, du schaffst das, er ist dir nicht gewachsen, wiederholte sie in Gedanken immer wieder. Ein Mantra zu haben war wichtig, hatte ihr Trainer Cem gesagt. Ein Mantra ließ keinen Raum für Zweifel und Angst, keinen Raum für destruktive Gedanken, motivierte das Unterbewusstsein und lenkte den Fokus auf ein bestimmtes Ziel. Boxer

gingen auch so vor, hatte er behauptet.

Er tauchte an der hinteren Tür auf, öffnete sie und beging damit genau den Fehler, auf den Miriam gehofft hatte.

Erst als er sich ins Wageninnere beugte und eine Hand auf ihren Unterschenkel legte, hob sie den Kopf, orientierte sich kurz und stieß dann mit aller Kraft zu. In ihren Oberschenkelmuskeln steckte eine Menge Kraft. Drei Mal die Woche zehn Kilometer laufen hatte harte Muskeln geformt.

Sie trat ihm mit voller Wucht gegen die Brust.

Mit einem Ächzen verschwand er aus dem Wageninnern.

Auch sie robbte hinaus.

Lang hingestreckt lag er neben dem Wagen und rührte sich nicht. Ob sie ihn ernsthaft verletzt hatte, konnte Miriam nicht erkennen, aber für den Moment war er kampfunfähig, und das musste sie ausnutzen.

Weg!

Sofort!

Doch da trat er schon nach ihr und erwischte sie am Schienbein. Er trug Stiefel mit harter Sohle, der Tritt war äußerst schmerzhaft.

Miriam schrie auf, laut und gellend. Ihr Schrei hallte ein paar Mal wider, so als befände sie sich zwischen Gebäuden. Sie taumelte ein paar Schritte von ihm weg und schrie um Hilfe. Vielleicht lebten ja doch Menschen hier!

Der Mann kam nur mühsam auf die Knie, schaffte es aber aufzustehen.

Er war groß, seine Haltung signalisierte Kraft und Entschlossenheit.

Obwohl Miriam wusste, dass sie längst hätte abhauen sollen, hatte sie plötzlich nur noch Augen für ihn. Sie fühlte sich in seinem Blick gefangen wie eine Maus in dem einer Schlange. Seine Augen leuchteten, als schlugen Flammen aus seinen Pupillen.

Nein, nein, nein, das bildest du dir nur ein.

Unvermittelt stürzte er auf sie zu, aber Miriam hatte mit dem Angriff gerechnet und konnte jetzt die Techniken abrufen, die sie in unzähligen Trainingseinheiten erlernt hatte, die zu einem Automatismus geworden waren. Mit einer schnellen Bewegung stellte sie sich seitlich zu ihm, packte seinen ausgestreckten rechten Arm, nutzte seinen Schwung aus und schleuderte ihn zu Boden. Sofort setzte sie nach, denn wer aus Mitleid abwartete, hatte schon verloren. Ihr erster Tritt traf ihn in den

Bauch. Der zweite seinen Oberschenkel, und das tat ihr wahrscheinlich mehr weh als ihm.

»Du Wichser!«, schrie sie ihre Wut und Angst hinaus. »Das hast du dir so gedacht, du erbärmlicher Feigling!«

Den nächsten Tritt platzierte sie in seine Weichteile und legte all ihre Kraft hinein. Diesmal gab er ein lautes Stöhnen von sich und rollte sich zusammen.

Miriam wollte gar nicht wissen, wie schwer sie ihn verletzt hatte. Sie drehte sich um und lief.

»Sie haben ihn in der Pause nicht ausfindig machen können und erwarten jetzt, dass ich den Soziopathen enttarne, richtig?«

Im Seminarraum hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen, hätte wahrscheinlich sogar noch den Hall hören können. Frau Dr. Sternberg stand mit vor der Brust verschränkten Armen an das Pult gelehnt da und ließ ihren Blick schweifen.

»Wissen Sie, ich halte diese Art von Vortrag zwölf Mal im Jahr. Nicht immer vor Beamten wie Ihnen. Ich halte ihn auch vor Gruppen von Frauen, die Opfer eines Psychopathen geworden sind. Warum kommen diese Frauen in mein Seminar? Was meinen Sie?«

»Damit es ihnen nicht noch einmal passiert«, schlug jemand vor.

»Sollte man meinen. Und diesen Grund geben die Frauen auch an, doch das ist nicht die ganze Wahrheit. Natürlich würden sie von mir gern ein Patentrezept an die Hand bekommen, das sie in Zukunft vor solchen Menschen schützt. Wer würde das nicht wollen? Wenn das aber nicht der *wirkliche* Grund dafür ist, dass diese Frauen meine Seminare besuchen, welcher ist es dann? Kann sich das jemand von Ihnen vorstellen?«

Niemand sagte etwas.

»Absolution«, rief Nele in die Stille hinein.

Sofort ruckten alle Köpfe in ihre Richtung.

Dr. Sternberg warf ihr ein Lächeln zu und nickte.

»Dieses Wort hätte ich nicht gewählt, aber es trifft den Nagel auf den Kopf. Absolution. Lassen wir den religiösen Charakter einmal beiseite. Absolution ist hergeleitet vom lateinischen absolvere und bedeutet loslösen, freisprechen.«

Dr. Sternberg trat von ihrem Pult zurück und ging auf und ab.

»Diese Frauen erwarten, dass ich sie von einer Schuld freispreche. Sie

fühlen sich schuldig. Finden Sie das nicht merkwürdig? Sie sind Opfer eines Psychopathen geworden, und Opfer tragen doch keine Schuld. Woher also dieser Wunsch?«

»Ich kann mir vorstellen, worauf sie hinauswollen«, sagte Tanja Schildknecht.

»Na, dann raus damit.«

»Sie sprechen von Frauen, die an der Seite von Psychopathen gelebt haben, oft jahrelang, ohne es zu merken. Die glauben echt, sie seien selbst schuld, weil sie sich haben täuschen lassen. So wie es auch uns gehen würde, wenn so ein Typ neben uns sitzt.«

»Genau! Aber es geht noch darüber hinaus. Viele dieser Frauen haben nicht nur passiv an der Seite eines Gewissenlosen gelebt, nein, sie haben ihn auch noch aktiv unterstützt, haben sich vor seinen Karren spannen lassen, sich schützend vor ihn gestellt, ihm Mitleid gespendet. Auch als sie erkannten, dass mit ihrem geliebten Partner etwas nicht stimmt, machten sie weiter – weil der Gewissenlose es ihnen einfach machte. Psychopathen sind ausnahmslos hervorragende Lügner und Schauspieler. Selbst wenn man die Anzeichen kennt oder wenn man schon etwas ahnt, so wie diese Frauen, kann man sich nicht sicher sein. Vielleicht verheimlicht der Psychopath Ihnen gerade das, worauf Sie zu achten gelernt haben.«

»Also *kann* man sie gar nicht erkennen?«, fragte ein Teilnehmer.

»Doch, man kann. Es gibt Methoden, einen Gewissenlosen zu erkennen. Diese zu vermitteln, Sie dafür zu sensibilisieren, dafür habe ich dieses Seminar ins Leben gerufen. Die Gewissenlosen machen uns anderen, die wir ein Gewissen haben, die wir Mitleid empfinden, jeden Tag aufs Neue das Leben schwer. Und ich denke, es ist an der Zeit, etwas dagegen zu tun. Finden Sie nicht auch?«

»Das würden wir nur zu gern«, sagte ein Beamter mit Vollbart und dickem Bauch. »Aber ich glaube trotzdem, es ist, wie eine Kollegin vorhin in der Pause gesagt hat: Man erkennt ihn erst, wenn man sein Messer im Rücken hat.«

»Ein anschauliches Bild«, sagte Dr. Sternberg. Ihr Blick glitt zu Nele hinüber und verharrte einen Moment bei ihr, bevor sie sich dem letzten Sprecher zuwandte.

»Aber so weit müssen wir es nicht kommen lassen. Nicht in jedem Fall.«

Sie schaltete den Laptop ein. An der weiß getünchten Stirnwand des Seminarraums tauchte ein einziges Wort auf.

Gewinnen.

Sie ließ das Wort zunächst auf die Anwesenden wirken.

»Soziopathen wollen um jeden Preis gewinnen. Sie wollen mit uns spielen und gewinnen. Sie wollen unser Geld, unseren Stolz, unser Mitleid, unsere Kraft, manche wollen auch unser Leben, aber das sind die wenigsten. Ein überdurchschnittliches Bedürfnis nach Stimulation treibt sie an, lässt sie niemals ruhen. Sie können und wollen sich nicht um andere Menschen kümmern, bauen keine Beziehungen um der Emotionen willen auf. Das Einzige, was den Gewissenlosen bleibt, ist der Sieg. Gewinnen um jeden Preis.«

»Aber will das nicht jeder?«, fragte Tanja Schildknecht.

Frau Dr. Sternberg sah sie an. »Sie haben vorhin, als es in die Pause ging, den anderen die Tür aufgehalten und sind aus diesem Grund wahrscheinlich zuletzt am Kaffeeautomaten gewesen, haben in Kauf genommen, keinen mehr zu bekommen. Sie wollten nicht die Erste sein, wollten nicht gewinnen.«

»Aber das sind doch Banalitäten!«

»Im Banalen finden sich häufiger soziopathische Grundzüge als in auffälligem Verhalten. Die wenigsten Soziopathen sind Serienmörder. Die allermeisten spielen kleinere Spiele, die wir anderen nicht bemerken. Aber auch dabei finden sie ihre Opfer, und die leiden nicht weniger, nur weil sie mit dem Leben davonkommen. Achten Sie zukünftig gerade auf die banalen Zeichen.«

»Und welche sind das?«

Frau Dr. Sternberg ließ ihren Blick über die Seminarklasse gleiten.

»Mitleid«, sagte sie schließlich laut und deutlich. »Psychopathen wollen bemitleidet werden.«

Laufen!

Du musst laufen, so schnell du kannst!

Links und rechts duckten sich niedrige Gebäude, doch Miriams anfängliche Hoffnung, sich in bewohntem Gebiet zu befinden, zerschlug sich schnell. Das waren keine Häuser, sondern so etwas wie Lagerhallen. Also lief sie in die einzige Richtung, in der kein Gebäude stand, und erreichte schnell die Teerstraße, von der sie vorhin abgebogen waren.

Dank der Schneereste und des immer wieder hervorbrechenden Mondes konnte sie einigermaßen sehen. Sie befand sich auf einer Anhöhe. Irgendwo dort vorn, in einer schwer einzuschätzenden Entfernung, schwebten winzige Lichter in der Dunkelheit.

Dorthin musste sie!

Lichter bedeuteten Leben!

Nach ein paar Minuten bog sie von der Teerstraße auf einen Schotterweg ab, weil die Lichter sich nach links verschoben. Der Weg wurde schnell schmaler und führte als Trampelpfad in ein tiefer gelegenes Waldstück. Miriam blieb stehen. Sie war außer Atem, aber längst nicht am Ende ihrer Kraft. Dafür war sie viel zu gut trainiert. Was sie jetzt tat, entsprach nicht Cems Anweisungen. Wenn man sich für die Flucht entschieden hatte, sollte man auch flüchten, und zwar, ohne zu stoppen und ohne sich umzusehen. Nur laufen, so schnell man konnte, dabei ein Ziel anvisieren, möglichst belebte Plätze oder zumindest eine befahrene Straße.

Aber so etwas gab es hier draußen nicht.

Miriam drehte sich im Kreis.

Wohin?

Sie entschied sich für den Wald. Nicht nur, weil sie sich darin besser verstecken konnte, sondern auch weil auf dessen anderer Seite die Lichter lagen. Ein kleines Dorf, ein Gehöft vielleicht, völlig egal, solange dort Menschen lebten, die ihr helfen würden.

Die Sporthose aus schwarzem Funktionsmaterial war dünn und schützte nicht vor den Brombeerranken, die wie große Krallen in den Weg hineinragten. Die Dornen verhakten sich in dem Material, rissen Löcher hinein, und schon nach wenigen Metern spürte sie, wie sie auch Löcher in ihre Haut rissen. Es tat weh, aber nicht so sehr, wie es wehtun würde, wenn der Typ sie erwischte.

Der Weg wurde immer abschüssiger und rutschiger. Über ihr schlossen sich die laublosen Kronen der Erlen und Pappeln zu einem löchrigen Dach, das nicht mehr viel vom Mondlicht hindurchließ. Die Sicht wurde schlechter. Dünne Zweige schlugen ihr ins Gesicht. Sie befürchtete, einen Ast ins Auge zu bekommen, und wurde langsamer. Schließlich blieb sie abermals stehen und hielt sich an einem Baumstamm fest. Sie lauschte, aber leider waren ihr eigener Atem viel zu laut und ihr Herzschlag zu heftig.

Plötzlich ein lautes Knacken irgendwo über ihr. Also war er ihr doch auf den Fersen, wollte sie nicht einfach so entkommen lassen.

Miriam ließ den Baum los, setzte zum Spurt an, glitt aber aus, bevor sie den ersten Schritt tun konnte. Sie fiel auf den Hintern und rutschte den steilen Weg hinab. In Panik griff sie wild in die Dunkelheit hinein und erwischte einen der unteren Äste eines Strauches. Daran klammerte sie sich wie eine Ertrinkende in einem reißenden Fluss, meinte sogar, Wasser rauschen zu hören.

Über ihr flammte eine Taschenlampe auf. Der Lichtstrahl ging zunächst in die Kronen der Bäume hinauf, wanderte dann abwärts und suchte den Boden ab. Der Mann war vielleicht dreißig Meter entfernt und befand sich halb links von ihr.

Miriam ließ den Ast los und rutschte weiter den Hang hinab. Etwas stach ihr in den Oberschenkel und schrammte schmerzhaft an ihrem Bauch entlang. Schließlich spürte sie eiskaltes Wasser an ihren Füßen, und ihre Rutschpartie war beendet. Sie stand bis über die Fußgelenke in fließendem Wasser, schräg mit dem Oberkörper gegen das lehmige Ufer gelehnt.

Über ihr durchbohrte der Lichtstrahl die Dunkelheit.

Miriam ließ sich weiter ins Flussbett hinab. Sie hielt den Atem an, als ihr Becken ins Wasser geriet. Für ihren von der Flucht erhitzten Körper war die Temperatur ein Schock. Auf Händen und Knien schob sie sich eng ans Ufer gepresst im Bachbett voran, bis sie eine Stelle entdeckte, an der sie sich unter das überspringende Ufer ducken konnte. Es war nur eine flache Nische, in die sie kaum hineinpasste, aber da der Mann von oben kam, würde er sie nicht entdecken, auch nicht mit seiner Taschenlampe. Dazu müsste er schon in den Bach steigen – was er hoffentlich nicht tun würde.

Die Kälte schlug gnadenlos zu, als Miriam kaum eine halbe Minute in ihrem Versteck hockte. Sie begann unkontrolliert zu zittern, zog die Knie eng an ihren Oberkörper und umschlang sie mit den Armen. Über ihr ragten Wurzeln aus dem Lehm Boden. Wasser perlte daran herab, tropfte auf ihr Haar, in den Nacken, zwischen die Brüste. Ihre vom Wasser umspülten Füße wurden rasch taub.

Miriam wusste, sie durfte dieses Versteck nicht verlassen, bevor der Mann nicht verschwunden war. Sie biss die Kiefer fest aufeinander, um

das verräterisch laute Klappern ihrer Zähne zu unterdrücken. Aus weit aufgerissenen Augen versuchte sie etwas von dem Licht der Taschenlampe zu erhaschen.

Plötzlich tauchte die flache Scheibe des Lichtkegels im Bachbett auf, schwamm ein paar Meter rechts von ihr auf dem Wasser, zuckte dann hin und her und tastete das jenseitige Ufer ab. Er suchte nach Spuren. Über sich konnte sie die schweren Schritte des Mannes spüren. Zweige knackten. Er stand jetzt praktisch über ihrem Kopf. Sie hörte ihn atmen. *Hoffentlich hält das Ufer, hoffentlich hält das Ufer!*

Lehmbrocken fielen herab, landeten auf ihren Schultern und platschten ins Wasser. Sofort zuckte der Lichtkegel dorthin. Wenn sie die Hand ausstreckte, würde sie in den hellen Strahl hineinfassen, so nah war er. Nach ein paar Minuten verschwand das Licht, und Miriam hörte, wie er sich entfernte.

Er hatte aufgegeben!

Sie wartete noch ab, bis sie lange Zeit weder ein Licht gesehen noch ein Geräusch gehört hatte. Als sie sich schließlich bewegte, waren ihre Füße und Unterschenkel taub von der Eiseskälte des Wassers. Mühsam stakste sie zum anderen Ufer hinüber, konnte dabei aber kaum das Gleichgewicht halten und stolperte ein ums andere Mal.

Auf allen vieren erklimmte sie den Hang, zog sich dabei an Ästen und Sträuchern hoch und hielt erst inne, als am Rande der Senke der Wald endete. Dort ließ sie sich zu Boden fallen. Ihr Atem raste, ihre Finger schmerzten. Sie brauchte einen Moment Pause, wusste aber, dass sie keine Zeit verlieren durfte. Vielleicht kannte er sich hier aus und wusste, wo er sie abpassen konnte.

Nach einer halben Minute kämpfte Miriam sich wieder auf die Beine und lief in einer tiefen, hart gefrorenen Traktorspur weiter.

Nicht aufgeben.

Nur noch ein paar Hundert Meter, dann hast du es geschafft.

So sehr sie sich auch zu motivieren versuchte, Miriam wurde doch immer langsamer. Sie hatte keine Kraft mehr, ihre Akkus waren leer, außerdem fühlte sie sich, als stecke sie im Körper einer alten Frau. Schließlich erreichte sie eine Straße. Sie verlief in einem weiten Bogen um die Hügelkuppe auf die Lichter zu.

Die Hände um den Oberkörper geschlungen, humpelnd und vor Kälte

und Erschöpfung zitternd, setzte Miriam in gleichmäßigem Rhythmus einen tauben Fuß vor den anderen. Der Mond schien ihr in den Rücken, und ihr Schatten fiel lang voraus auf die Straße. Sie konzentrierte sich darauf, versuchte den Schatten einzuholen, ließ sich von ihm ziehen, so wie sich ein Langstreckenläufer von einem Sprinter ziehen ließ. Dabei geriet sie in Trance, spürte ihre Lider immer schwerer und ihre Gedanken immer träger werden.

Das Auto bemerkte sie erst, als es direkt neben ihr scharf abbremste. Gegen zweiundzwanzig Uhr parkte Nele Karminter ihren Wagen am Straßenrand vor dem roten, viergeschossigen Gebäude, in dem sie ihre Mietwohnung hatte.

Im Radio lief gerade »Chasing Cars« von Snow Patrol, ein Lied, das sie besonders mochte, weil es ihr das Gefühl vermittelte, über den Dingen zu schweben, besonders wenn sie mit dem Auto unterwegs war. Mit geschlossenen Augen blieb sie so lange sitzen, bis der letzte Ton verklungen war, erst dann stieg sie aus.

Der fast volle Mond schwebte über dem Dachfirst des Hauses. Sein silbriges Licht floss die Pfannen hinab und verwandelte sie in eine metallene Haut. Auf den Scheiben der anderen Fahrzeuge in der Straße hatte sich längst wieder eine Frostschrift gebildet, in der es kristallen funkelte.

Nele musste an ihre Mutter denken, die die Zeit um den Vollmond »Bleiche Tage« nannte. Vor fast zwei Wochen hatten sie zuletzt miteinander telefoniert, und ein Besuch war längst überfällig – wie so vieles andere auch. Den Friseurtermin hatte sie bereits zweimal abgesagt, und sie fühlte sich unwohl mit ihrem blonden Haar, das in den Ansätzen dringend nachgefärbt werden musste, weil es grau zu werden begann. Nele ging langsam zum Haus hinüber und genoss dabei die kalte Luft auf ihren Wangen. Sie hatte nichts gegen den Winter, der in diesem Jahr scheinbar gar nicht enden wollte. Für Sonntag war sogar ein Blizzard angekündigt. Verrücktes Wetter!

Im Hausflur nahm sie die Post aus dem Kasten und sah sie durch, während sie die Stufen in den dritten Stock hinaufging. Nur Werbung und die Gehaltsabrechnung für den vergangenen Monat. Natürlich dieselbe Summe wie immer, dabei hätte es doppelt so viel sein müssen angesichts der Überstunden, die sie abgerissen hatte.

Ihre Wohnung war zwar warm, fühlte sich aber verlassen und unbewohnt an. Nele verbrachte nur noch wenig Zeit allein darin. Meist war Anou entweder schon da, oder sie kamen gemeinsam nach Hause. Allerdings hatte Neles Lebensgefährtin bis Samstagabend Bereitschaft, weswegen sie auch nicht zu dem Seminar mitgekommen war.

Nachdem Karel Murach damals in Anouschkas Wohnung eingebrochen war und sie daraus entführt hatte, konnte Anou dort nicht mehr allein sein. Sie war für zwei Monate ganz bei Nele eingezogen, bis sie eine andere Wohnung gefunden und sich dort eingerichtet hatte. Weiterhin zusammenzuleben, vielleicht sogar für immer, das hatte nie im Raum gestanden, und jetzt, während Nele in die ihr so leer scheinende Wohnung starrte, fragte sie sich, warum eigentlich nicht. Wer von ihnen beiden war noch nicht so weit?

Sie schob die Frage fort, ging in die Küche, nahm eine Flasche Mineralwasser aus der Kiste, lehnte sich gegen die Arbeitsfläche und trank die Ein-Liter-Flasche in kurzer Zeit beinahe ganz leer. Das musste an der großen Menge Kaffee liegen, die sie über den Nachmittag verteilt und auch noch während des Seminars getrunken hatte. Von Kaffee bekam sie immer Durst, richtig wach zu halten schien er sie aber schon lange nicht mehr.

Sie fühlte sich leer und ausgelaugt, sehnte sich nach einer heißen Dusche und wollte dann nur noch ins Bett. Sie ging ins Bad und zog sich aus. Ihr Spiegelbild war an diesem Abend kein Kompliment. Die blauen Augen wirkten müde, die Lachfalten in den Augenwinkeln schienen besonders tief zu sein, außerdem wirkte ihre Haut insgesamt grau und schlaff.

Sie brauchte Sonne, unbedingt!

Schnell wandte sie sich von dem Spiegel ab und trat unter die Dusche.

Während das heiße Wasser über ihren Körper rann, dachte Nele darüber nach, ob es richtig war, was sie vorhin getan hatte. Jetzt konnte sie nicht mehr zurück und musste sich morgen früh mit Dr. Sternberg treffen.

Hätte sie vorher mit Anou darüber reden müssen? Eigentlich brauchte sie sich keine Vorwürfe zu machen, schließlich hatte sie es oft genug versucht – trotzdem fühlte es sich an, als würde sie ihre Freundin hintergehen. Anou würde es wohl auch so sehen, das ahnte Nele.

Als sie mit dem Duschen fertig war und sich abgetrocknet hatte, klingelte das Telefon. Sie lief ins Wohnzimmer hinüber, sah Anous

Nummer im Display und nahm ab.

»Wie war das Seminar?«, fragte Anou und versetzte ihr damit gleich einen kleinen Stich ins Herz.

»Gut. Sehr interessant. Die Dozentin würde dir gefallen.«

»Optisch?«

»Auch, aber ich meinte mehr ihre Art zu unterrichten. Wo bist du? Hast du einen Einsatz?«

»Ich bin auf dem Weg ins Zentralkrankenhaus. Eine Frau ist einer versuchten Entführung entgangen. Ich will mal sehen, ob ich noch mit ihr sprechen kann.«

»Um diese Zeit? Wenn du der falschen Nachtschwester begegnest, reißt sie dich in Stücke.«

»Ich weiß, aber versuchen will ich es trotzdem.«

»Na, ich bin jedenfalls todmüde und gehe ins Bett. Pass auf dich auf, okay!«

»Klar doch. Bis morgen. Ich liebe dich.«

Nele legte auf und starrte das Telefon an.

Jetzt fühlte sie sich noch schlechter als zuvor.

Anouschka Rossberg steckte ihr Handy weg und lief die Stufen zum Eingang des Krankenhauses hinauf.

Nele hatte gar nicht gut geklungen. Es war nicht nur die Müdigkeit, sondern viel mehr diese Leere in ihrer Stimme, die Anou eigentlich gar nicht von ihrer Freundin kannte. Zudem war Nele in letzter Zeit oft angespannt, manchmal sogar gereizt. Wahrscheinlich lag es an der hohen Arbeitsbelastung. Sie sollten wirklich mal zusammen in Urlaub fahren. Bevor Anou noch weiter darüber nachdenken konnte, bemerkte sie in der Eingangshalle des Krankenhauses zwei Polizisten in Uniform, die aus dem Fahrstuhl kamen.

Anou trat auf sie zu und stellte sich vor. »Oberkommissarin Rossberg. Haben Sie Frau Singer hergebracht?«

Bei den Polizisten handelte es sich um einen Mann und eine Frau. Der Mann hatte eine Glatze, auf der sich das Licht der Deckenlampen spiegelte, und eine sehr lange und krumme Nase. Gegen sein auffälliges Äußeres verblasste die unscheinbare Brünnette an seiner Seite geradezu, trotzdem war sie es, die antwortete.

»Richtig. Sie ist jetzt auf Station 3. Wir wollten dort auf Sie warten, aber

die Nachtschwester hat uns rausgeworfen. Sie mag keine Uniformen auf ihrer Station, sagt sie.«

Anou nickte. »Was ist denn überhaupt passiert?«

Die Polizistin zuckte mit den Schultern. »Das kann ich Ihnen gar nicht so genau sagen. Die Frau ist total durch den Wind und hat jetzt ein Beruhigungsmittel bekommen.«

»Aber sie hat doch etwas gesagt?«

»Doch, schon«, druckste die Polizistin herum, während ihr Partner weiterhin fleißig sein Kaugummi bearbeitete.

»Und? Verraten Sie es mir?« Anou wurde ungeduldig, außerdem nervte sie das Geschmatze des Kahlköpfigen.

»Sie sagte etwas von Bäumen, die sie angegriffen hätten, und von einer aufgeplatzten Fahrbahn. Deswegen musste sie auf einer Landstraße bei Kirchwalsede stoppen. Und dort hat sie angeblich ein Mann aus ihrem Auto heraus entführt und irgendwo hingebracht. Sie konnte ihm aber entkommen und wurde auf der Flucht von einer Autofahrerin aufgegriffen. Die hat sie mit zu sich nach Haus genommen und uns angerufen.«

»Ist die Frau verletzt? Gibt es Hinweise, die ihre Aussage bestätigen?«

»Hinweise ... Nein, nicht wirklich. Sie hat Hautabschürfungen, ist stark unterkühlt und völlig fertig, das war's aber auch schon. Sie könnte genauso gut betrunken in einen Graben gefahren sein. Obwohl, nach Alkohol gerochen hat sie nicht.«

Anou seufzte und überlegte. »Hat sie Ihnen erzählt, wo ihr Wagen steht?«

»So ungefähr, ja.«

»Haben Sie beide noch Dienst?«

»Bis sechs.«

»Dann fahren Sie bitte raus und suchen den Wagen. Haben Sie den Schlüssel?«

»Steckt angeblich.«

»Auch das noch! Also gut, falls der Wagen noch dort steht und fahrbereit ist, dann bringen Sie ihn bitte ins Präsidium.«

Anou wollte sich abwenden, hielt aber nochmal inne. »Welche Station, sagten Sie?«

»Drei«, antwortete plötzlich der Mann, und seine Stimme klang wie ein

knarrender Sargdeckel. »Viel Spaß«, fügte er noch hinzu und grinste. Anou fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf und dachte über das nach, was sie gerade gehört hatte. Von Bäumen angegriffen, aufgeplatzte Fahrbahn, wegen der sie stoppen musste ... Das klang ja sehr mysteriös. Vor allem aber klang es wirklich nach Fahren unter Alkohol- oder Drogeneinfluss. Die Ausreden, um so etwas zu vertuschen, wurden auch immer kurioser. Auf Station 3 musste sie nicht bis zum Schwesternzimmer vorgehen um herauszufinden, auf welchem Zimmer Frau Singer lag.

Eine ihr bekannte kerzengerade, dürre Gestalt mit randloser Brille und ergrautem Haar kam um die Ecke und blockierte den Gang. Ihr Blick hatte etwas Sezierendes.

Schwester Regina.

Pech gehabt!

»Haben Sie mal auf die Uhr geschaut!«, fuhr sie Anou an, bevor sie den Grund ihres Besuches erklären konnte. »Wenn Sie vorgehabt haben sollten, mit Frau Singer zu sprechen, muss ich Sie enttäuschen. Jetzt ist Nachtruhe. Morgen ab acht können Sie es ...«

»Hören Sie«, unterbrach Anou sie und wusste sofort, dass das ein Fehler war, den sie nie wiedergutmachen konnte. »Ich möchte nur ganz kurz zu ihr. Zwei Minuten.«

Um die kurze Zeitspanne zu unterstreichen, streckte sie Zeige- und Mittelfinger in die Höhe, und strengte sich an, so nett wie möglich zu lächeln.

Schwester Regina machte einen Schritt auf sie zu und reckte ihr spitzes Kinn vor.

»Ich denke, ich habe mich klar ausgedrückt.«

»Natürlich. Aber diese Frau ist nur ganz knapp jemandem entkommen, der sie möglicherweise töten wollte. Wir hätten realistischere Chancen, den Täter zu fassen, wenn ich jetzt gleich mit ihr sprechen dürfte. Oder wollen Sie verantworten, dass der Täter weiter da draußen herum läuft und andere Frauen überfällt.«

Da Anou gemerkt hatte, dass die nette Tour bei dieser Frau nicht wirkte, versuchte sie, ihr ein schlechtes Gewissen einzureden. Doch auch damit kam sie bei Schwester Regina nicht weiter.

»Das ist *Ihr* Job. Meiner ist es, die Gesundheit der Patientin wiederherzustellen. Und deshalb schläft sie jetzt. Guten Abend.«

Schwester Regina wandte sich ab.

Anou sah ihr nach und konnte es nicht fassen.

Mit Wut im Bauch drehte sie sich schließlich um und stapfte auf den Fahrstuhl zu.

Wie zum Teufel sollte sie ihren Job vernünftig erledigen, wenn man ihr solche Steine in den Weg legte?

Samstag, 27. Februar 2010

Er war die ganze Nacht fortgeblieben, und das nicht zum ersten Mal. Nicola hätte sich nie getraut, ihn danach zu fragen, wo er diese Nächte verbrachte, und nach einer Weile war es ihr auch egal geworden. An einem seiner hellen Tage – so nannte sie die Tage, an denen er wie verwandelt war, höflich, aufmerksam und um Harmonie bemüht, und alles wiedergutmachen wollte – hatte er von sich aus erzählt, dass er in der Stadt schlief, wenn ihm nach der Arbeit die Rückfahrt zu viel wurde. Angeblich verfügte er dort über einen Raum mit einem Bett darin. Nicola würde ihn auch jetzt nicht danach fragen. Daran vermochte auch die zurückliegende Nacht nichts zu ändern, die sie, von Selbstzweifeln gequält, schlaflos verbracht hatte. Immer wenn sie sich gerade erfolgreich glauben gemacht hatte, sich getäuscht zu haben, war die eingebrannte Momentaufnahme vor ihrem geistigen Auge aufgeblitzt. Und hatte sie zurückgeschleudert in das dunkle Loch, in das sie gefallen war, nachdem er das Haus verlassen hatte.

Was habe ich gesehen?

Habe ich überhaupt etwas gesehen?

Um Punkt sechs war sie aufgestanden, so wie jeden Morgen, und hatte mit der Hausarbeit begonnen, ohne vorher zu frühstücken. Jetzt war unten bereits alles sauber, dort würde er also keinen Grund finden, sie zu rügen. Sie wusste zwar, dass er dazu eigentlich keinen Grund benötigte, aber je weniger Angriffsfläche sie ihm bot, desto besser erging es ihr. Vielleicht konnte er ja auch nicht wirklich etwas für diese Ausfälle. Vielleicht hatte es mit dem Stress zu tun, dass er sich über jede Kleinigkeit aufregte und sein Blutdruck anstieg. Daran konnten auch die kleinen weißen Pillen, die Dr. Gründner ihm schon vor Jahren verschrieben hatte, nichts ändern.

Nicola klappte im oberen Badezimmer den Klodeckel hoch und kippte Chlorreiniger ins Becken. Sofort stieg der scharfe Geruch zu ihr auf, und sie drehte den Kopf beiseite. Der Chlorgeruch machte sie krank, aber er bestand darauf, behauptete, nichts anderes beseitige Bakterien so wirkungsvoll, und er musste es ja wissen.

Als die Dämpfe sich gelegt hatten, nahm sie die Rundkopfbürste und begann zu schrubben. Schrubbte kräftig die weiße Emaille, die längst

sauber war und eigentlich sowieso nie Schmutz gesehen hatte. Alles musste in Ordnung sein, wenn er zurückkehrte. Also schrubbte sie, bis kleine Schweißperlen auf ihrer Stirn standen, und fühlte sich gut dabei. Die Arbeit half. Wenn sie sich nur genug anstrengte, kam sie nicht zum Nachdenken und musste sich nicht immer wieder diese Fragen stellen.

Was habe ich gesehen?

Habe ich überhaupt etwas gesehen?

Sie schrubbte noch schneller, und als sie den Arm kaum noch bewegen konnte, drückte sie die Spülung. Der Schaum verschwand mit dem rotierenden Wasserstrom, und sie konzentrierte sich darauf, auch die quälenden Fragen und die Bilder aus ihrem Kopf das Klo hinunterzuspülen.

Als das Gurgeln und Rauschen verstummte, hörte sie unten die Haustür ins Schloss fallen.

Er war zurück!

Schnell klappte sie den Deckel hinunter, steckte die Bürste in den Halter und streifte die gelben Gummihandschuhe ab. Dann überprüfte sie mit einem routinierten Blick, ob kein Haar von ihr auf dem Toilettendeckel liegen geblieben war. Bevor sie dazu kam, ihren eigenen Anblick im Spiegel zu begutachten, stand er schon in der Tür.

Nicola erschrak.

So hatte sie ihren Mann noch nie gesehen. Er war total verdreckt, sein Haar stand wirr vom Kopf ab, seine Augen wirkten müde. Gleichzeitig lag aber auch ein gehetzter Ausdruck darin – und noch etwas anderes. Sie sah gerade lang genug hin, um es wahrzunehmen. Durch die oberflächliche Tarnung seiner Augen hindurch schien sie in eine Tiefe zu blicken, die bodenlos war und angefüllt mit einer animalischen Gier nach Gewalt.

Der Andere, dachte sie, es ist Der Andere.

Zuerst hatte sie ihren Mann kennen gelernt, und lange Zeit waren sie beide allein gewesen, glücklich und verliebt. Er hatte sie quasi auf Händen getragen und vor all dem beschützt, was ihr im Leben schon immer Angst gemacht hatte, vor allem vor ihrem Vater. Sie war seit ihrer Geburt ein ängstlicher Mensch, das hatte ihre Mutter ihr oft genug erzählt, ohne es je wie einen Vorwurf klingen zu lassen. Ihr Vater aber hatte dann immer seinen Kopf geschüttelt, sie mit diesem abschätzenden

Blick taxiert, und gesagt, für sie käme nur ein Mann in Frage, der ihr zeigen würde, wo es im Leben lang ging.

Den hatte sie bekommen.

Und noch mehr dazu.

Der Andere, der unter der Oberfläche, war erst später dazu- gekommen und hatte sich auch nur selten gezeigt. Wenn er dann aber auftauchte, gab es nur ihn, und dann tat Nicola gut daran, sich zu fügen und niemals zu widersprechen. Niemals! Mit ihrem Mann konnte sie gelegentlich diskutieren – nicht aber mit Dem Anderen.

»Was gibt es zu glotzen?«, fuhr er sie an.

Sein rechtes Lid zuckte.

»Nichts ... ich ...«

Mit einem schnellen Schritt war er bei ihr. »Du hältst gefälligst die Fresse! Ich will keinen gottverdammten Ton von dir hören.«

Er stieß sie von sich.

Nicola stolperte haltlos auf die Badewanne zu. Ihre rudernden Arme bekamen das Korbregal zu fassen und rissen es um. Sie drehte sich, stieß gegen den Rand der Badewanne, stürzte mit dem Gesicht voran hinein und knallte mit der Stirn gegen die Armatur. Sterne explodierten vor ihren Augen, dann wurde alles schwarz. Einer Ohnmacht nahe lag sie dort und konnte sich kaum noch bewegen. Warme Flüssigkeit lief ihr Gesicht hinunter. Instinktiv begann sie zu wimmern, damit er von ihr abließ.

»Hör auf zu heulen! Ich will keinen Ton von dir hören! Du bist doch an allem schuld!«

Sie spürte ihn über sich, sah nicht, was er tat, hörte aber ein sehr bekanntes Geräusch. Der Duschkopf! Er hatte den Duschkopf aus der Halterung genommen. Schon drehte er das Wasser auf und richtete den Strahl gegen ihren Hinterkopf. Zuerst war das Wasser kalt, dann angenehm warm, und Nicola dachte schon, es hätte schlimmer kommen können, doch dann wurde es immer heißer. Die Tortur war noch nicht beendet. Ungeachtet der Temperatur hielt er den Strahl weiter auf ihren Hinterkopf.

»Bitte!« Sie prustete, spuckte, sah, wie sich auf dem Wannenboden Blut und Wasser vermischten.

»Bitte, bitte«, äffte er sie nach. »Was willst du, hä? Gefällt dir das nicht?

Mir gefällt auch so einiges nicht. Wer seine Versprechen nicht einlöst, der wird bestraft, so ist das nun mal.«

Jetzt war das Wasser heiß, wirklich heiß, und der letzte noch rational denkende Bereich in ihrem Kopf fragte sich, ob die Temperatur für Verbrennungen ausreichte.

Nicola schrie und zappelte, wollte sich aus der Wanne befreien, doch alles war nass und rutschig, nirgendwo ein Halt. Immer wieder schlugen ihre Hände auf den Wannenrand und rutschten daran ab. Zudem stellte Der Andere ihr einen Fuß in den Rücken und drückte sie noch tiefer hinunter.

»Bleib da drin!«, schrie er und führte den heißen Wasserstrahl ihren Körper hinab.

Ihre Kopfhaut hatte sich langsam an die sich verändernde Temperatur gewöhnen können, jetzt aberleckte die Hitze an Rücken, Hintern und Beinen hinab wie eine Feuersbrunst, vor der der dünne Stoff ihres Hausanzuges sie nicht schützen konnte. Zudem floss das Wasser nicht schnell genug ab; es staute sich am Wannenboden, und als Nicola nach Luft schnappte, schluckte sie etwas von dem Blut-Wasser-Gemisch, spürte den verdünnten Geschmack ihres eigenen Blutes im Mund, keuchte und hustete und wurde schnell schwächer.

Du ertrinkst an deinem eigenen Blut, stellte der rational denkende Bereich fest.

Aber so weit kam es nicht.

Plötzlich verschwand der Druck des Fußes in ihrem Rücken, und der Duschkopf landete mit einem Knall zwischen ihren Beinen.

»Du nichtsnutziges Ding«, stieß er aus und verließ das Bad.

Nicola tastete nach dem Hahn, verbrannte sich die Finger an der heißen Armatur, schaffte es aber, das Wasser abzustellen. Schnell floss der Rest ab, und sie konnte wieder frei atmen. Mühsam stemmte sie sich hoch.

Noch immer tropfte Blut von ihrer Stirn auf den Wannenboden und floss in schmalen Rinnsalen Richtung Abfluss. Auf der weißen Emaille leuchtete es in grellem Kontrast. Nachdem sie einige Male ausgerutscht war, schaffte sie es, aus der Wanne zu steigen, und sackte auf der weichen Matte davor kraftlos zusammen.

Es dauerte eine Weile, bis sie mit fahrigten Bewegungen und am ganzen Körper zitternd den nassen Hausanzug ausziehen konnte. Dabei hatte sie

das Gefühl, als würden große Stücke ihrer verbrannten Haut mit dem Stoff zusammen abgerissen werden. Derweil tränkte Blut aus der Kopfwunde den lehmfarbenen Vorleger.

Schließlich schaffte sie es, sich aufzurichten.

Nackt, ein Handtuch an die Stirn gepresst, stand sie vor dem Spiegel.

Ihre Haut war stark gerötet, aber es sah nicht so aus, als wäre sie wirklich verbrüht, und es waren natürlich auch keine Stücke abgerissen. Schlimm

sah dagegen ihre Stirn aus. Über der rechten Augenbraue klaffte eine Wunde, die nicht aufhörte zu bluten. Sie war lang und tief, und Nicola

brauchte keinen Arzt, um zu erkennen, dass sie genäht werden musste.

Aus dem Spiegelschrank nahm sie ein großes Stück Mullbinde, drückte die Wundränder zusammen, den Mull darauf und verklebte alles mit

reichlich Pflaster. Dabei wurde ihr schwindelig. Langsam sackte sie zu

Boden, krümmte sich zusammen und begann unkontrolliert zu zittern.

Er hat dir noch nie eine blutende Wunde zugefügt, sagte der rationale

Bereich.
Sie erwachte orientierungslos und ohne Erinnerung und starrte zu einer weißen Zimmerdecke empor. Ein Riss zog sich quer durch den Putz, und ihr erster Gedanke war, dass sie selbst durch diesen Riss gefallen war.

Aus ihrer eigenen Welt in diese. Dann wanderte ihr Blick zur Wand, die hellgrün gestrichen war und an der kleine Landschaftsbilder in aufmunternden Farben hingen. Nette Bilder, keine furchterregenden, wie sie sie eben im Traum noch verfolgt hatten.

Um sie herum erklangen fremdartige Geräusche. Lautes Klappern, Gesprächsfetzen, Quietschen von Schuhen auf Linoleum. Unter einen durchdringend chemischen Geruch mischte sich der Duft von frischem Kaffee.

Ihr nächster Blick ging zum Fenster hinüber, durch das graues Licht hereinfiel. Sie sah die Krone eines blattlosen Baumes, die Rinde von weißem Raureif überzogen. Eine Krähe saß in einer Astgabel und starrte zu ihr herüber. Das Federkleid des Vogels glänzte genauso wie seine tiefschwarzen Augen. Ein dünner Ast des Baumes tanzte im Wind auf und nieder, schien ihr zuzuwinken, und irgendwas an diesem Bild befreite die Erinnerung aus ihrem Käfig.

Ich bin ihm entkommen!

Gott sei Dank! Ich bin ihm entkommen!

Sie faltete die Hände vor ihrem Bauch, um ein kurzes Gebet zu sprechen. Selten war das Gefühl der Dankbarkeit dabei so inbrünstig gewesen wie jetzt. Miriam Singer spürte eine Träne ihre rechte Wange hinablaufen.

»Guten Morgen!«

Eine Frau erschien in der Tür und kam schnellen Schrittes auf ihr Bett zu. Zu einer weißen Hose trug sie eine weiße Bluse in modisch engem Schnitt. Über der linken Brust war ein Namensschild befestigt, auf dem in roten Großbuchstaben »Schwester Yvonne« stand. Sie war über sechzig, hatte kurzes braunes Haar und trug eine braune Brille mit breitem Rahmen.

»Schön, dass Sie wach sind, da kann ich Ihnen ... Aber, aber, wer wird denn weinen«, sagte sie in mütterlichem Tonfall und nahm Miriams Hand. »Ist doch alles in Ordnung, mein Kind.«

Miriam nickte und wischte sich die Träne weg. »Wo bin ich ... Ich meine, wo genau?«

Schwester Yvonne ließ ihre Hand los, zauberte von irgendwo ein Fieberthermometer her und steckte es ihr zwischen die Lippen.

»Im Zentralkrankenhaus. Die Polizei hat Sie gestern Nacht hierhergebracht. Wir haben Ihnen ein Beruhigungsmittel verabreicht, deshalb war Ihr Schlaf etwas tiefer als gewöhnlich. Aber das wird schon. Sie werden sich gleich an alles erinnern.«

»Bin ... Bin ich verletzt?«

»Ach was, nichts Schlimmes«, sagte die Schwester und machte eine abwinkende Handbewegung. »Eine tiefe Schramme vom Oberschenkel bis über den Bauch, ein paar Risse an den Beinen, nichts davon musste genäht werden. Nur gereinigt, desinfiziert und verbunden. Sie waren ein bisschen unterkühlt und standen unter Schock. Sie müssen einiges durchgemacht haben. Können Sie sich daran erinnern?«

Miriam lehnte sich ins Kissen zurück. Ja, sie konnte sich erinnern. Jetzt war alles wieder da, mit all den erschreckenden Details.

In dem Auto, das neben ihr gehalten hatte, hatte eine junge Mutter mit ihrer kleinen Tochter gesessen. Miriam konnte noch den erschrockenen und verängstigten Blick der beiden sehen. Trotzdem hatte die Frau sie mit zu sich nach Hause in die kleine Ortschaft genommen, deren Lichter Miriam angepeilt hatte, seit sie diesem Typen entkommen war. Die Frau hatte ihr heißen Tee gemacht, sie in warme Decken gehüllt und die

Polizei gerufen. Zwei Beamte in Uniform hatten sie von dort abgeholt und dann ... An der Stelle brach ihre Erinnerung ab. Hatte sie den Polizisten erzählt, was passiert war? War sie vor Erschöpfung auf dem Rücksitz eingeschlafen? Miriam wusste es nicht mehr.

Das Thermometer wurde ihr aus dem Mund gezogen. Schwester Yvonne betrachtete es mit kritischem Blick. »Leicht erhöhte Temperatur ...

Würde mich nicht wundern, wenn Sie eine ordentliche Erkältung bekommen. Am besten, Sie frühstücken erst einmal, danach lasse ich die Polizistin zu Ihnen. Die wartet schon seit einer halben Stunde.«

»Können Sie sie gleich holen?«, fragte Miriam.

»Wenn Sie das wollen.«

»Bitte.«

»Gut. Das Frühstück auch dazu?«

»Ich ... Ich glaube, ich habe keinen Hunger.«

»Jetzt vielleicht nicht, aber in einer halben Stunde bestimmt. Tun Sie mir den Gefallen und essen Sie etwas. Das wird Ihnen gut tun.«

»Okay, ich versuch's.«

Schwester Yvonne verschwand. Kurz darauf kam ein junger Mann mit stark aufgegeltem Haar herein, stellte mit einem scheuen Lächeln ein Tablett auf dem Tisch neben ihrem Bett ab und schwenkte diesen direkt vor Miriams Bauch. »Guten Appetit«, sagte er und ging.

Zwei Scheiben Toast. Käse. Marmelade. Butter. Eine Tasse Tee, die nach Pfefferminze roch und noch dampfte. Ein Glas Orangensaft.

Miriams Magen fühlte sich an wie versteinert. Sie hatte wirklich keinen Hunger. Aber zumindest den Tee wollte sie versuchen, allein schon, weil ihre Fingerspitzen so eiskalt waren.

Es klopfte an der offen stehenden Tür.

»Darf ich?«, fragte eine weibliche Stimme.

»Ja, natürlich.«

Miriam war im ersten Moment enttäuscht, weil die Polizistin keine Uniform trug. Sie verband Polizisten immer mit Uniformen und hatte einen Heidenrespekt davor. Am Fußende des Bettes aber stand eine bildhübsche, dunkelhaarige, schlanke Frau mit kakaofarbener Haut. Sie trug enge Bluejeans, Lederstiefel und dazu eine braune Lederjacke über olivfarbener Bluse. Um die Mundwinkel hatte sie einen harten Zug. Ihre dunklen Augen beobachteten sie vom ersten Moment an sehr genau.

»Guten Morgen. Ich bin Anouschka Rossberg, Kripo Lüneburg. Sie sind Frau Singer?«

Miriam nickte. Ihre Finger hatte sie um die wunderbar heiße Teetasse geschmiegt.

»Wie geht es Ihnen?«

»Ich weiß nicht ... Wahrscheinlich ganz gut. Ich bin ja gerade erst aufgewacht. Haben Sie mich gestern Nacht hierhergebracht?«

»Nein, das waren die Kollegen von der Streife. Die haben mir schon einiges berichtet, aber ich bin dennoch auf Ihre Aussage angewiesen. Fühlen Sie sich dazu in der Lage, mir zu erzählen, was Ihnen gestern Nacht zugestoßen ist?«

Die Polizistin zog einen Notizblock und einen Kugelschreiber aus der Jackentasche und kam seitlich ans Bett. Die Art, wie sie sprach und sie ansah, empfand Miriam als hart und zudringlich, so als sei sie der Straftäter, der verhört werden sollte. Vielleicht war sie aber auch nur ein bisschen empfindlich. Wäre ja kein Wunder, nach so einer Sache.

»Also haben Sie den Typen nicht gekriegt?«, fragte Miriam.

»Der Sie angegriffen hat? Nein, haben wir nicht. Dafür war schon zu viel Zeit vergangen. Aber wir haben Ihren Wagen gefunden. Er stand noch an der Stelle, die Sie beschrieben haben. Unversehrt. Ihr Handy und Ihre Sporttasche waren auch noch drin. Ein Kollege kümmert sich darum, dass alles zu Ihnen nach Haus gebracht wird.«

»Toll. Danke.«

Miriam trank von dem Tee, der überraschender Weise gut schmeckte.

»Können Sie mir erzählen, was genau vorgefallen ist?«, bat die Polizistin erneut.

»Ich will Anzeige erstatten«, sagte Miriam, die sich plötzlich an ihre Wut von gestern Nacht erinnerte. Diese Wut hatte sie aus dem Graben heraus bis auf die Straße angetrieben. Die Wut auf diesen blöden Wichser, der geglaubt hatte, ihr etwas antun zu können. »Dieser ... Dieses Schwein darf auf keinen Fall ungestraft davonkommen!«

Anouschka Rossberg ließ Stift und Block sinken, sah sie an und lächelte. Dieses Lächeln verwirrte Miriam. Die Polizistin war hübsch, eine richtige Schönheit. Umso unpassender schien der harte Zug um den Mund, und auch ihr Lächeln war von eher berechnender, zynischer Art.

»Deswegen bin ich hier. Und wenn ich jemandem auf den Fersen bin,

kriege ich ihn auch. Aber dazu muss ich erst einmal wissen, was vorgefallen ist.«

»Der Typ wollte mich umbringen, das ist vorgefallen.«

Während Miriam den Tee trank, und nun doch zu essen begann, rekapitulierte sie den gestrigen Abend. Frau Rossberg machte sich Notizen und bat sie schließlich, ihr die örtlichen Gegebenheiten so genau wie möglich zu schildern. Dazu reichte sie ihr Block und Zettel und ließ sie eine Skizze anfertigen. Miriam warnte sie, dass diese sehr ungenau werden würde, da es ja dunkel gewesen sei, und sie eigentlich kaum etwas gesehen habe, aber die Polizistin beharrte darauf. Also skizzierte sie mit flinken Strichen einen Schotterweg mit flachen Gebäuden rechts und links davon, eine weitere Straße, Felder, den tiefen Geländeeinschnitt und den Wald.

»So ungefähr muss die Gegend dort aussehen.«

Frau Rossberg tippte auf die Stelle zwischen den Gebäuden. »Dort konnten Sie ihm entkommen?«

Miriam nickte. »Da wollte er mich aus seinem Wagen holen, aber er hat nicht damit gerechnet, dass ich mich wehren würde. Ich habe ihm so richtig eins zwischen die Beine verpasst.« Sie blickte von ihrer Zeichnung auf.

Die Polizistin hatte sich zu ihr hinübergebeugt, um besser in den Block sehen zu können, und war keine zehn Zentimeter mehr entfernt. Jetzt erreichte das Lächeln auch ihre dunklen Augen, und Miriam meinte, ehrlichen Respekt darin erkennen zu können.

»Das haben Sie gut gemacht«, sagte Anouschka Rossberg.

»Danke.« Miriam wusste nicht, warum, aber das Lob aus dem Munde dieser Frau bedeutete ihr etwas.

Frau Rossberg nickte, sah sie noch einen Moment an und widmete sich dann wieder der Zeichnung. »Aber es gab keine Lichter dort?«

Miriam schüttelte den Kopf. »Nein. Nichts. Da kann auch keiner gewohnt haben. Ich habe richtig laut geschrien, wissen Sie. Und dann bin ich, ich glaube ... nach links weggelaufen ... Irgendwo in weiter Entfernung waren Lichter. Daran habe ich mich orientiert.«

Mit einem einzelnen Strich quer durch die Waldschlucht deutete sie den Pfad an, den sie entlangelaufen war.

»Der führte in diese Waldschlucht. Ich bin durch das Bachbett gewatet

und auf der anderen Seite den Hang wieder hinaufgestiegen.«
»Was meinen Sie? Wie lange sind Sie danach noch gelaufen?«
»Nachdem ich aus dem Wasser raus war? Vielleicht eine halbe Stunde ... Aber ich war langsam. Irgendwas stimmte nicht mit mir.«
»Okay. Danke.« Die Polizistin nahm ihr Block und Stift wieder ab.
»Sagen Sie, hatten Sie vorher schon einmal einen ähnlichen Schwächeanfall?«

Miriam schüttelte den Kopf. »Nein, noch nie ... Und wenn ich jetzt darüber nachdenke ... Das war schon merkwürdig.«

»Inwiefern?«

»Ich weiß gar nicht, wie ich es beschreiben soll. Wie im Traum, es war wie in einem bösen Traum. Ich habe plötzlich Dinge gesehen, die es gar nicht geben kann ... Lachen Sie mich bitte nicht aus.«

»Werde ich nicht.«

»Die ... Na ja, die Bäume haben nach meinem Wagen gegriffen.«

Miriam zögerte einen Moment, um die Reaktion der Polizistin abzuwarten, doch die zeigte keine, sah sie einfach nur nachdenklich an. Also fasste Miriam sich ein Herz und erzählte weiter.

»Und ... Und die Straße war verschwunden, einfach nicht mehr da! Außerdem habe ich ganz merkwürdige Geräusche gehört, und als der Mann neben meinem Auto stand, hielt ich ihn für einen Dämon oder so etwas. Ich war wirklich total neben der Spur.«

Die Polizistin nickte und notierte etwas in ihr Büchlein. »Sagen Sie, haben Sie in der letzten Zeit häufiger eine Person bemerkt, die Sie vorher nicht gesehen haben? Hat sich vielleicht jemand neu für diesen Selbstverteidigungskurs angemeldet und war dann vielleicht nur ein einziges Mal dort?«

Darüber musste Miriam nachdenken. In den letzten paar Wochen waren tatsächlich drei Männer neu im Kurs aufgetaucht, aber das war nicht so ungewöhnlich. Zwei davon glaubte sie wiedergesehen zu haben, einen aber nicht. Das sagte sie der Polizistin.

»Können Sie sich an die Namen erinnern?«

»Nein. Aber da müssen Sie nur den Trainer fragen. Cem Özdan. Der weiß es mit Sicherheit.«

Anouschka Rossberg schrieb sich dessen Namen, Arbeitgeber und Telefonnummer auf. »Hat man Ihnen letzte Nacht Blut abgenommen?«,

fragte sie dann.

»Ich glaube schon.«

»Haben Sie etwas gegen eine weitere Blutprobe?«

»Nein. Aber warum denn?«

Die Polizistin lächelte. »Nur zur Sicherheit«, sagte sie.

Jördis hatte das Handtuch unter ihren kleinen Brüsten zusammengebunden und kam aus dem Bad. Wassertropfen perlten aus ihrem nassen Haar hervor, liefen in ihren Nacken und die schmalen Schultern hinab. Sie stellte sich hinter Alex, der seit einer Viertelstunde an seinem Schreibtisch saß, legte beide Arme um seinen Oberkörper und zog seinen Kopf zu sich heran. Sie roch nach seinem Aftershave.

»Du arbeitest zu viel«, sagte sie.

»Und du weißt, wie man mich davon abhalten kann.«

»Ist bei Männern ganz einfach. Und, kommst du weiter?«

Alex nickte und deutete auf den Bildschirm. »Lies mal.«

Jördis beugte sich etwas tiefer. Alex wagte einen Blick nach links auf ihre nackte Brust, und sie verpasste ihm einen Klaps an den Hinterkopf.

»Lass das.«

Dann begann sie, laut vorzulesen:

Hey, Danni, voll der Kracher deine Pics. Hät nich gedacht, von dir. Und, wie isses, nächste Mal vor der Cam? CU Indi

Jördis zog sich vom Bildschirm zurück. »Sie hat Nacktaufnahmen von sich ins Netz gestellt?«

»Hört sich so an, und wahrscheinlich auch vor der Webcam posiert, obwohl ich bisher keine Bilder gefunden habe. Dafür aber drei Mails, die aussagen, dass sie sich mit diesem Indigo treffen wollte ... Nur keine, der man entnehmen könnte, ob sie sich tatsächlich getroffen haben.«

»Meinst du, sie ist auf einen Perversen hereingefallen?«

»Scheiße, ja! Es ist unglaublich, dass das diesen Hühnern immer noch passiert. Lesen die keine Zeitung, oder was! Selbst schuld, könnte man sagen.«

»Jetzt mach aber mal halblang«, empörte sich Jördis. »Nur weil ich mich ausziehe, bin ich doch kein dummes Huhn.«

Er drehte sich zu ihr um, schob seine Hände unter das Handtuch und fuhr an ihren nackten Hüften aufwärts.

»Stimmt, keine Federn.«

»Hey, ich meine es ernst. Du musst an deiner Einstellung arbeiten.«

Sie trat einen Schritt zurück und entzog sich ihm.

Er ließ die Hände auf seine Oberschenkel fallen und zuckte mit den Schultern.

»Die Dummheit der Menschen ist nicht behandelbar, daran ändert auch meine Einstellung nichts.«

»Wahrscheinlich nicht. Aber vielleicht ändert sich für das Mädchen was, wenn du die Sache ernster nimmst und deinen Zynismus mal stecken lässt.«

»Tu ich doch. Ich fahre noch heute Vormittag zu den Eltern und nehme sie ordentlich ins Gebet. Jede Wette, dass die nicht wissen, wie umtriebig ihre Tochter im World Wide Web ist.«

»Wusste meine Mutter auch nicht. Und ich hab auch Nacktaufnahmen eingestellt.«

Er riss die Augen auf. »Was hast du?«

»Wach auf, alter Mann, wir leben im 21. Jahrhundert. Jeder stellt alles ins Netz.«

»Ich nicht.«

»Das will ja auch keiner sehen.«

»Was soll das denn heißen?«

Jördis machte eine abwertende Handbewegung und lief zurück zum Bad. Bevor sie darin verschwand, nahm sie das Handtuch herunter und gewährte ihm einen Blick auf ihren nackten Hintern.

Alex sah ihr grinsend nach.

Als sie sich kennen gelernt hatten, hatte er ihren Vornamen gegoogelt.

Jördis kam aus dem Isländischen und vereinte hjorr – das Schwert – mit dis – die Königin. Königin des Schwertes. In Alex' Vorstellung war das eine waschechte Amazone, eine Kämpferin, die sowohl das Schwert als auch die übrigen, weniger physischen Waffen einer Frau einzusetzen wusste.

Er kannte Jördis seit drei Monaten, und in dieser Zeit hatte er bei sich selbst eine Veränderung festgestellt. Ihre Spontanität und Lockerheit färbten deutlich auf ihn ab. Er war längst nicht mehr so verkrampft. Sie tat ihm gut, keine Frage. Mal sehen, wie lange das so blieb.

Was die Dauer seiner Liebschaften anging, lag sein Rekord bei zwölf Monaten. Die Frauen, die er bisher kennen gelernt hatte, waren alle an

einer festen, soliden Beziehung interessiert gewesen. In der Konsequenz wahrscheinlich mit Haus, Kindern und privater Rentenversicherung. Für die meisten Leute mochte so ein Leben erstrebenswert sein, für ihn war es das nicht. Er hatte es versucht, hatte ein ganzes Jahr an der Seite einer Frau ausgehalten, die ihn auf subtile Art zu domestizieren versucht hatte. Es hatte nicht geklappt.

War Jördis anders?

Auf jeden Fall war sie jung, aber das allein machte den Unterschied nicht aus. Ihr Charakter schien genauso unstet und freiheitsliebend wie seiner. Eine Frau wie sie, die sich nicht wirklich binden wollte, war genau die richtige für ihn. Dafür nahm er ihre übermäßige Spontanität und Kratzbürstigkeit gern in Kauf.

Gegenüber dem weitläufigen Gebäude der Polizeiinspektion Lüneburg befand sich in einer Seitengasse das Café Roberta, eher ein kleines Bistro denn ein Café, in dem Roberta persönlich kochte, bediente und die Gäste bei Laune hielt. Die Beamten und Beamtinnen der Inspektion sicherten Roberta ihren Lebensunterhalt, und sie bedankte sich dafür mit ausgezeichnetem Essen zu fairen Preisen.

Barbara Sternberg traf ein paar Minuten vor neun vor dem Café ein. Sie fuhr einen uralten, grau lackierten Mercedes mit Weißwandreifen; ein gepflegtes, elegantes Auto, und so, wie Dr. Sternberg sich in ihrem langen, schwarzen Wollmantel daraus hervorschälte, hätte Nele sich keine passendere Person hinter dem hölzernen Steuer vorstellen können. »Guten Morgen!«, rief die Psychologin vom Bürgersteig her, nachdem sie das Flaggschiff souverän eingeparkt hatte.

Sie wirkte frisch und ausgeschlafen. Das konnte Nele von sich selbst nicht behaupten. Sie hatte noch lange wach im Bett gelegen und gegrübelt. Die Art von Grübelei, bei der man die Gedanken hin- und herwälzte, ohne auch nur einen Deut weiterzukommen.

Nele tapste um einen großen, dreckigen Altschneeberg herum und reichte Dr. Sternberg die Hand.

»Finde ich wirklich sehr nett, dass Sie extra für mich hergekommen sind.«

Die Psychologin lächelte spitzbübisch. »Sie bezahlen das Frühstück, oder?«

»Na klar.«

»Dann haben wir ja beide etwas davon.«

Sie traten aus dem eisigen, spürbar stärker gewordenen Wind in das Café, das zu dieser Tageszeit gut besucht war und in dem ein entsprechender Geräuschpegel herrschte. Außerdem war es sehr warm und roch nach Menschen, die in ihrer dicken Winterwäsche schwitzten. Sie fanden einen freien Tisch in der Ecke, auf dem noch das gebrauchte Geschirr der Vorgänger stand. Beide Frauen zogen ihre Mäntel aus, hängten sie über die Stuhllehnen und setzten sich.

»Nett hier«, befand Dr. Sternberg. »Mir gefällt die lebendige Atmosphäre.«

»Freundliche Umschreibung für den Lärm«, sagte Nele. »Vielleicht hätten wir doch lieber in mein Büro ...«

»Ach was«, unterbrach die Psychologin sie. »Das stört doch überhaupt nicht.«

Robertas Gehilfe, ein junger Italiener namens Matteo, kam, räumte das Geschirr ab und nahm ihre Bestellung auf. Sie entschieden sich beide für das kleine Frühstück mit Kaffee bis zum Abwinken – genau so stand es auf der Menükarte.

»Sie sind das ganze Wochenende hier?«, versuchte Nele das Gespräch unverfänglich in Gang zu bringen. Noch immer hatte sie ein wenig Angst davor, endlich zu tun, was sie schon so lange vor sich herschob.

»Ja. Ich habe noch ein paar alte Freunde aus Akademiezeiten hier in der Stadt. Da nutze ich die Gelegenheit, sie alle zu besuchen.«

»Sie leben aber in Wiesbaden, oder?«

Dr. Sternberg nickte. »Ich kann nicht behaupten, dass es mir als waschechte Norddeutsche mit friesischen Wurzeln dort besonders gut gefällt, aber für die Arbeit im BKA ist es so natürlich praktischer.«

»Aber die OFA hat doch auch Länderteams.«

»Schon, aber mein Dienstposten ist der Zentrale angegliedert. War nicht anders möglich, da die anderen sechs Psychologenstellen in den Ländern schon besetzt waren. Ist aber in Ordnung. Die Arbeit gefällt mir gut. Man kommt viel herum.«

Nele nickte etwas gedankenverloren. »Ich habe auch schon mal mit der OFA geliebäugelt«, sagte sie.

Dr. Sternberg hob die Brauen. »Haben Sie sich beworben?«

»Nein. Das war nur so ein Gedanke. Es interessiert mich halt sehr, was

Sie dort tun.«

»Dann bewerben Sie sich doch!«

»Ach, ich weiß nicht ... Und so schnell komme ich hier auch nicht weg.«

»Was heißt schnell. Bevor die Bewerbung durch ist und Sie durch die verschiedenen Auswahlverfahren gegangen sind, vergeht mindestens ein Jahr. Erst dann wird es ernst mit der Ausbildung und allem.«

»Und wie lange dauert die Ausbildung?«

»Bis Sie polizeiliche Fallanalytikerin sind, vergehen weitere fünf Jahre.«

»Fünf Jahre! ... Das ist eine lange Zeit«, sagte Nele und war von der Dauer der Ausbildung wirklich überrascht.

Dr. Sternberg nickte. »Wenn Sie sich wirklich dafür interessieren, dürfen Sie es nicht auf die lange Bank schieben. Sie sind im richtigen Alter und haben die nötige Erfahrung.«

Nele überlegte einen Moment. »Mal sehen«, sagte sie dann.

Dr. Sternberg legte den Kopf schräg und betrachtete sie. »Das ist aber nicht der Grund für unser Treffen heute. Ihnen liegt etwas ganz anderes auf dem Herzen, oder?«

Nele nickte. Jetzt, wo sie damit heraussollte, fehlten ihr die Worte, und sie kam sich albern vor, überbesorgt, wie eine Glucke. Wahrscheinlich würde die Psychologin ihre Bedenken einfach fortwischen und sauer sein darüber, ihre Zeit für solchen Kram geopfert zu haben. Es war ja auch noch gar nichts passiert – und vielleicht würde es das auch nie. Vielleicht!

»Hat es mit der Soko Schranke zu tun?«, fragte Dr. Sternberg.

Nele sah sie an und nickte. »Eigentlich geht es um meine Partnerin ... Anouschka Rossberg.«

»Sie wurde damals von dem Täter entführt, richtig?«

»Es wundert mich, wie gut Sie sich mit dem Fall auskennen.«

»Das muss Sie nicht wundern. Sie wissen ja selbst, Fälle dieser Art sind höchst selten, und natürlich hat sich herumgesprochen, was passiert ist. Das war, wenn ich es einmal so ausdrücken darf, ein Ritt auf der Rasierklinge damals. Wie lange liegt es jetzt zurück?«

»Ein Jahr.«

»Und die Wunden sind noch nicht verheilt.«

Nele schüttelte den Kopf. Sie war überrascht, wie einfach und schnell sie zum Kernpunkt des Gesprächs gekommen waren. In ihrer Vorstellung

hatte sie dafür viel mehr Worte gebraucht.

»Haben Sie professionelle Hilfe in Anspruch genommen?«

»Ich für meinen Teil brauche keine, und meine Partnerin ...«

Nele ließ den Satz unvollendet, weil Matteo in diesem Moment das Frühstück brachte. Schweigend ließen sie ihn auftischen, bedankten sich und tranken dann beide erst einmal von dem Kaffee.

»Frau Rossberg benötigt Ihrer Meinung nach Hilfe, lehnt sie aber ab«, half Dr. Sternberg ihr aus.

Nele nickte. »Für alle anderen sieht es auch nicht so aus, als würde Anou Hilfe brauchen. Sie war damals schon tough und ist es heute umso mehr. Aber von denen kennt sie auch keiner so gut wie ich. Sie müssen wissen, wir sind zusammen, waren es damals schon.«

»Das macht die Sache nicht einfacher«, sagte Frau Sternberg, ohne auch nur mit einem Wimpernschlag Neles lesbisches Verhältnis zu Anou zu kommentieren. »Hat Ihre Partnerin sich zurückgezogen?«

»Nein ... Vielleicht doch, ich kann das gar nicht so genau sagen.

Damals, als das alles passierte, waren wir frisch verliebt und seitdem ... Ich weiß nicht, ich glaube nicht, dass ich sie seither besser kennen gelernt habe ... Aber worauf ich eigentlich hinauswill: Seit einigen Monaten setzt sie sich jeder Gefahr aus, die es nur gibt, ist risikobereit bis zur Dummheit. Sie geht dauernd allein los, hat mit Felsklettern angefangen, geht keinem Streit aus dem Weg ... Vor zwei Wochen hat sie auf einer privaten Party einen Kollegen geschlagen. Der war betrunken und hat sie angegrapscht. Früher hätte sie so einen lächelnd stehengelassen. Und bei Einsätzen geht sie immer als Erste rein, auch wenn die Situation noch nicht geklärt ist.«

»Frau Karminter«, begann Dr. Sternberg nach einer kurzen Pause, in der sie beide begonnen hatten, ihre Brötchen mit Butter zu bestreichen. »Sie werden verstehen, dass sich so etwas kaum per Ferndiagnose einschätzen lässt, dafür sind persönliche Gespräche notwendig ...«

»Ja, ich weiß schon, ich wollte ja auch nur eine erste Einschätzung hören ... Ich weiß mir einfach nicht mehr zu helfen. Früher oder später wird sie sich in eine Situation bringen, die sie überfordert.«

»Ich verstehe Sie. Und so, wie Sie es mir beschreiben, leidet Frau Rossberg wahrscheinlich unter einer chronischen posttraumatischen Belastungsstörung. Häufig äußert sich eine solche Störung in

Vermeidungsverhalten, aber es gibt auch Fälle, in denen es genau anders herum verläuft. Das hängt ganz stark vom Charakter der Betroffenen ab. Frau Rossberg hat die Situation damals überstanden, hat sogar ihren Peiniger getötet und ist als Heldin gefeiert worden. Natürlich haben die Erlebnisse während der Entführung aber ihre Spuren hinterlassen. Achten Sie mal auf Schlafstörungen, Reizbarkeit, vielleicht erhöhte Herzfrequenz im Ruhezustand ...«

»Schlafstörungen!«, sagte Nele. »Sie schläft kaum noch eine Nacht richtig durch.«

Frau Sternberg nickte. »Sie versucht eventuell, ihre Ängste durch erhöhte Risikobereitschaft zu kompensieren. Möglicherweise muss sie sich beweisen, jeder Situation gewachsen zu sein, um nicht an ihren Ängsten zu zerbrechen, nur ...!«

»Nur was?«

»Kein Mensch hält so ein Verhalten lange durch. Diese extreme Form der Kompensierung führt zwangsläufig zu psychischer Instabilität.«

Neles Handy vibrierte. Sie zog es aus der Hosentasche und warf einen Blick auf das Display.

»Entschuldigen Sie bitte kurz«, sagte sie und nahm das Gespräch entgegen.

»Hi, ich bin's«, meldete sich Anou.

Im Hintergrund hörte Nele Fahrgeräusche. »Bist du nicht mehr im Krankenhaus?«

»Nein. Ich bin unterwegs zu einer Ortschaft namens Bruchhausen. Irgendwo dort in der Nähe ist die Frau dem Täter entkommen – sie hat ihm übrigens in die Eier getreten. Richtig cool, die Frau.«

»Bist du allein?«

»Wer sollte sonst noch dabei sein?«

Nele seufzte, schloss die Augen, überhörte den kaum versteckten Vorwurf und rieb sich mit der freien Hand die Schläfe.

»Anou«, begann sie, »was soll das? Du weißt, dass du nicht allein rausfahren sollst. Was, wenn der Täter dich beobachtet?«

»Mein Gott, Nele! Ich will mir doch nur die Örtlichkeiten ansehen. Ist doch nichts dabei. Außerdem hat der Typ den Schwanz eingezogen – im wahrsten Sinne des Wortes. Der ist längst über alle Berge.«

»Das weißt du nicht, und ich halte es nicht für klug ...«

»Du, ich muss Schluss machen. Ich melde mich.«

»Anou ...!«

Aber die hatte das Gespräch schon beendet.

Nele legte ihr Handy auf den Tisch, atmete tief durch und sah dann wieder zu Dr. Sternberg auf. »Sie handelt schon wieder eigenmächtig. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Eigentlich müsste ich ihr als ihre Vorgesetzte eine Rüge erteilen.«

»Aber wegen ihrer Beziehung stecken Sie natürlich in einer Zwickmühle«, folgerte die Psychologin.

Nele nickte, denn genau so war es. Jede andere Mitarbeiterin oder jeden anderen Mitarbeiter hätte sie längst zusammengestaucht, und das nicht zu knapp. Nicht zuletzt nach Tim Sieberts Tod galten strikte Anweisungen bezüglich der Arbeit im Team. Klar, sie hatten ein Personalproblem, die vielen Kürzungen und Krankheitsfälle hatten auch die Reserven angekratzt, aber das durfte trotzdem nicht zu Lasten der Sicherheit gehen.

»Leider ja«, sagte Nele. »Es ist schwer.«

Frau Sternberg schenkte ihr ein warmes Lächeln. »Vielleicht gibt es ja noch einen anderen Weg.«

Anouschka Rossberg nahm das Handy aus der Fahrzeughalterung und steckte es in die Innentasche ihrer braunen Lederjacke. Jetzt bereute sie es, Nele angerufen zu haben. Diese ständigen Vorhaltungen und Ermahnungen gingen ihr zunehmend auf die Nerven. Sie war schließlich kein kleines Kind, das eine Aufsichtsperson benötigte. Anou wusste, woher diese übertriebene Fürsorge rührte, und sie hatte Nele oft genug gesagt, dass sie die Sache längst verdaut hatte. Mein Gott, der Fall lag ein Jahr zurück. Sie hatte wirklich Zeit genug gehabt, diese Scheiße zu verarbeiten.

Anou sah durch die Windschutzscheibe ihres Audi A3, den sie auch als Dienstwagen benutzte. Ihr Blick ging hinüber zu drei flachen, langgestreckten Gebäuden, die eine U-Form bildeten. Dazwischen lag eine geschotterte freie Fläche. Die Gebäude waren einstöckig, aus rotem Klinker gemauert, fensterlos, mit niedrigen Dächern aus schwarzen, gewellten Platten, aus denen überall Lüftungsrohre emporwuchsen wie Pilze aus dunklem Waldboden. Rechts neben dem ersten Gebäude stand auf metallenen Stelzen ein zehn Meter hoher, zylindrischer

Futterspeicher. Im Hintergrund drehten sich die schlanken weißen Flügel mehrerer Windkraftanlagen. In dem fahlen Licht des frühen Tages und unter den tief hängenden, grauen Wolken wirkte diese Mastanlage wie die Kulisse eines Gruselfilms.

Nach ihrem Gespräch mit der Frau, die Miriam Singer von der Straße aufgelesen hatte, war Anou von Bruchhausen ausgehend eine Weile durch die Gegend gefahren, hatte aus der Ferne den bewaldeten Flussgraben gesehen, und von dort aus war es auch nicht mehr weit gewesen bis zu dieser abseits gelegenen Anlage.

Alles stimmte mit der Skizze überein, die Miriam Singer im Krankenhaus angefertigt hatte.

Anou glaubte nicht daran, dass die junge Frau Opfer einer spontanen Entführung geworden war. Zu viel sprach dagegen.

Ihr Schwächeanfall deutete auf eine Betäubung hin, ein Umstand, dem sie dringend nachgehen mussten. Denn ein Täter, der derart planvoll handelte, würde es irgendwann, wenn der Schock dieses missglückten Versuchs abgeklungen war, vermutlich noch einmal versuchen. Deshalb hatte sie im Krankenhaus Druck gemacht, eine erneute Blutentnahme und die entsprechende Laboruntersuchung organisiert. Übers Wochenende würde sich da nicht viel tun, aber das wäre in ihrem eigenen Labor nicht viel anders.

Anou überprüfte ihre Dienstwaffe, steckte sie gesichert zurück ins Halfter und stieg dann aus.

Die Anlage befand sich auf einer Anhöhe mit Sicht über den bewaldeten Graben hinweg, in den sich Miriam Singer geflüchtet hatte. Bei dem heutigen schlechten Wetter und der diesigen Luft konnte Anou nicht bis nach Bruchhausen sehen, sich aber vorstellen, dass die Lichter des Ortes in klarer Nacht auch hier oben noch auszumachen waren.

Kalter Wind blies ihr ins Gesicht. Sie zog den Reißverschluss der ungefütterten Jacke hoch und schlug die Autotür zu. Bis auf das Rauschen des starken Windes war es still. Sturmtief Xynthia war im Anmarsch und sollte laut den Wetterfröschen morgen mit Orkan und Schnee über Deutschland herfallen. Anou war gespannt darauf. Sie mochte Wetterextreme.

Im Schotter des Hofes waren deutlich Reifenabdrücke zu sehen, die bis zwischen die Gebäude führten. Allerdings würden sich davon keine

Abdrücke nehmen lassen, dafür war der Untergrund ungeeignet. Anou bewegte sich aufmerksam mit kleinen Schritten vorwärts. Sie beobachtete jedes mögliche Versteck, obwohl sie nicht davon ausging, hier jemanden anzutreffen. Der Täter müsste schon ziemlich dämlich sein, hier quasi auf die Polizei zu warten. Außerdem würde er kaum zu Fuß hier raus- kommen. Bis zur nächsten Ortschaft auf dieser Seite des Baches waren es gut zehn Kilometer. Bruchhausen war durch die Waldschlucht vielleicht sechs Kilometer entfernt, über Straßen aber fast zwölf. Ein einsamer Ort also, geradezu ideal, um sich mit einem Entführungsoffer zu beschäftigen. Aber auch ein Ort, den der Täter nicht durch Zufall gefunden haben konnte – wenn es diesen Täter denn gab. Doch davon ging Anou aus. Miriam Singer hatte auf sie einen grundehrlichen Eindruck gemacht, und wenn sie es ihr nicht erzählt hätte, wäre Anou nie auf die Idee gekommen, dass diese zierliche Frau intensives Selbstverteidigungstraining betrieb. Das wollte so gar nicht zu ihrer harmlosen, vielleicht sogar etwas scheuen Art passen.

Aber was weiß ich schon über diese Frau, dachte Anou. Vielleicht hat sie schon eine Menge durchgemacht.

Jedenfalls war sie beeindruckt davon, wie Miriam Singer sich geschlagen hatte. Sie mochte Frauen, die sich wehren konnten und auch in extremen Situationen einen kühlen Kopf bewahrten. So wie Nele. Die alte Nele, die sie bis vor einem halben Jahr noch gewesen war.

In der Mitte des Hofes waren die Reifenspuren noch deutlicher. Dort hatte ein Wagen gewendet, offenbar in Eile, denn der Schotter war kreisförmig aufgeschoben und der nackte, gefrorene Boden darunter freigelegt.

Jeder Stall verfügte über eine dem Innenhof zugewandte Metalltür. Anou entschied sich für die rechts von ihr. Sie ging hinüber, packte die Klinke und war überrascht, als die Tür sich tatsächlich öffnen ließ. Ein Blick auf das Schloss zeigte ihr, dass sich jemand daran zu schaffen gemacht hatte. Hier war eingebrochen worden.

Sie zog ihre Waffe und trat ohne zu zögern ein.

Da die schwere Tür von allein zufallen wollte, stellte Anou einen Holzblock dagegen, der offenbar für diesen Zweck neben der Tür lag. Sie musste ihn mit ein paar Tritten lösen, denn er war am Boden festgefroren. In der Tiefe des langgestreckten, fensterlosen Gebäudes

ging das wenige Licht, das durch die Tür hineinfiel, verloren. Der Schalter neben der Tür funktionierte nicht; wahrscheinlich war der Strom abgestellt.

Sie wagte sich zwei Schritte weit in die Dunkelheit.

Plötzlich jagte ein Schauer ihren Rücken hinab, und ihr Magen verkrampfte sich.

Nicht jetzt, auf gar keinen Fall. Komm schon, das hast du doch alles längst hinter dir gelassen.

Statt zurückzuweichen, ging Anou noch einen Schritt weiter und versuchte dabei, die aufsteigende Panik zu ignorieren. Sie durfte sich davon nicht unterkriegen lassen, denn sonst würde Karel Murach nach all der Zeit doch noch einen Sieg davontragen.

Anou, die noch nie einen Maststall von innen gesehen hatte, mutmaßte, dass hier Schweine gehalten worden waren. Der Raum war aufgeteilt in viele gleich große, quadratische Boxen, deren Mauern ihr bis an die Brust reichten. Unter der Decke verliefen dünne Rohre aus Edelstahl, ein Abzweig davon führte in jede Box.

Sie ging zur ersten vor und sah hinein. Der Boden bestand aus einem Gitter aus Metall mit eng beieinander liegenden Streben. Die gesamte Box war erstaunlich sauber, trotzdem roch es nach Exkrementen und ... irgendwas anderem.

Anou rümpfte die Nase, wandte sich ab und schritt den Gang hinunter, der an der gesamten Längsseite des Gebäudes entlangführte. Die harten Sohlen ihrer Stiefel schabten über den Betonboden, und das Geräusch hallte in den dunklen Tiefen gespenstisch nach. Es klang, als rief jemand nach ihr.

Anouschka, komm ... Komm zu mir ...

Hektisch suchte Anou in der Innentasche ihrer Jacke nach ihrer Stiftilampe, fand sie und schaltete sie ein.

Sie leuchtete in jede Box, an der sie vorbeikam. Alle waren leer und sauber. Was hatte der Täter hier mit seinem Opfer gewollt? Lag es einfach nur an der Abgeschiedenheit und der Gewissheit, dass niemand Miriam Singer hätte schreien hören? Oder hatte diese Mastanlage in seinem Leben eine Bedeutung?

Der Gang endete an einer Metalltür in der Stirnwand. Da die Gebäude nicht miteinander verbunden waren, musste diese Tür in einen separaten

Raum führen. Anouschka probierte die Klinke – auch hier war nicht abgeschlossen. Die Scharniere der schweren Metalltür quittierten die ungewohnte Bewegung mit einem klagenden Laut.

Mit der Waffe in Schussposition leuchtete Anou in den Raum. Er war schmal, nicht mehr als drei Meter tief, aber so breit wie das Gebäude. An der gegenüberliegenden Wandseite war ein hohes Regal angebracht; es war leer. Gleich neben der Tür befand sich ein grauer Metallkasten.

Anou vermutete dahinter die Elektrik und öffnete ihn. Sie hatte sich nicht getäuscht, es war ein Schaltschrank. Der Hauptschalter war nach unten gekippt. Sie drückte ihn kurzerhand in die obere Position.

In der Halle flammten unter der Decke montierte Leuchtstoffröhren auf, und irgendwo begannen sich Lüfter zu drehen. Außerdem fiel im selben Moment die Außentür, die sie doch mit einem Holzklotz gesichert hatte, donnernd zu.

Anou erschrak, schnellte aus dem Lagerraum und zielte über die Boxen hinweg in Richtung Ausgang.

Jemand lief zwischen den Boxen entlang.

»Polizei. Stehen bleiben!«

Ihre Stimme hallte gespenstisch wieder.

Plötzlich eine Bewegung rechts von ihr, nein, links ... Überall. Was war hier plötzlich los?

Sie entsicherte und schoss. Das Projektil schlug irgendwo gegen eine Wand und heulte als Querschläger durch die Gegend. Instinktiv ging Anou hinter einer Boxenwand in Deckung. Eng an die kalte Wand gepresst, hielt sie die Waffe mit dem Lauf nach oben dicht neben ihrem Kopf und atmete den intensiven Geruch des Schießpulvers ein. Ihr Herz raste. Sie lauschte, konnte aber nichts hören. Kein noch so leises Geräusch. Nichts.

War da überhaupt jemand?

Aber die Tür! Jemand hatte den Holzklotz entfernt!

Ein paar Minuten verharrte Anou in dieser Position. Während sich ihr Herz beruhigte und sie nichts mehr weiter gehört hatte als dessen Wummern, schob sie sich vorsichtig hoch und lugte über den Rand der Boxenmauer hinweg.

Niemand da.

Was hatte sie gesehen?

War da wirklich eine Bewegung gewesen, oder wieder einmal nur Karels Schatten, den sie scheinbar niemals wieder loswerden würde? Hatte der Wind die Tür zugeschlagen?

Sie richtete sich ganz auf. Dabei fiel ihr Blick in die hinterste, jetzt deutlich ausgeleuchtete Schweinebox.

Riesige Augen starrten sie an.

Und ein zum Schrei weit aufgerissener Mund entblößte gewaltige Zähne.

»Es tut mir leid, mein Schatz. Komm her, ich mach es wieder gut.«

Nicola fühlte sich wie in einer Traumwelt gefangen. Geräusche, Gedanken und Gefühle zogen wie Nebelfetzen an ihr vorbei und hinterließen nicht mehr als einen vagen Geruch und Geschmack auf ihren Sinnen. Alles, was um sie herum geschah, war gleichgültig und bedeutungslos. Nichts davon ging sie etwas an, denn es konnte ihr nicht gefährlich werden. Watte füllte ihren Kopf aus und bettete ihre Gedanken weich. Stunden waren seit dem Zwischenfall im Bad vergangen, ohne dass sie sagen konnte, was in dieser Zeit geschehen war oder wo sie sie verbracht hatte.

Ihr Mann griff nach ihrer Hand, zog sie hoch und führte sie über einen schmalen Gang, der ihr gleichzeitig bekannt und fremd erschien. Am Ende des Ganges füllte warmes Licht einen Türrahmen aus wie eine Einladung ins Jenseits. Sie meinte sogar, sphärische Musik wahrzunehmen.

»Komm mit mir, und ich mache alles wieder gut.«

Seine leisen Worte waren wie die Luft, die sie umgab: überall zugleich, überall gleich intensiv, und mit jedem Atemzug sog sie sie tief in sich ein, bis sie zu der tröstenden Wahrheit wurden, nach der sie sich verzehrte.

Ab jetzt würde alles gut werden! Er hatte es ihr so oft versprochen, und sie hatte immer gewusst, dass sie nur lange genug warten musste, damit es in Erfüllung ging.

Also tauchte sie an seiner Hand ein in das warme Licht, ließ sich zum Bett führen und darauf niederdrücken. Sie trug wieder einen leichten Hausanzug, und er brauchte nur wenige Sekunden, um ihr nacheinander Hose und Oberteil auszuziehen. Geschickt und geschmeidig bewegten sich seine Hände, und sobald er ihre nackte Haut berührte, zuckte sie zusammen und erschauerte.

Natürlich bemerkte er die Reaktionen ihres Körpers.

»Darauf hast du gewartet, mein Schatz, nicht wahr.«

Nicola sank in die Kissen zurück und ließ sich ihr Höschen abstreifen.

Mit weit offenen Augen blinzelte sie zur Decke empor, die ihr unendlich weit entfernt erschien. Die Trägheit und der rauschhafte Zustand in ihrem Kopf erleichterten es ihr heute zu tun, was sie immer tat, wenn ihr Mann alles wiedergutmachen wollte.

Sie verließ ihren Körper.

Es war leicht. Es war wie fliegen, sie fühlte sich schwerelos und heiter.

Dort hinten, in der schützenden Ecke zwischen Kleiderschrank und Wand, war ihr Platz. Dort presste sie sich hinein, machte sich ganz klein und betrachtete das Paar auf dem Bett. Sie sah den nackten Mann, der den kleinen, zerbrechlichen Körper der Frau fast zur Gänze bedeckte. Sie hatte dünne Arme und Beine, die Rippen ließen sich mit Blicken zählen, und die Schulterknochen ragten weit aus der Haut.

Der Mann arbeitete, schien seinen Körper als Werkzeug zu begreifen, mit beiden Händen stützte er sich auf der Matratze ab, legte den Kopf in den Nacken, stieß und stieß und stieß, bis sich die Muskulatur an Gesäß und Beinen zu verkrampfen begann.

Das war ihr Zeichen, ihr Startsignal. Jetzt musste sie rasch zurück in ihren Körper, um die Frage beantworten zu können, die er gleich stellen würde. Er stellte sie immer. Seit Jahren.

Nicola huschte hinein und hatte die Antwort schon auf den Lippen.

»Ja. Ich verspreche es dir.«

Aber die Frage blieb aus.

Die Gersteins lebten am Ortsrand von Beckedorf in einer ruhigen Wohnstraße, in der sämtliche Häuser aus den siebziger Jahren stammten, Bungalows mit flachen Dächern, Garagenanbauten und penibel gepflegten Gärten. Die Spießigkeit troff geradezu aus den Dachrinnen. Vor der dunklen Mahagonitür von Haus Nummer 8 zögerte Alex einen Moment. Er hatte absichtlich vorher nicht angerufen. Er stellte seine Fragen lieber, wenn sein Gegenüber unvorbereitet war, und sah den Menschen dann direkt in die Augen. Denn auf der kurzen Distanz zwischen Augen und Lippen ging oft viel Wahrheit verloren.

Sein Besuch würde Danielas Eltern also überraschen, und wenn er sie mit dem konfrontierte, was er über ihre Tochter herausgefunden hatte,

würden sie wütend werden und ihn vielleicht sogar hinauswerfen. Hatte es alles schon gegeben. Gut, dass wäre dann ihr Problem, denn den Vorschuss würde er auf jeden Fall behalten.

Keine Erfüllungsgarantie stand im Vertrag. Er musste die Kleine nicht finden, um die Kohle zu verdienen.

Alex drückte den Klingelknopf und wappnete sich innerlich gegen den aufbrausenden, misstrauischen Herrn des Hauses, Siegfried Gerstein.

Der Ton drinnen klang alt und edel, wie der Glockenschlag eines Kirchturms. Wie mochte Daniela sich in diesem Haus gefühlt haben?

War dieses Gefängnis aus Sauberkeit, Strenge, Spießigkeit und soldatischer Ordnung am Ende unerträglich für sie geworden?

Elke Gerstein öffnete die Tür.

Sie war eine kleine Frau, vielleicht eins fünfzig, schlank und drahtig, trug ihr braun gefärbtes Haar schulterlang und offen. Ihr Gesicht war fein geschnitten, die Nase etwas zu lang, was ihre Attraktivität aber nicht minderte. Sie trug zu sauberen und gebügelten Bluejeans eine beige Bluse mit Strickweste. Elke Gerstein war neunundvierzig Jahre alt.

Sie war überrascht, ihn zu sehen, lächelte aber und streckte die Hand aus.

»Herr Seitz, ich hatte Sie nicht erwartet. Haben Sie etwas herausgefunden?« Über die Traurigkeit in ihren hellblauen Augen schob sich unversehens Hoffnung.

»Darüber würde ich gern mit Ihnen sprechen. Haben Sie und Ihr Mann ein paar Minuten Zeit?«

»Oh, mein Mann ist leider nicht da, er erledigt ein paar Besorgungen.«

»Das macht nichts. Wir beide können das auch allein besprechen.«

»Gut, wenn Sie meinen, dann kommen Sie doch bitte herein. Wir gehen ins Wohnzimmer.«

Elke Gerstein schritt voran und bot ihm einen Platz auf der gediegenen Ledercouch an.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Kaffee vielleicht?«

Sie rang um Fassung, das war nicht zu übersehen. Ihre Hände rieben raschelnd aneinander, ihr Lächeln war ein Kunstwerk aus Routine, guter Erziehung und langsam schwindender Kraft.

Alex schüttelte den Kopf. »Frau Gerstein, setzen Sie sich bitte ... und entspannen Sie sich. Ich weiß noch nicht, wo Ihre Tochter ist, so schnell geht das nicht, aber es gibt trotzdem etwas, was ich dringend mit Ihnen

besprechen muss ... Und eigentlich passt es mir ganz gut, dass Ihr Mann nicht anwesend ist.«

Sie ließ sich in den Sessel fallen. Unter ihrem Fliegengewicht sank er nicht einmal ein. Sie zwinkerte nervös. »Ich ... Ich verstehe nicht.«

»Haben Sie oder Ihr Mann Daniela den Laptop gekauft?«

»Den ... Nein, das hat sie selbst getan. Wir haben ja keine Ahnung, was die Jugendlichen heute so brauchen.«

»Und wahrscheinlich haben Sie auch keine Ahnung, was sie damit gemacht hat, oder?«

Ihre Augen wurden schmaler. »Worauf wollen Sie hinaus?«

»Möglicherweise hat Ihre Tochter Nacktfotos von sich ins Netz gestellt, eventuell auch live vor der Webcam posiert.«

»Wie bitte? Was? Wovor?«

»Ihr PC verfügt über eine Webcam, eine kleine Videokamera, die Bilder direkt ins Internet überträgt. Daniela hat bestimmte Chatrooms aufgesucht und sich dort für ihre Gesprächspartner ausgezogen.«

Die folgende Stille gewährte der Standuhr im Wohnzimmer ihren großen Auftritt: Sie tickte überlaut.

»Nein!«, stieß Elke Gerstein aus, aber Alex konnte das »Ich hab's ja gewusst« dahinter hören.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Die Frau war plötzlich noch blasser geworden als ohnehin schon und sackte nun in sich zusammen. Sie zeigte keine Abwehrreaktion, kein Aufbegehren gegen die Wahrheit.

Unvermittelt stand sie auf und verließ das Wohnzimmer. Alex hörte, wie sie sich in der Küche die Nase schnäuzte. Nach zwei Minuten kehrte sie zurück. Nase und Augen waren gerötet, und sie versuchte gar nicht erst, ihre Tränen zu verheimlichen.

»Ich habe so etwas befürchtet«, sagte sie leise.

»Aus einem bestimmten Grund?«

Ihr Blick glitt ins Leere ab. »Daniela war viel ... freier und ... na ja, wilder, als mein Mann und ich es je waren. Als Eltern versucht man so etwas zu verdrängen, wissen Sie. Man möchte sein Kind so sehen, wie man es sich wünscht, und wenn es sich dann anders entwickelt ...

Zumindest eine Zeit lang will man es einfach nicht wahrhaben. Gespürt habe ich es aber trotzdem.«

»Sie haben Ihre Tochter aber nicht dabei beobachtet, oder?«

»Nein! Wir haben die Privatsphäre ihres Zimmers stets respektiert.« Sie atmete scharf durch die Nase aus. »Wir müssen Ihnen wie die dümsten Eltern der Welt vorkommen.«

Alex zuckte mit den Schultern und sagte nichts. Ein paar tröstende Worte hätten die Last der Schuld für Elke Gerstein sicher gemildert, aber das war nicht seine Aufgabe. Außerdem hatte sie ja Recht.

»Haben Sie diese ... diese Bilder gesehen?«, fragte sie nach einem kurzen Schweigen.

»Nein. Wenn ich einen Experten daransetzen würde, würde der sie sicher ausfindig machen, aber ich habe nur Verweise darauf in ihren Mails gefunden. Die waren aber deutlich genug, glauben Sie mir.«

Elke Gerstein schüttelte den Kopf. »Wie konnte sie nur so leichtsinnig sein.«

»Vielleicht hat sie sich verliebt.«

»Verliebt? In wen?«

»Das muss ich herausfinden. Im Web trägt er den Namen Indigo. Haben Sie Ihre Tochter diesen Namen mal erwähnen hören?«

»Indi ... was?«

»Indigo, wie die Farbe«, half Alex ihr.

»Nein ... Nein, so einen Namen hat sie nie erwähnt. Den hätte ich mir gemerkt, ganz bestimmt.«

»Irgendeine andere Bemerkung von ihr in diese Richtung?«

»Welche Richtung?«

»Jungs eben.«

Sie schüttelte den Kopf und setzte sich jetzt doch wieder auf den Sessel.

»Und Sie sind sich sicher? Daniela hat über das Internet einen Jungen kennen gelernt und sich verliebt, ja?«

»Alles deutet darauf hin.«

»Aber dann ... Wenn das wahr ist, ich meine, dann ist sie doch bei ihm, oder? Sie wollte es uns nicht verraten und ist jetzt bei ihm. Das kann ich verstehen, ich war doch auch mal jung.«

Die Hoffnung, die jetzt erneut in Elke Gerstein aufkeimte, unterstrich Alex' Auffassung über die Dummheit der Menschen. Diese Frau wusste wirklich nicht, wie es zugeht in der Welt. Sie lebte in diesem Haus wie auf einer Insel der Glückseligkeit, und das Leid der anderen perlte an ihren perfekt geputzten Fensterscheiben ab. Wahrscheinlich überlas sie

gewissenhaft jede Meldung in der Tagespresse, die sich mit vergewaltigten und ermordeten jungen Mädchen beschäftigte. Mädchen, die in dem Glauben gestorben waren, im World Wide Web die große Liebe gefunden zu haben.

Bis jetzt!

»Wenn es so ist, werde ich es herausfinden«, sagte Alex. »Dazu müsste ich mich aber noch einmal in Danielas Zimmer umsehen.«

Zwei Reihen gerader Zähne raubtierhaft gebleckt in einem riesigen Mund ohne Lippen. Bloß gelegtes Zahnfleisch mit Löchern, durch die der Kieferknochen weißlich hindurchschimmerte, dazu ein klaffendes Loch in der rechten Wange, gegen das sich der gräulich verfärbte Zungenlappen drängte. Augen ohne Lider, farblos matte Kugeln, scheinbar zu klein für die geweiteten Höhlen. Langes, stumpfes Haar ohne Farbe, das wild und alt und wie die Perücke aus einem Zombiefilm wirkte. Überall grässliche Verheerungen durch großflächig verätzte Haut. Kniescheiben und Rippenbögen standen hervor, als hätten sie keinen Platz mehr in dem mumienhaften Körper.

Was dort in der Schweinebox lag, war der Rest eines nackten weiblichen Körpers. Die Handgelenke waren mit Handschellen an den Spaltboden gefesselt. Der lippenlose Mund wirkte wie zum Schrei weit aufgerissen, und obwohl die Frau lange tot war, meinte Nele sehen zu können, wie sehr sie gelitten, wie verzweifelt sie geschrien und gebettelt hatte – und wie qualvoll sie gestorben war. Zwei kräftige Scheinwerfer strahlten die Box aus, betonten jedes noch so kleine Detail: die Blutspritzer an den Wänden, den Kot an den Metallstreben, wahrscheinlich vom Opfer stammend, die grässlichen Wunden.

In ihrem ganzen Leben hatte Nele Karminster nichts Traurigeres und gleichzeitig Abstoßenderes gesehen, und die Verzweiflung, die sie in dem Gesicht, das keines mehr war, zu erkennen glaubte, ließ irgendwo tief in ihr eine betäubende Leere entstehen.

Nele war wütend, verwirrt und den Tränen nahe, während sie vor der vier mal vier Meter großen, gemauerten Abtrennung stand, in der irgendwann einmal Schweine gehaust hatten. Ihre Wut war diffus und nicht fassbar und hatte nichts mit Anous Alleingang zu tun.

Konnte man auf die Welt wütend sein?

Weil sie so war, wie sie war?

Nele musste an das Seminar denken. Welche These hatte Dr. Sternberg noch vertreten? Dass Psychopathen kranke Menschen seien, die streng genommen nicht verantwortlich seien für ihre Taten, weil sie nicht anders handeln könnten?

Wir töten doch auch Tiere, die Menschen angreifen, weil es ihre Natur ist, dachte Nele – und fühlte sich in diesem Moment imstande, selbiges mit dem Täter zu tun, der hierfür verantwortlich war.

Plötzlich hasste sie ihren Beruf. Er machte etwas aus ihr, was sie nicht mochte. Gleiches mit Gleichem zu vergelten war nie ihre Maxime gewesen.

Mit einem Ruck wandte sie sich ab.

Hinter ihr, auf seinem großen, rollbaren Alukoffer sitzend, wartete der Rechtsmediziner Klaus Quandt. Ein kurz vor der Pensionierung stehender, sehr erfahrener und routinierter Profi, dessen Schutzpanzer dicker war als der einer Schildkröte. Aber auch er wirkte deprimiert.

»Zehn Monate noch«, sagte er und sah aus wässrigen Augen zu Nele auf.

»In zehn Monaten höre ich auf, und seit ich einen Blick da reingeworfen habe, wünschte ich, ich hätte auf meine Frau gehört und vor drei Jahren den Vorruhestand beantragt. So eine verfluchte Scheiße!«

Klaus Quandt hatte eine leise, melodische Stimme, der man keinen Fluch abnahm, auch diesen nicht.

»Ich dachte auch gerade, ich schmeiße alles hin«, sagte Nele.

Er zuckte mit den Schultern und erhob sich mühsam von seiner Kiste.

»Das habe ich Hunderte Male gedacht, so wie die meisten, aber wir können gar nicht anders.«

»Meinen Sie?«

»Ich weiß es.«

»Und was wissen Sie über die Tote?«

Wieder zuckte er mit den dünnen, knochigen Schultern. »So gut wie gar nichts bisher. Ich sollte ja warten, bis Sie sie sich angesehen haben. Nach einer oberflächlichen, rein visuellen Untersuchung gehe ich von einer Verätzung aus. Wodurch, über welchen Zeitraum, Todesursache und Zeitpunkt ... Tja, warten Sie die Leichenschau ab. Und die Identifizierung könnte ein schwieriges Unterfangen werden ... Sie sehen es ja selbst. Kein Gesicht im herkömmlichen Sinne. Wenn wir kein zahnmedizinisches oder genetisches Vergleichsmaterial haben, wird es

schwierig.«

»Es würde dann auf eine Rekonstruktion hinauslaufen, oder?«

»Und die versuchen Sie bei dem Budget mal durchzukriegen.«

Nele nickte. »Danke, dass Sie gewartet haben.«

»Keine Ursache.«

Als Nele an ihm vorbeigehen wollte, legte Klaus Quandt ihr eine Hand auf die Schulter. »Sie dürfen es nicht persönlich nehmen«, sagte er.

»Was?«

Mit einem Nicken deutete er auf den Schweinekoben. »Dieser kranke Irre meint nicht Sie, er meint auch nicht mich oder überhaupt irgendjemanden, auch nicht das Opfer. Er denkt dabei nur an sich.«

Nele sah Quandt in die Augen. Mit diesen wenigen Worten hatte er wiedergegeben, wofür Frau Dr. Sternberg wahrscheinlich ein ganzes Seminar gebraucht hätte.

Sie nickte. »Aber das macht es nicht leichter, oder?«

»Wenn Sie es schaffen, diese Typen als etwas nicht Menschliches zu betrachten, meinethalben als etwas Außerirdisches, etwas außerhalb unserer Vorstellung, dann hilft es. Ansonsten gehen Sie daran zugrunde.«

Damit wandte er sich ab und betrat die Box.

Seine Worte gingen Nele noch durch den Kopf, als sie nach draußen trat. Von dieser Warte aus hatte sie es noch nicht betrachtet, und sie wusste nicht, ob sie dazu überhaupt in der Lage sein würde. Irgendwann würden sie den Täter festnehmen, einen wahrscheinlich harmlos wirkenden Mann, eventuell einen Familienvater. Dann würde sie ihm gegenüberstehen und ihm in die Augen sehen, so, wie sie es eben bei Klaus Quandt getan hatte. Aber würde sie darin etwas Unmenschliches sehen? Oder doch nur wieder das Maximum menschlicher Grausamkeit, nämlich die Fähigkeit, trotzdem unschuldig zu wirken?

Nele trat in den frischen Wind hinaus und schob die Gedanken beiseite. Das war nichts, womit sie sich jetzt beschäftigen durfte.

Anou kam auf sie zu. »Schlimm, oder?«

Nele nickte. »Komm, wir gehen mal ein Stück.«

Seitdem Nele eingetroffen war, hatten sie noch nicht unter vier Augen miteinander sprechen können. Sie verließen den Innenhof, der mittels Flatterband in Planquadrate eingeteilt worden war und von den

Technikern akribisch nach Spuren abgesucht wurde. Auf der Zufahrt parkten etliche Fahrzeuge, dorthin konnten sie nicht, also gingen sie zwischen den Mastställen hindurch aufs offene Feld. Dort blies ihnen ein scharfer Wind ins Gesicht.

Nele schlug den Kragen hoch und steckte die Hände in die Taschen ihrer Jacke. Eine Bewegung bei den Windrädern, die drei- bis vierhundert Meter entfernt standen, erregte ihre Aufmerksamkeit. Wirklich gut erkennen konnte sie es nicht, meinte aber, dass neben dem mächtigen Turmfuß eine Person stand. Hatte die Presse etwa schon Wind von dem Leichenfund bekommen?

»Ist schon gut«, riss Anou sie aus ihren Gedanken. »Ich weiß, es war ein Fehler.«

Nele drehte sich zu ihr um. »Weißt du, was mich am meisten an deinen Alleingängen stört?«

Anou antwortete nicht. Sie scharrte mit der Schuhspitze auf der festgefrorenen Ackerkrume herum.

»Wie einfach es dir fällt, unsere Beziehung mit Füßen zu treten.«

Anous Kopf zuckte hoch. »Hey, das tue ich doch gar nicht.«

»Nein? Dann denk bitte mal darüber nach, wie das auf mich wirkt.«

Damit ließ sie ihre Freundin stehen und ging zurück zu den Ställen.

Überdeutlich, fast brennend spürte sie Anous Blicke in ihrem Nacken. Es fiel ihr schwer, einfach so wegzugehen, weil sie noch viel mehr sagen wollte, aber sie befolgte damit einen Ratschlag von Dr. Sternberg.

Ihre Partnerin wird nicht auf Sie hören, solange sie den Eindruck hat, dass Sie sie schützen wollen. Machen Sie es persönlich. Lassen Sie sie wissen, wie tief ihr Verhalten Sie verletzt. Die Konsequenzen für sich selbst sind Frau Rossberg gleichgültig, also müssen Sie ihr vor Augen führen, dass ihr Handeln auch für andere Menschen Konsequenzen hat.

Tja, vielleicht würde es helfen. Zumindest war es einen Versuch wert.

Eckert Glanz kam Nele entgegen. Sie arbeitete seit fünf Jahren mit dem gedrungenen, leicht übergewichtigen Mann zusammen und hatte seinen scharfen Verstand in der Zeit schätzen gelernt. Leider schien sein Körper ihn aber zunehmend im Stich zu lassen. Sein Humpeln war in den letzten Wochen wieder stärker geworden. Bislang hatte er seine Rückenprobleme mit Spritzen und Massagen in den Griff bekommen, aber Nele ahnte, dass Eckert bald für längere Zeit ausfallen würde.

»Ich habe mit dem Besitzer gesprochen«, sagte er. »Ein Wilhelm Harms. Landwirt aus Bruchhausen. Er hat die Anlage vor zehn Jahren bauen lassen und sie sechs Jahre betrieben. Seit vier Jahren steht sie leer. Der Mann ist pleite, hat sich verkalkuliert. Er sucht schon lange nach einem Käufer, findet aber niemanden, der bereit ist, einen angemessenen Preis zu bezahlen. Harms sagt, er selbst sei seit Beginn des Winters nicht mehr hier gewesen. Ich habe den Mann in einer Kneipe angetroffen, er hatte getrunken.«

»Hat er potentielle Käufer hier herumgeführt?«

»Nicht er selbst, aber ein Makler. Ein halbes Dutzend vielleicht, aber nicht über den Winter.«

»Die müssen alle befragt werden, auch der Makler. Wer kümmert sich um die Leute in der Gegend?«

»Richard ist mit seinen Jungs unterwegs, sie sind aber nur zu sechst. Es wird also eine Weile dauern, bis sie mit diesem weitläufigen Gebiet durch sind.«

»Egal, es wird sich auf jeden Fall lohnen. Irgendjemand hat bestimmt was gesehen. Die Menschen hier draußen sind sehr aufmerksam. Richard soll sich auch um die Jugendlichen kümmern. Die Wände sind voller Graffiti.«

»Hab ich gesehen, aber ich befürchte, die stammen eher aus dem Sommer. In den letzten zwei, drei Monaten war das bestimmt ein ziemlich ungemütlicher Ort.«

Damit konnte Eckert Recht haben. Schon seit Wochen lag die Temperatur in diesem härtesten Winter seit zehn Jahren tagsüber unter null und nachts bei minus zehn Grad. Der Ostwind war beißend kalt gewesen und hatte nahezu ununterbrochen geblasen. Erst heute hatte er auf West gedreht, was aber auch keine Besserung, sondern Sturm und neuen Schnee bringen würde.

Wer würde bei solchem Wetter hier herauskommen, um sich mit einer Spraydose künstlerisch zu verewigen? Selbst ein Techtelmechtel auf dem Rücksitz eines Autos erschien Nele unwahrscheinlich.

»Ich hab jetzt schon das Gefühl, dass das hier eine langwierige Geschichte wird«, sagte sie.

»Warum?«

»Keine Ahnung. Nur so.«

»Das Seminar war wohl nicht der Brüller, oder?«, fragte Eckert. »Sehr motiviert siehst du jedenfalls nicht aus.«

»Das hat weniger mit dem Seminar als mit dem Anblick da drinnen zu tun.«

»Trotzdem könntest du etwas optimistischer sein.«

»Habe ich dazu einen Grund?«

»Na ja, immerhin haben wir eine Augenzeugin. Wenn diese Frau Singer nicht so großes Glück gehabt hätte, wäre sie jetzt wahrscheinlich ebenfalls an eines der Bodengitter da drinnen gefesselt.«

»Sie hatte kein Glück, sie hat gekämpft«, sagte Anou, die sich ihnen von hinten näherte.

»Meinetwegen«, meinte Eckert, »aber damit ist sie trotzdem der größte Aktivposten, den wir haben. Und wann hat man zu Beginn einer Mordermittlung schon mal eine Augenzeugin?«

Nele sah Eckert an, als hätte sie soeben einen Geist gesehen.

»Was ist?«, fragte der.

»Und wenn der Täter das genauso sieht?«

»Scheiße!«, stieß Anou aus.

»Wo ist die Frau?«

»Im Krankenhaus. Laut Aussage der Schwester wird sie übers Wochenende nicht entlassen.«

»Ruf an und überzeug dich davon, dass sie noch dort ist!«, befahl Nele. Kurz darauf hatte Anou die Information des Krankenhauses an der Strippe. Zuerst weigerte sich die Dame, ihr am Telefon Auskünfte zu erteilen, willigte dann aber doch ein, ihr wenigstens zu verraten, ob Frau Singer noch stationär war.

Das war sie nicht.

Man hatte sie auf eigenen Wunsch hin entlassen.

Das Zimmer einer Achtzehnjährigen, angefüllt mit deren Leben. Auf der Fensterbank stand eine ausgestreckte Hand aus dunklem Holz.

Verschiedene Ringe steckten auf den Fingern, um den Daumen waren Halsketten gewickelt, und irgendwie hatte Alex den Eindruck, diese Hand würde jedem zuwinken, der das Zimmer betrat. Es war, als grüße Daniela ihn von dem Ort aus, an dem sie sich gerade befand.

Der Geruch des Mädchens und dessen Aura waren so präsent, als hätte es das Zimmer erst vor ein paar Minuten verlassen. Dass Daniela bereits

seit einem Monat verschwunden war und der Raum sich im Übergang zu einem der vielen grauenhaften Museen verlorener Kinder befand, war nicht zu spüren. Noch nicht.

Ein Schreibtisch, ein Stuhl, ein Schrank, ein Bett, alles aus hochwertigem Holz. Ein nicht dazu passendes, weißes Regal, vollgestopft mit Büchern, CDs, DVDs und allerlei Nippes. An den Wänden hingen zwei Poster eines aktuellen Vampirfilms, die Teenagervampire mit Sixpack und cooler Frisur abbildeten. Auf dem Bett türmte sich eine große Anzahl Kissen auf. In der linken hinteren Ecke befand sich ein hoher Spiegel mit vier Lampen darüber und einem kleinen Board darunter, auf dem unzählige Schminkartikel lagen. Ein großer schwarzer Föhn baumelte an seinem Kabel, als sei er erhängt worden.

»Sie haben aufgeräumt, oder?«, fragte Alex, ohne Elke Gerstein anzusehen, die hinter ihm auf der Schwelle stand.

»Na ja, nachdem die Polizei da war, war alles so unordentlich, und Daniela soll es doch schön haben, wenn sie ...«, sie schluckte trocken, »wenn sie wieder nach Hause kommt.

Alex nickte, trat vor das Regal und zog wahllos ein Buch hervor. Tintenherz.

»Ihre Tochter mag Bücher?«

»O ja! Daniela hat immer ein Buch dabei. Egal, wohin sie geht. Sie kann sich stundenlang verkriechen und lesen. Dann dürfen wir sie auf keinen Fall stören.«

»Hat sie ein Tagebuch geführt?«

»Das haben die Polizisten auch gefragt. Ich weiß es ehrlich gesagt nicht. Beim Aufräumen habe ich jedenfalls keines gefunden.«

Alex zog wahllos weitere Bücher aus dem Regal, klappte sie auf und ließ die Seiten über seinen Daumen rutschen.

Menschen, die immer und überall Bücher dabei hatten, neigten dazu, alles als Lesezeichen zu nutzen, was ihnen gerade zwischen die Finger kam. Daniela schien aber eine Ausnahme zu sein. Außer dem Flyer eines Pizzalieferdienstes fand Alex nichts.

»Soll ich uns nicht doch einen Kaffee machen?«, fragte Frau Gerstein. Sie stand noch immer vor der Tür, und Alex sah ihr an, wie unwohl sie sich fühlte. Er wollte eigentlich keinen Kaffee, ihm war aber klar, dass

die Frau etwas zu tun haben musste. Außerdem wäre es nicht verkehrt, wenn er einen Augenblick unbeobachtet sein würde.

»Gern.«

»Milch und Zucker?«

»Schwarz bitte.«

Sie verschwand.

Sofort trat Alex zum Bett und hob die Matratze an. Nichts. Dann den Schoner zwischen Lattenrost und Matratze. Nichts. Rasch wechselte er zum Schrank. Die Schubladen mit Unterwäsche und Socken waren schnell durchsucht. Nichts von Interesse. Danach griff er in jede Tasche aller Hosen und Jacken, die im Schrank hingen, und wurde rasch fündig. In der Brusttasche einer Jacke steckte eine Visitenkarte. Sie war zerknickt, die Ecken zerfranst, so als hätte Daniela sie lange in der Hand gehabt.

Horst Schön. Literatur vor Ort. Katzengasse 11.

Weder den Namen des Mannes noch den der Organisation hatte er jemals gehört, und die Straße kannte er auch nicht. Er ließ die Karte in der Innentasche seiner Jacke verschwinden und suchte weiter. In den restlichen Kleidungsstücken fand er jedoch nichts.

Schließlich setzte er sich vor den Schreibtisch. Üblicherweise lebten Teenager in einem einzigen Raum, und das Leben von Mädchen in Danielas Alter war voller Geheimnisse, von denen die Eltern nichts wissen durften. Also mussten sie clever sein, wenn sie ihre Geheimnisse bewahren wollten. Schubladen waren kein sicherer Ort, und auch alle anderen üblichen Verstecke, die Mütter und Väter kannten, schieden aus. Meistens war deshalb der PC eine reine Schatzkiste, aber es musste auch noch etwas anderes geben. Etwas, das man abends, wenn man im Bett lag, in die Hand nehmen konnte.

»Hilf mir ein bisschen«, sagte Alex leise, drehte sich auf dem Stuhl und sah sich um. Schließlich ließ er sich zu Boden sinken und betrachtete die Schreibtischplatte von unten.

»Schau an.«

Ganz hinten war eine Din-A4-Plastikhülle unter die Platte geklebt worden. Alex kroch unter den Schreibtisch und holte einige Zettel daraus hervor. Als er sich wieder aufrichtete, hörte er Schritte auf der Treppe und steckte die Zettel kurzerhand in seine Jackentasche. Dann trat er

rasch vor das Regal und nahm irgendein Buch zur Hand.

»So, hier kommt der Kaffee.«

Er klappte das Buch zu und stellte es zurück.

Elke Gerstein reichte ihm einen Becher. »Vorsicht, heiß!«

»Setzen Sie sich bitte einen Moment«, bat Alex.

Sie ließ sich auf der Bettkante nieder, Alex auf dem Schreibtischstuhl.

»Frau Gerstein ... Vertrauen Sie mir?«

Sie sah ihn an, hielt seinem Blick stand. »Ich denke schon, ja.«

»Und Ihr Mann?«

»Siegfried ist ... Wie soll ich es sagen, er ist sehr misstrauisch.«

Alex nickte. »Das habe ich gemerkt. Aber ich brauche Ihre Hilfe. Ohne geht es nicht. Die wichtigsten Ansprechpartner in solchen Fällen sind die Eltern. Auch wenn Sie sich nicht sicher sind, sagen Sie mir einfach alles, was Ihnen einfällt.«

Sie senkte den Blick und starrte ein paar schweigende Sekunden in ihre Kaffeetasse. »Seitdem sie vierzehn ist, hat Daniela sich nur noch mit ihrem Vater gestritten«, sagte sie schließlich leise. »Kaum ein Tag verging ohne Streit. In den letzten Monaten war es noch schlimmer. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Siegfried ist der Meinung, ich verwöhne Daniela zu sehr. Daniela findet, ich halte doch sowieso nur zu ihm. Ich ... Ich kann es keinem recht machen.«

»Wurde Ihr Mann handgreiflich?«

»Nein! So etwas würde er nie tun. Aber er ist aufbrausend und kann dann sehr verletzend werden.«

»Ihr Mann glaubt, Daniela ist abgehauen und hält sich irgendwo versteckt, oder?«

Sie nickte. »Er wollte Sie nicht engagieren und rechnet jeden Cent hoch, den es kostet, sie zu finden.«

»Aber Sie glauben das nicht.«

Sie presste die Lippen zusammen, um das Zittern zu unterdrücken. »Ich würde gern ... Ich könnte es verstehen, und es wäre ja auch nicht so schlimm ... Nicht so schlimm wie ...«

Plötzlich hatte Alex das Bedürfnis, diese verzweifelte Frau zu berühren, ihr wenigstens eine Hand auf den Unterarm zu legen, doch er tat es nicht, weil er so etwas noch nie getan hatte. Und allein der Impuls verwirrte ihn so sehr, dass er dem Blick ihrer rotgeweinten Augen nicht mehr

standhalten konnte.

»Ich ziehe beides in Betracht«, sagte er und sah zu Boden. »Aber ich hoffe, dass Ihre Tochter wirklich nur getürmt ist. Sie würden es mir doch sagen, wenn Sie einen Hinweis in diese Richtung hätten, oder?«

Sie streckte ihre Hand aus und legte sie auf seine. Die Berührung war Alex unangenehm, und er fragte sich, ob sie seine Gedanken lesen konnte.

»Sie werden mein Mädchen finden, nicht wahr?«

Innerlich zuckte Alex zusammen. Die Frau drängte ihn in eine Ecke, und das mochte er nicht.

Er sah sie an. »Ich werde alles dafür tun«, sagte er.

Wie konnte das Besetztzeichen eines Telefons eine so feste Klammer um ihr Herz legen, dass sie meinte, keine Luft mehr zu bekommen? Wie konnte dieses enervierend gleichförmige Geräusch sich derart tief in ihren Kopf fressen und dort eine solche Angst auslösen?

Anouschka Rossberg schluckte trocken und legte auf – vielleicht zum hundertsten Mal, seitdem sie vor zwanzig Minuten bei den Mastställen gestartet waren.

Nele war trotz der teilweise noch vereisten Straßen mit Bleifuß gefahren, und jetzt zeigte das Navi nur noch eine Restfahrtzeit von fünf Minuten an. Die Adresse lag außerhalb der Gemeinde Kirchwalsede an einer Landstraße.

»Nichts?«, fragte Nele, die mit verbissenem Gesichtsausdruck hinter dem Steuer des Passat saß.

Anou schüttelte den Kopf. »Verdammte Scheiße! Daran hätte ich denken müssen. Wenn ihr etwas zugestoßen ist ...« Sie ließ den Satz unvollendet, weil sie sich nicht traute, die Worte auszusprechen. Sie waren so einschüchternd gewaltig wie ein massives Gebirge.

»Mach dich nicht verrückt, bevor wir nicht wissen, was los ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Täter es bei ihr noch einmal versucht, ist fast null, das weißt du.«

Anou hatte es sowohl über den Festnetzanschluss als auch über die Handynummer, die Miriam Singer ihr im Krankenhaus gegeben hatte, versucht, und dass sich unter beiden Nummern niemand meldete, schockierte sie regelrecht und blockierte ihr Denken.

Erst als Nele zwischen zwei gemauerten Pfeilern hindurch auf den

großen Hof des bäuerlichen Anwesens fuhr, fiel Anou der logische Grund ein, warum die junge Frau nicht ans Handy ging.

»Die Kollegen haben ihren Wagen noch gar nicht hergebracht! Der steht noch bei der Dienststelle auf dem Hof, und wahrscheinlich liegt ihr Handy drin.«

Nele warf ihr einen schnellen Blick zu. »Ruf an, und sag denen, der Wagen muss in die Spurensicherung. Vielleicht finden sie Fingerabdrücke an der Tür oder im Inneren.«

Sofort wählte Anou die Nummer der Zentrale und ließ sich mit der Kollegin verbinden, die gestern Nacht die Singer ins Krankenhaus gefahren hatte. Sie erfuhr, dass Frau Hesse in einem Einsatz steckte und noch nicht dazu gekommen war, den Wagen ihrer Besitzerin zu bringen. Anou wies sie an, sich stattdessen um die Überführung zur Hauptstelle zu kümmern.

»Wenigstens eine harmlose Erklärung«, sagte Nele, nachdem Anou aufgelegt hatte. »Komm, lass uns klingeln gehen.«

Der Hof, auf dem Miriam Singer lebte, lag hundert Meter von der Landstraße entfernt inmitten weiter, kahler Flächen. Um die Gebäude herum standen alte, knorrige Eichenbäume, die den über die Felder fegenden Wind brachen, und sogar jetzt noch altes, ledriges Laub trugen. Rechts gab es eine lange Scheune, links so etwas wie eine Stallung, daran angebaut war ein offener Unterstand.

Anou vermutete, dass hier schon länger keine Landwirtschaft mehr betrieben wurde. Es standen keine entsprechenden Fahrzeuge oder Gerätschaften herum und der Hof wirkte allgemein etwas heruntergekommen.

Vor ihnen ragte die hohe Giebelwand des Haupthauses auf. An dem rissigen, farblosen Fachwerk fanden die langen Triebe einer Kletterpflanze Halt. Die Haustür selbst lag vor Wind und Wetter geschützt einen Meter zurückgesetzt im Haus. Eine handbemalte, eiserne Milchkanne und ein paar vertrocknete Sommerblumen sowie eine Holzbank standen im Eingangsbereich, in dem Eichenlaub raschelnd im Wind rotierte.

Anou fand den Klingelknopf nach längerem Suchen in einem Fachwerkbalken nahe der Tür. Sie betätigte ihn, hörte aber keinen Klingelton. Das musste nichts bedeuten, das Haus war schließlich riesig.

Sie wartete einen Moment, und als sich nichts tat, trat sie von der Tür zurück, um sich die Giebelfront genauer anzusehen. Es gab zwei Fenster darin, eines rechts, das andere links der Tür. Beide waren durch Gardinen vor Blicken geschützt. Anou versuchte trotzdem hineinzusehen, aber es war zwecklos.

Nele kam von der Längsseite des Hauses zurück. Sie zuckte mit den Schultern.

»Niemand zu sehen«, sagte sie.

Anou klingelte erneut. Dann nochmal und nochmal. Ihr wurde schlecht bei der Vorstellung, was das bedeutete.

Sie trat vor, hämmerte mit der Faust gegen das alte Holz der Tür und rief: »Frau Singer? Ich bin es, die Polizistin von heute Morgen.

Anouschka Rossberg. Machen Sie bitte auf!«

Und tatsächlich!

Miriam Singer öffnete. Sie blinzelte sie aus kleinen, verschlafenen Augen überrascht an. »Was ist denn?«

Anou musste sich zurückhalten, um nicht vorzuspringen und die Frau zu küssen. Um sie nicht unnötig zu verängstigen, sagte sie so gelassen wie möglich: »Wir haben Sie im Krankenhaus vermutet.«

»Die wollten mich auch nicht gehen lassen, die Schwester hat einen Riesenaufrast gemacht, aber was sollte ich da? Ich bin weder krank, noch verletzt. Das ist doch kein Gefängnis, oder?«

»Nein, sicher nicht. Wie sind Sie ohne Auto hierhergekommen?« fragte Anou.

»Mein Trainer, Cem, ich hatte Ihnen doch von ihm erzählt, oder?«

»Haben Sie.«

»Er hat mich abgeholt. Wir sind ... befreundet.«

»Aha. Und warum gehen Sie nicht ans Telefon?«

Die junge Frau schaute verständnislos drein, bevor der Groschen fiel.

»Ich war plötzlich hundemüde, da hab ich mich hingelegt und vorher das Telefon abgestellt.«

Anou nickte zufrieden, dann stellte sie Nele vor.

»Dürfen wir einen Moment reinkommen?«

Frau Singer führte sie durch eine lange, dunkle und kalte Diele, in der es nach Heu und Kartoffeln roch, bis ins Wohnzimmer, wo sie auf der Couchgarnitur Platz nahmen.

»Möchten Sie einen Tee?«, fragte Miriam Singer.

»Gern.«

Während sie in der Küche Tee aufbrühte, sahen Nele und Anou sich um. Der Raum machte einen merkwürdigen Eindruck. Die Möbel waren massiv, aber alt. Die Tapeten hätten schon vor Jahren gewechselt werden müssen. In der großen Schrankwand stand eine Brockhaus-Enzyklopädie, die älter war als Frau Singer selbst. Eine schmale Wandseite war mit schwarz-weißen, gerahmten Fotografien behängt. Daneben dominierte ein großer Kachelofen den Raum.

»Wir erzählen nichts von dem Leichenfund«, raunte Nele Anouschka zu, bevor Miriam Singer mit drei Tassen Tee auf einem Tablett zurückkehrte.

»Haben Sie den Mistkerl schon geschnappt?«, fragte sie.

Anou betrachtete sie.

Miriam Singer trug ihr dunkelblondes Haar halblang, eher ein praktischer denn ein modischer Schnitt. Ihre Lippen waren blass und schmal, dafür zeigten die Wangen eine gesunde Röte, so als käme sie gerade aus der frischen Luft. Schminke trug sie nicht. Ihr Blick war jetzt offen und wach. Sie war mittelgroß und schlank und auf eine natürliche, unspektakuläre Art hübsch.

Keine Frau, die sofort auffällt, dachte Anou. Warum hat sie das Interesse des Täters auf sich gezogen?

»Leider nicht«, antwortete sie. »Wir hatten gehofft, Sie könnten uns den Mann noch einmal beschreiben oder sich jetzt, mit ein bisschen Abstand, an Details erinnern.«

Miriam dachte kurz nach und schüttelte dann den Kopf. »Ich hab ihn kaum gesehen. Anfangs ging es mir total schlecht, und später war es einfach zu dunkel. Nur in seinem Wagen, als ich hinten auf der Bank lag, konnte ich sein Profil sehen.«

»Beschreiben Sie es uns«, bat Nele.

»Er hat kräftige Kiefer und dunkles, volles Haar. Mehr habe ich wirklich nicht erkannt ... Ach ja, er trug einen Ehering.«

»Wie groß würden Sie ihn schätzen?«

»Größer als ich, mindestens eins achtzig. Nicht dick, aber kräftig. Er hat sich sehr schnell und koordiniert bewegt, wie jemand, der Sport treibt.«

»Na, sehen Sie, das ist doch schon mal etwas. Damit lässt sich was

anfangen«, sagte Anou, um Miriam Singer ein wenig aufzubauen. Dass ihre Beschreibung auf sehr viele Männer zutraf, musste sie ja nicht wissen.

»Hat er etwas gesagt? Würden Sie seine Stimme wiedererkennen?« Miriam verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln. »Das ist mir etwas peinlich ... Er ... Er klang für mich wie ein ... Na ja, wie ein Dämon oder so.«

»Ein Dämon?«, wiederholte Nele, und Anou hörte heraus, wie unglaublich sie das fand, obwohl sie ihr von diesem merkwürdigen Teil der Aussage bereits erzählt hatte

Miriam Singer blickte in ihre Tasse hinab und rührte darin herum. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los war.«

»Okay«, schob Anou das Thema zunächst beiseite. »Wir brauchen natürlich Ihre Hilfe, um den Kerl so schnell wie möglich zu fassen. In den allermeisten Fällen kommen solche Täter aus dem persönlichen Umfeld. Ich weiß, das ist erschreckend, aber es ist nun mal leider so. Es würde uns helfen, wenn Sie alle männlichen Personen, die Sie kennen, auf eine Liste schreiben.«

Miriam nickte. »Das wird eine kurze Liste.«

»Umso besser. Aber fassen Sie sie lieber weiter als zu eng. Nehmen Sie auch Personen auf, die Sie zwar regelmäßig sehen, aber streng genommen eigentlich nicht kennen. Auf der Arbeit, beim Einkaufen, beim Training, in allen möglichen Alltagssituationen.«

»Sie glauben, er hat mich ganz bewusst ausgesucht, oder? Das war kein Zufall da draußen auf der Landstraße.«

»Es sieht so aus, ja«, sagte Anou. Warum sollte sie der Frau etwas vormachen. Dafür war die Sachlage viel zu offensichtlich. Die nächste Frage lag damit natürlich auf der Hand, und Miriam stellte sie auch sofort.

»Wird er es noch einmal versuchen?«

Diesmal antwortete Nele. »Das ist sehr unwahrscheinlich. Solche Männer suchen Opfer, und das sind Sie nicht. Sie haben ihm gezeigt, dass Sie sich wehren können.«

»Leben Sie allein hier?«, fragte Anou.

»Ja. Seitdem mein Großvater vor einem Jahr verstorben ist, bin ich hier allein. Ich weiß, es ist alles ein bisschen groß und alt ... Ich bin einfach

noch nicht dazugekommen zu renovieren.«

Da schwang noch eine Menge Trauer mit, fand Anou.

»Hätten Sie etwas dagegen, wenn für die nächsten zwei, drei Tage eine Beamtin herkommt? Nur zur Sicherheit. Sie müsste aber irgendwo schlafen können.«

»Betten gibt es hier mehr als genug, aber meinen Sie wirklich, dass das notwendig ist?«

»Wie gesagt, nur zur Sicherheit. Wir müssen ja kein Risiko eingehen, wenn es sich vermeiden lässt.«

»Ich würde mir gern sofort diesen Trainer vornehmen«, sagte Nele, als sie zurück auf der Landstraße waren. »Wie heißt der doch gleich?«

Anou, die auf dem Beifahrersitz saß, holte ihren Notizblock aus der Innentasche ihrer Jacke und blätterte darin.

»Cem Özdan«, antwortete sie schließlich. »Ich hab den Eindruck, die beiden haben was miteinander laufen.«

»Tatsächlich?«

Anou nickte. »Gerade erblühende Liebe, ist das nicht romantisch? Ich ruf den Casanova mal an.«

Im Krankenhaus hatte sie von Miriam Singer die Privatnummer ihres Trainers bekommen, doch dort meldete sich niemand. Also rief sie bei seinem Arbeitgeber an, einem großen Fitnessstudio in der Stadt. Am Empfang sagte man ihr, dass Cem gerade den Power-Box-Kurs gebe und frühestens in einer halben Stunde zu sprechen sei.

»Passt genau«, sagte Nele. »Da fahren wir jetzt hin.«

Sie erreichten das Studio in der Industriestraße nach fünfundzwanzig Minuten. Es befand sich in dem Gebäude einer ehemaligen Molkerei. Der Parkplatz war ziemlich voll, und als sie auf den Eingang zugingen, kam ihnen eine Horde junger Frauen entgegen, alle mit geschulterten Sporttaschen, hochroten Köpfen und verschwitztem Haar.

»... Wieder klasse heute ... Süßer Typ ...«, hörte Anou aus dem Stimmengewirr heraus.

»Jede Wette, die waren bei Cem«, sagte sie.

Am Empfang wies man ihnen den Weg zu einer kleinen Halle. Darin roch es nach Anstrengung und Schweiß. Nur eine einzige männliche Person befand sich dort.

»Cem Özdan?«, fragte Anou.

»Ja?« Der junge Türke drehte sich um.

Er war damit beschäftigt, schmale rote Boxsäcke von Ketten zu nehmen, die von der Decke baumelten.

Nele und Anou gingen zu ihm, zeigten ihre Ausweise und stellten sich vor.

Cem Özdan war eins achtzig groß und äußerst athletisch gebaut. Er trug ein eng anliegendes Muskelshirt und eine schwarze Gymnastikhose, die wie eine zweite Haut saß. Sein Haar war schwarz und voll, die Augen dunkel und groß. Schweiß lief von seiner Stirn herab.

»Geht es um Miriam?«, fragte er.

»Richtig«, antwortete Anou. »Sie haben Frau Singer aus dem Krankenhaus abgeholt und nach Hause gefahren?«

»Ja. Bin deswegen zehn Minuten zu spät zum Kurs gekommen.«

Anou bemerkte, dass der junge Türke ohne jeden Akzent sprach.

»Die Damen werden es Ihnen nicht übelgenommen haben. Die wirkten alle sehr glücklich.«

Cem Özdan lächelte verlegen. »Sport setzt Endorphine frei.

Glückshormone. Deswegen macht er auch süchtig.«

»Ist Frau Singer süchtig danach? Trainiert sie deshalb so häufig Selbstverteidigung bei Ihnen?«

Cem Özdan schüttelte den Kopf. »Da geht es um etwas anderes«, sagte er und zeigte auf den Boxsack rechts neben sich. »Darf ich die weiter abnehmen? In einer halben Stunde beginnt Powerslide, dann muss die Halle hergerichtet sein.«

»Ja, machen Sie nur.«

Cem klickte den Boxsack aus dem Drehkarabiner, stellte ihn auf dem Boden ab und wandte sich dem nächsten zu. An seinen Armen und Schultern spielten die Muskeln. Er schien kein Gramm Fett an seinem Körper zu haben.

»Beim Powerboxen gehen wir bis an die Grenzen«, sprach er dabei weiter. »In dem Bereich werden die Endorphine ausgeschüttet, von denen ich sprach. Beim Antiterrorkampf ist das anders. Da werden Techniken und Strategien vermittelt und das Selbstvertrauen gestärkt.«

»Ist Frau Singer gut darin?«

»Eine der Besten ... Sonst wäre sie dem Täter ja nicht entkommen. In so einer Situation einen klaren Kopf zu bewahren, das schafft man nur mit

Training. Miriam ist zäh, hat sehr viel Disziplin und ...«

Anou bemerkte, wie sich Cems Augen veränderten und sich ein kleines Lächeln in seine Mundwinkel stahl, während er von Miriam sprach.

»Und was?«, fragte sie.

»Na ja, manchmal ist sie etwas übermotiviert, und deshalb denke ich, es gibt bei ihr andere Gründe für das häufige Training.«

»Was meinen Sie?«, fragte Anou.

Cems Blick wurde wieder ernst. »Ich weiß auch nicht. Es gibt Tage, da wirkt es, als wolle sie etwas kompensieren. Dann drischt sie auf den Boxsack ein, als kämpfe sie gegen jemanden Bestimmtes.«

Er schüttelte den Kopf und wandte sich dem nächsten Boxsack zu. »Aber darum geht es ja nicht. Es geht um diesen Scheißkerl, der sie angegriffen hat, oder!«

»Richtig«, sagte Nele. »Und wir gehen davon aus, dass der Täter Frau Singer beim Training beobachtet hat. Deswegen sind wir hier. Ist Ihnen jemand aufgefallen? Frau Singer sagte etwas von neuen Kunden.«

Cem Özdan nickte. »Hat sie mir gesagt. Wir können gleich in die Anmeldeliste schauen.«

»Das Training hat aber nicht hier stattgefunden«, sagte Nele. »Wie kommt das?«

»Hier im Studio sind die Kurszeiten ausgebucht, deswegen gebe ich noch Kurse bei den Turn- und Sportvereinen, so wie den ATK-Kurs beim TSV Kirchwalsede. Ist ein guter Zuverdienst.«

»Machen Sie das hauptberuflich?«

»Nee. Ich studiere Sport und finanziere damit mein Studium. Klappt ganz gut.«

»Und was haben Sie gestern nach dem Training gemacht?«, wechselte Anou plötzlich das Thema.

Cem Özdan drehte sich zu ihr um und fixierte sie mit seinen dunklen Augen. »Warum? Verdächtigen Sie mich etwa?«

»Wir verdächtigen jeden und niemanden, solange wir den Täter nicht haben«, sagte sie.

Der junge Mann kam auf sie zu und streckte den Zeigefinger aus. Die Muskeln an seinem Hals schwellen an. »Hört sich wie Zeitverschwendung an. Suchen Sie lieber diesen Scheißkerl, bevor ich ihn finde, sonst ...«

»Sonst was?«, unterbrach Anou ihn.

Cem entspannte sich etwas und lächelte. »Sonst zeige ich ihm, was Miriam noch alles drauf hat.«

Alex verließ Bechedorf und steuerte den nächstbesten Parkplatz an der Landstraße nach Lüneburg an. Bei laufendem Motor holte er die Zettel hervor, die er unter Danielas Schreibtisch gefunden hatte. Es waren drei Stück.

Ein ärztliches Rezept für ein Medikament namens Valette.

Eine Terminkarte für den 17.4. bei einem Dr. Dillenburg.

Ein handbeschriebener Notizzettel. Oben stand »Lovers World«.

Darunter »darkdeepeyes«, gefolgt von einer Ziffern- und Buchstabenfolge: 92GJ8M10TDAGE.

Alex holte auch noch die Visitenkarte hervor, die er in der Jackentasche gefunden hatte.

Horst Schön. Literatur vor Ort. Katzengasse 11.

Er gab den Straßennamen ins Navigationssystem ein und verließ den Parkplatz. Mit dieser Visitenkarte hatte er endlich einen realen Anhaltspunkt, eine Adresse, hinter der ein Mensch steckte, mit dem er sich unterhalten konnte. Die anderen ominösen Notizen schienen fürs Internet gedacht zu sein, vielleicht die Zugangsdaten für einen Chatroom. Heutzutage spielte sich ein Großteil des Lebens der Teenager im World Wide Web ab. Eine Welt der Lügen, des Tarnens und Täuschens. Eine Welt, in der kaum jemand der war, für den er sich ausgab. Dagegen war so eine Adresse was Handfestes.

In der Stadt angekommen, hielt Alex an der ersten offenen Apotheke, die er fand. Die junge Frau am Notschalter verriet ihm, dass es sich bei Valette um eine Verhütungspille handelte. Damit hatte Alex gerechnet. Die Kluft zwischen Daniela und ihren Eltern musste tiefer sein, als selbst die Mutter es ahnte, sonst hätte das Mädchen das Rezept nicht verstecken müssen.

Eine Viertelstunde später suchte er in der samstäglichen Überfüllung der City einen Parkplatz für seinen großen VW-Bus. Bei der Katzengasse handelte es sich um eine Einbahnstraße, in der es viele kleine Kunstläden, Cafés, Bioläden, Restaurants und türkische Gemüsehändler gab. Die schmalen Stadthäuser waren dicht an dicht gebaut, zumeist zweigeschossig und alle weit über hundert Jahre alt. Mit einigen anderen,

ähnlich engen Einbahnstraßen bildete die Katzengasse ein eigenständiges Viertel, das bei Alternativen und Studenten äußerst beliebt war.

Zwei Blocks weit entfernt fand er endlich einen Parkplatz. Kalter Wind pffte um die Häuser, als er sich auf den Weg machte. Er musste an Jödis denken, die gerade ihre Einkäufe erledigte und wahrscheinlich ganz in der Nähe unterwegs war. Alex freute sich auf den Abend mit ihr. Ein romantisches Essen bei Alberto, danach irgendwo einen Cocktail trinken, vielleicht wollte sie noch tanzen gehen, und danach ... Tja, was Jödis danach wollen würde, konnte er sich vorstellen, denn davon bekam sie nie genug.

In einer Reihe ohnehin schon ungepflegter, heruntergekommener Häuser nahm die Nummer 11 in der Katzengasse noch eine Sonderstellung ein. Der Putz des Gebäudes war alt, rissig und farblos, abgesehen von dem Grünspan, der großflächig daran herabführte. Aus den Dachrinnen wucherte stellenweise Unkraut, die Fenster waren seit Ewigkeiten nicht mehr geputzt worden, das Rahmenholz von silbriger Patina überzogen. Die ehemals wohl roten Dachpfannen schienen rußgeschwärzt zu sein, eine windschiefe Antenne, wie sie früher für den Fernsehempfang benutzt worden waren, klammerte sich ans Dach.

Das Erdgeschoss beherbergte ein Ladenlokal. Das breite Fenster und die Eingangstür waren mit einer von innen angeklebten, milchigen Folie blind gemacht worden. Mühe gegeben hatte sich der Inhaber damit aber nicht; helle Luftblasen beulten großflächig die Folie auf wie Pilzköpfe. Über der Tür hing ein selbstgemaltes Schild, auf dem »Literaturcafé« stand. Rote Buchstaben auf weißem Grund. Vom Fuß des f war Farbe hinuntergelaufen, vielleicht war das aber auch beabsichtigt und sollte wie ein Federkiel aussehen. Alex fand, es kam einem Messer näher.

Die schmale Hofeinfahrt neben dem Laden wurde durch ein Holztor versperrt, und da es keine weitere Tür gab, probierte Alex es an der Klingel für den Laden. Das Feld für den Namen war leer. Der Klingeldraht wand sich am Putz entlang bis über die Tür und verschwand in einem Spalt dazwischen.

Während er wartete, trat er einen Schritt zurück. Im ersten Stock gab es jeweils zwei Fenster, alle verhängt mit Vorhängen in unterschiedlichen Farben. Darüber befand sich das Dachgeschoss ohne Fenster zur Straße hinaus. Die Wohnungen in diesem Viertel waren begehrt, weil sie

günstig waren und zentral lagen, trotzdem sah es nicht so aus, als würde hier über dem Laden jemand wohnen. Das ganze Gebäude machte einen abweisenden Eindruck.

Besucht überhaupt jemand dieses Literaturcafé?, fragte Alex sich.

Als er gerade nochmal klingeln wollte, wurde die Tür geöffnet.

Ein großer, kräftiger Mann starrte mit mürrischem Gesichtsausdruck auf Alex hinab. Er trug eine Brille mit braunem Rand, hatte dichtes, dunkles Haar, die Haut im Gesicht war blass und wirkte teigig, außerdem hatte er sich wohl seit ein paar Tagen nicht mehr rasiert. Dunkle Tränensäcke rundeten den ungepflegten Gesamteindruck ab. Er trug eine speckig aussehende Jeans und einen braunen Rollkragenpullover.

Alles in allem passte dieser Mann hervorragend in dieses Haus, fand Alex.

»Sind Sie Horst Schön?«

»Ja?«

Er hatte eine dunkle Stimme.

Alex stellte sich vor und nannte seinen Beruf. »Ich bin wegen Daniela Gerstein hier.«

»Und?«

»Können wir uns eventuell ein paar Minuten drinnen unterhalten?«

»Ist es wichtig? Ich habe zu tun.«

»Für Daniela könnte es nicht wichtiger sein.«

Wenn dieser Satz so jemanden wie ihn auch nicht überzeugen würde, dann vielleicht der Tonfall, in dem Alex ihn aussprach. Diese dunkle, bedrohliche Kopfstimme benutzte er immer, wenn er jemanden einschüchtern wollte. In der Regel funktionierte das auch, Horst Schön jedoch wirkte überhaupt nicht eingeschüchtert, auch wenn er jetzt nickte. Er drehte sich einfach um und verschwand, sodass Alex ihm in den dunklen Eingangsbereich folgen musste.

Eine weitere Tür führte in das eigentliche Literaturcafé. Dabei handelte es sich um einen ungefähr dreißig Quadratmeter großen Raum, schummrig beleuchtet von dem wenigen Licht, das durch die milchige Glasfront hereinfiel. Mit wenigen Blicken registrierte Alex das Wichtigste.

Vor der Fensterfront gab es ein kleines Podest, darauf standen ein runder Tisch und ein Stuhl. Der übrige Raum war scheinbar wahllos mit

Tischen, Stühlen, Sesseln und zwei Sofas zugestellt. Zwischen offenem Gebälk in der hinteren rechten Ecke baumelte eine Hängematte. Zwei Wände waren mit alten Filmplakaten beklebt, eines davon für den Film *Forrester – Gefunden* mit Sean Connery, den Alex kannte. An den anderen Wänden standen einfache Kieferholzregale, angefüllt mit Büchern und Zeitschriften. Von der Decke hingen einige Lampen, die mit Werbung für Beck's Bier versehen waren und wohl aus einer Kneipe stammten.

Sie setzten sich an einen runden Holztisch in der Nähe der Tür. Horst Schön machte keine Anstalten, ihm etwas zu trinken anzubieten, deshalb legte Alex gleich los. »Sprechen Sie hier nur über Literatur oder wird auch welche verfasst?«

»Sowohl als auch. Hören Sie, Herr ...?«

»Seitz.«

»Herr Seitz. Ich habe wirklich nicht viel Zeit. Kommen Sie also bitte zur Sache. Wenn Sie über Literatur sprechen möchten, was ich bezweifle, können Sie gern an einem unserer öffentlichen Treffen teilnehmen. Dreimal die Woche, immer um halb acht und sonntags um zehn.«

»Und daran hat Daniela Gerstein teilgenommen?«

Die Augen seines Gegenübers formten sich zu schmalen Schlitzern. »Ist Daniela abgehauen?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ich habe sie schon seit Wochen nicht mehr gesehen, und jetzt kommt ein Privatschnüffler und stellt Fragen. Ich kann eins und eins zusammenzählen.«

»Worüber hat Daniela denn so mit Ihnen gesprochen?«

»Das ist vertraulich.«

»Ihre Eltern machen sich Sorgen.«

»Nicht mein Problem.«

Alex seufzte. »Sie ist seit einem Monat verschwunden.«

»Vielleicht will sie es ja so.«

»Es könnte ihr aber auch etwas zugestoßen sein.«

»Könnte. Glaube ich aber nicht. Hören Sie, Herr Seitz. Daniela hat unter ihrem herrischen Vater gelitten. Sie ist ein sehr intelligentes Mädchen mit großem Talent für anspruchsvolle Literatur, so etwas findet man heute nicht mehr oft. Zu Hause hat dafür niemand ein offenes Ohr

gehabt. Sie wird sich jemanden gesucht haben, der ihre Interessen teilt.«
»Jemanden wie Sie?«

Schön sah ihn unverwandt an und zuckte mit den Schultern.

»Herr Schön, ich kann natürlich auch die Polizei zu Ihnen schicken, wenn Ihnen das lieber ist?«

Er nahm mit einer langsamen, geradezu einstudierten Bewegung seine Brille ab und legte sie auf den Tisch. Dann hob er den Blick und lächelte, und Alex musste zugeben, dass dabei mit seinem Gesicht eine erstaunliche Veränderung vor sich ging. Das breite Lächeln entblößte eine Reihe gerader, weißer Zähne und ließ tiefe Lachfalten um die Augen herum entstehen. Aus einem eben noch abweisenden, unfreundlichen Gesicht wurde ein sympathisches.

»Und Sie meinen, mit einer Drohung kommen Sie bei mir weiter?«

Alex hatte jetzt genug von diesen Spielchen und spürte kalten Ärger in sich aufsteigen. Wieder einmal erfasste ihn diese unterschwellige Wut auf alles und jeden, die ihm oft schon mehr als genug Ärger eingebracht hatte, die er aber nicht kontrollieren konnte. Arrogante Typen wie Horst Schön kitzelten an einer Stelle in seinem Inneren, die sehr empfindlich und unberechenbar war.

»Hören Sie mir genau zu«, begann Alex und beugte sich weit zu Schön hinüber. »Ich glaube, Sie haben Daniela sexuell belästigt. Sie haben das Mädchen unter dem Vorwand, über Literatur sprechen zu wollen, hierhergelockt und sie dann betatscht. Es gibt eine Freundin, der sich Daniela anvertraut hat und ...«

»Das ist eine bodenlose Unverschämtheit und eine Lüge!« Horst Schön wurde plötzlich rot, beängstigend rot.

Jetzt war es an Alex zu lächeln. »Und ich werde diese Lüge überall kolportieren, Herr Schön. Ich werde mich dreimal die Woche vor Ihren Laden stellen und es jedem erzählen. Frau Gerstein wird bei der Polizei gegen Sie aussagen, und ich finde eine angebliche Freundin, die das auch tun wird. Ich zerstöre systematisch Ihren Ruf, Herr Schön. Bis Sie das Gegenteil bewiesen haben – falls Ihnen das überhaupt je gelingt –, sind Sie in dieser Stadt ein Geächteter.«

Alex lehnte sich zurück.

»Es sei denn, Sie erzählen mir etwas über Daniela.«

Horst Schön lächelte nicht mehr. Die weißen Zähne verschwanden hinter

schmalen Lippen. Die Fassade des charismatischen Literaturliebhabers bröckelte weg und offenbarte etwas völlig anderes: etwas Kaltes, Berechnendes, das sich aber leicht in Rage versetzen ließ. Alex meinte schon jetzt, bei dieser ersten Begegnung, Horst Schöns wahren Charakterzug entdeckt zu haben: Hybris. Er war nicht das, was er sein wollte, stellte sich aber über alles, was er niemals erreichen würde.

»Sie impertinentes Dreckschwein.«

Alex lächelte einfach weiter.

Schön rieb heftig in seinem rechten Auge. Dabei bemerkte Alex einen hellen Streifen an seinem Ringfinger.

In Alex' Kopf rotierten die Gedanken. Die Reaktion des Mannes war bemerkenswert. Hatte er vielleicht tatsächlich getan, was Alex ihm einfach so aus dem Bauch heraus vorwarf? Oder zumindest mit dem Gedanken gespielt?

»Daniela hat sich mit mir über Literatur unterhalten und nichts anderes. Aber ignorante Menschen wie Sie werden das nie verstehen.«

Von der dunklen Stimme am Anfang des Gesprächs war nichts mehr übrig. Mittlerweile klang Horst Schön wie eine Heulsuse. »Sie können doch nicht einfach hierherkommen, mich bedrohen und Lügen über mich verbreiten!«

»Doch, Herr Schön, das kann ich, und ich werde es auch tun, wenn es meinen Zielen dienlich ist, verlassen Sie sich darauf. Ihr Leben oder dieses ... Literaturcafé«, er sprach das Wort mit einem Höchstmaß an Hohn aus, »sind mir scheißegal. Ich will nur wissen, wo Daniela Gerstein ist. Und wenn Sie irgendetwas dazu beitragen können, vergesse ich ganz schnell wieder, Sie je kennen gelernt zu haben.«

Schön rieb sich wieder das Auge und schüttelte den Kopf. »Jonas Bömeke«, nuschelte er schließlich.

»Ja?«

»Mit dem war Daniela ein paarmal hier. Ich hatte das Gefühl, sie mögen sich. Wenn ich nach Daniela suchen würde, würde ich bei Jonas Bömeke beginnen.«

»Sie haben nicht zufällig die Adresse?«

Nach einem langen, giftigen Blick erhob Schön sich und verschwand im hinteren Bereich des Cafés in der Dunkelheit. Alex musste sich zusammenreißen, um ihm nicht zu folgen. Er hatte einen Blick hinter die

Fassade des Mannes geworfen und würde gern auch einen Blick hinter die Fassade dieses angeblichen Literaturcafés werfen, wusste aber, dass er den Bogen nicht überspannen durfte. Heute war nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Aber heute war auch noch nicht aller Tage Abend. Schön kehrte mit ein paar bedruckten Seiten zurück und warf sie auf den Tisch. »Ein Manuskript des Jungen. Seine Adresse steht obendrauf. Nehmen Sie es, und verschwinden Sie.«

Alex nahm die erste Seite zur Hand. Es war ein Computerausdruck mit Namen und Adresse. Alex faltete den Zettel so langsam und genüsslich wie möglich und steckte ihn ein. Den Rest des Manuskripts ließ er liegen. Dann stand er auf und streckte seine Hand aus. »Sie waren wirklich eine große Hilfe, Herr Schön. Darf ich Ihren Literaturzirkel weiterempfehlen?«

Alex befürchtete, der Mann würde jeden Augenblick auf ihn losgehen. Er wandte sich ab und verließ den Laden.

Er hat mir noch nie eine blutende Wunde zugefügt.

Er hat noch nie die Frage vergessen.

Seit einiger Zeit saß Nicola regungslos am Küchentisch. Ihr Mann hatte das Haus längst wieder verlassen. Sie erinnerte sich kaum noch an sein »Wiedergutmachen«. Vielleicht als Folge des Sturzes in die Badewanne, vielleicht auch, weil ihr Kopf angefüllt war mit so viel Neuem und Fremdem. Sie hatte sich noch nie gut auf verschiedene Dinge gleichzeitig konzentrieren können.

Aber eines wusste sie genau: Er hatte sie nicht gefragt.

Sofort danach war er von ihr heruntergerollt und in einen nervösen, geräuschvollen Schlaf gefallen, während sie neben ihm gelegen und einfach immer weiter auf die Frage gewartet hatte. Obwohl sie schon so lange Zeit nichts weiter war als eine Farce, war der Wunsch, sie gestellt zu bekommen, so stark geworden, dass sie sich beinahe getraut hätte, ihn wachzurütteln und darum zu betteln.

Aber nur beinahe. Sie hatte es nicht getan, war stattdessen aufgestanden, hatte sich angezogen und an den Küchentisch gesetzt.

Die Küche hatte zwei Türen; eine führte in den großen Eingangsbereich des Hauses, die andere in den kurzen Flur, an dessen Ende sein Reich lag. Seit sie hier saß, starrte sie die geschlossene Tür an, und ihre Augen ließen sich weder von Holz noch von Metall oder Stein aufhalten. Sie

sahen alles. Sahen das Grauen dort drinnen, das sein Verstand erschaffen hatte und ihr eigener sich zu glauben weigerte.

Und wie schon gestern Abend und die ganze Nacht hindurch versuchte Nicola, sich etwas vorzumachen.

Du hast das nicht gesehen ... Das war nur ein Resultat deiner Angst ... Es ging auch viel zu schnell, als dass du wirklich einen Blick hättest hineinwerfen können ... Nein, nein, nein, da ist nichts gewesen auf dem Tapetentisch ...

Es funktionierte nicht. Denn all ihr Leugnen wurde zunichtegemacht von der zusätzlichen Angst, die das Weglassen der Frage und die blutende Wunde an ihrem Kopf ausgelöst hatten. Es funktionierte nicht, weil er sie in der Badewanne beinahe getötet hätte, weil es ihm egal gewesen war, wie sie danach aussah. Bislang hatte er stets darauf geachtet, sie so zu schlagen, dass keine Spuren zurückblieben.

Etwas hatte sich geändert.

Aber was? Was war geschehen mit ihm in der Nacht zuvor?

Nein. Die Frage war falsch.

Was war geschehen mit ihm in den letzten Jahren?

Nicola schweifte weit in die Vergangenheit ab. Sie hatte ihn kennen gelernt, da war sie gerade zwanzig Jahre alt geworden und steckte in der Ausbildung zur Krankenschwester. Sie lebte noch bei ihren Eltern, anders war es finanziell nicht möglich gewesen, auch wenn sie sich damals schon lange nicht mehr wohlfühlt hatte dort. Es lag an ihrem Vater. So viel aufgestaute Wut, so viel Hass auf die ganze Welt. Woher war das nur gekommen? Warum hatte es ausgerechnet in ihrem Elternhaus keine Liebe gegeben? Dunkel erinnerte Nicola sich an diese dauernde Anspannung, diese Vorsicht, mit der jeder durchs Leben gegangen war. So als tappe man nachts auf dem Weg zur Toilette auf Zehenspitzen über den Flur, ganz leise, damit einen niemand hörte.

Nicola hatte versucht, unsichtbar zu werden, und es war ihr gut gelungen. So gut, dass sie es auch für den Rest der Welt gewesen war. Ein unsichtbares, unscheinbares Mädchen, für das sich kein Junge interessierte. Bis zu dem Tag, als er mit einer gebrochenen Nase und einem gebrochenen Finger von einer Prügelei auf ihre Station gekommen war. Zu dem Zeitpunkt war es für Nicola schon völlig normal, auch in der Arbeit die meiste Zeit unsichtbar zu sein, doch er hatte sie sofort

gesehen. Gleich beim ersten Mal. Nicola konnte sich gut an seinen Blick, sein Lächeln und seine Worte erinnern.

Bei so einer hübschen Schwester ertrage ich die Schmerzen gern.

Sein Lächeln!

Noch nie hatte sie Augen gesehen, die so intensiv mitlächeln konnten, und sich sofort darin verliebt. Darin, und in seine Fähigkeit, sie stets mit den richtigen Worten zu umgarnen. Dabei war er ein launischer Patient gewesen, der viel Zeit beanspruchte und dauernd auf seine Verletzungen und seine Schmerzen aufmerksam machte.

Und dann, nachdem er entlassen worden war, hatte er etwas getan, wofür sie ihm – zumindest dachte sie das damals – bis in alle Zeiten dankbar sein würde: Er hatte ihrem Vater Paroli geboten. Ihr Vater war gegen diese Beziehung gewesen, ihre Mutter deswegen natürlich auch, doch alle Feindschaft und alle Vehemenz waren an ihm abgeprallt, hatten ihn, das erkannte Nicola erst viel später, nur noch mehr angestachelt. Es war ein Kampf gewesen, den er gewonnen hatte. Er hatte alle Kämpfe gewonnen.

Bis auf einen, und das würde auch so bleiben.

Lag es vielleicht daran? Hatte er sich deswegen so verändert? War es am Ende ihre eigene Schuld? Das alles? Der Tapetentisch?

Nicola spürte etwas Warmes an ihrer Stirn. Es rann langsam durch ihren Augenwinkel, dann seitlich die Wange hinab, löste sich schließlich von ihrer Haut und tropfte auf die weiße Tischplatte.

Ein Tropfen Blut.

Sie starrte ihn an.

In seinem intensiven Rot und der perfekten runden Form war er auf der weißen Tischplatte von makelloser Schönheit.

Der nächste fiel hinab, und erst jetzt erwachte Nicola aus ihrer Starre, hob die Hand und betastete den notdürftigen Verband über ihrem rechten Auge. Er war blutdurchtränkt. Die Wunde hatte sich nicht geschlossen, sie musste genäht werden.

Sie fällt keine bewusste Entscheidung. Sie stand einfach auf, ging ins Bad, erneuerte den Verband, zog sich an, nahm ihre Handtasche, den Wagenschlüssel und verließ das Haus.

Draußen wehte ihr ein eisiger Wind ins Gesicht.

Ihr Wagen stand in der seitlichen Parknische auf dem Hof. Sie stieg ein,

startete den Motor und fuhr los. Nach einer halben Stunde erreichte sie das innerstädtische Zentralkrankenhaus und begab sich direkt in die Notfallambulanz. Dort war nicht viel los, trotzdem musste sie zunächst im Wartebereich Platz nehmen.

Die Hände um ihre Tasche gekrampft, den Blick auf den glänzenden Linoleumboden gerichtet, saß sie da und versuchte unsichtbar zu bleiben. Doch ein kleines, vielleicht achtjähriges Mädchen, das zusammen mit seiner Mutter ebenfalls wartete und sich langweilte, blieb vor ihr stehen und starrte sie an.

Nicola hob den Blick.

»Tut es sehr weh?«, fragte das Mädchen. Es hatte große blaue Augen und eine niedliche Stupsnase.

Nicola schüttelte den Kopf.

»Aber du blutest.«

»Das hört bestimmt gleich auf.«

»Ich bekomme einen Bruder, aber Mama geht es nicht gut«, sagte die Kleine.

»Leonie, komm bitte her!«, rief ihre Mutter von der anderen Seite des Wartebereichs.

»Tschüss«, sagte die Kleine und verschwand mit tänzelnden Schritten.

Leonie freute sich auf ihr Brüderchen, das war nicht zu übersehen.

Verstohlen warf Nicola einen Blick auf die Mutter. Sie war jung, jünger als sie selbst, und ihr Bauch wirklich riesig. Mit einer Hand hielt sie ihn fest, als könne er verloren gehen, mit der anderen tippte sie etwas in ihr Handy ein. Sie wirkte nicht halb so glücklich wie ihre Tochter.

Nicola erschrak, als der Lautsprecher plötzlich ihren Namen quäkte und sie bat, in Raum vier zu kommen.

Dort wartete bereits ein junger Mann in weißer Hose und grünem Hemd auf sie. Er war sonnengebräunt, lächelte freundlich, hatte kurzes, dunkles Haar, einen Dreitagebart und sehr, sehr müde Augen.

»Ich bin Doktor Beck«, begrüßte er sie. »Das sieht ja gar nicht gut aus. Was ist Ihnen denn passiert? Kommen Sie, setzen Sie sich hierher, wir sehen uns das gleich mal an.«

Nicola ließ sich auf einen Drehstuhl dirigieren und schloss die Augen.

Dr. Beck entfernte vorsichtig ihren provisorischen Verband.

»Das muss genäht werden«, sagte er sofort. »Wann ist das passiert?«

»In der Früh. Ich bin im Bad ausgerutscht und mit dem Kopf gegen das Waschbecken gestürzt.«

Sie spürte seinen intensiven Blick und traute sich nicht, ihre Augen zu öffnen.

»Der Wunde nach zu urteilen muss das aber ein heftiger Sturz gewesen sein. Fehlt Ihnen sonst noch etwas? Leiden Sie unter Kopfschmerz, Übelkeit oder Erbrechen?«

»Nein, nein, nichts dergleichen, nur die kleine Wunde«, sagte Nicola und verschwieg ihre Kopfschmerzen.

»Das ist keine kleine Wunde. Da werden vier bis sechs Stiche notwendig sein. Für einen Sturz im Bad ist das ziemlich heftig. Was haben Sie gemacht? Aerobic? Öffnen Sie mal die Augen, bitte!«

Er hatte zwei Finger unter Nicolas Kinn gelegt und drückte ihren Kopf sanft in den Nacken. Ihr blieb gar nichts anderes übrig, als ihn anzusehen. Seine Augen wirkten jetzt nicht mehr müde. Er musterte sie mit durchdringendem Blick, und Nicola fühlte sich all ihrer Geheimnisse beraubt. Sie war erleichtert, als er eine kleine Lampe nahm, um damit in ihre Augen zu leuchten, erst rechts, dann links.

»Gut«, sagte der Arzt schließlich. »Kommen Sie bitte mit.«

Er führte sie in einen anderen Raum und bat sie, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der an die Behandlungsloge beim Zahnarzt erinnerte. Die Rückenlehne senkte sich mit leisem Surren ab, gleichzeitig wurden ihre Beine angehoben. Dr. Beck schaltete eine OP-Lampe ein.

»Wie gesagt, ich werde Sie nähen müssen, und dafür werde ich das Gewebe um die Wunde betäuben. Okay?«

»Ja, okay.«

Als er die Nadel in ihr Fleisch stach, zuckte Nicola nicht einmal.

»Sie sind ganz schön tapfer. Man könnte meinen, Sie sind Schmerzen gewöhnt.«

Darauf antwortete Nicola nicht.

Er sagte, er komme wieder, wenn die Betäubung ihre Wirkung entfaltet habe, dann ließ er sie allein.

Nicola lag mit geschlossenen Augen da und versuchte sich vorzustellen, sie würde in der Ecke zwischen Wand und Kleiderschrank sitzen, wo es eng und geschützt war und niemand sie sehen konnte. Doch das Gefühl von Sicherheit, das sie in dieser Ecke stets empfunden hatte, wollte sich

nicht einstellen. Stattdessen sah sie die metallene Tür, die eine Handbreit geöffnet war. Licht quoll aus dem Spalt, als flüchte es aus dem Raum dahinter. Und sie hörte Schreie, furchtbare Schreie voller Qual und ...

»So, dann wollen wir mal schauen«, sagte Dr. Beck, der mit einer Schwester zurückgekehrt war.

Er betastete die Wundränder und fragte Nicola, ob das wehtue, was sie verneinte. Schließlich begann er, die Wunde zu nähen. Nach zwanzig Minuten war alles vorbei.

Die Schwester verließ den Raum.

Dr. Beck blieb neben Nicola sitzen. »Wie fühlen Sie sich?«

»Gut. Danke.«

»Wir sollten Sie besser noch röntgen, es könnte ja sein, dass Sie ...«

»Nein!«, entfuhr es Nicola heftiger als nötig. »Sonst ist alles in Ordnung, wirklich.«

Wieder dieser durchdringende Blick, dem Nicola sogar einen Moment lang standhielt, lange genug, um Mitleid in seinen Augen zu entdecken. Mitleid und Traurigkeit. Plötzlich lag seine Hand auf ihrem Unterarm. Nicola zuckte zusammen.

»Versuchen wir es mal mit der Wahrheit«, sagte Dr. Beck. »Ich glaube Ihre Geschichte vom Sturz im Badezimmer nämlich nicht. Nein, sagen Sie jetzt bitte nichts. Hören Sie mir einfach nur zu. Keine Frau muss sich so etwas heute noch gefallen lassen. Keine! Sie haben das Recht auf Ihrer Seite, wissen Sie das? Wenn Ihr Mann Sie geschlagen haben sollte, wovon ich ausgehe, können Sie ihn mit Hilfe der Polizei aus dem Haus werfen. Er darf sich Ihnen nicht mehr nähern, und Sie sind in Sicherheit. Wichtig ist aber, dass nicht Sie flüchten müssen. *Er* muss das Haus verlassen. Haben Sie das verstanden? *Er* muss gehen!«

Nicola sah den Arzt an. Ihre Lippen zitterten, sie spürte Tränen aufwallen.

»Die Polizei hat das Recht, Ihren Mann der gemeinsamen Wohnung zu verweisen. Dagegen kann er nichts tun. Und dann können Sie ein gerichtliches Kontaktverbot erwirken.«

»Ich weiß nicht ...«

Dr. Beck nahm ihre Hand. »Ist Ihnen eigentlich klar, wie schwer Ihre Verletzung ist? Sie haben wirklich Glück gehabt. Ebenso gut hätten Sie das Auge verlieren können.«

»Das ... Das hat er vorher noch nie getan.«

Dr. Beck schüttelte den Kopf. »Mag sein, aber er wird es wieder tun. Wer so etwas einmal getan hat, tut es immer wieder. Das dürfen Sie nicht zulassen, hören Sie! Ich habe hier so oft mit den Opfern häuslicher Gewalt zu tun, und diejenigen, die nichts dagegen tun, landen immer wieder im Krankenhaus. Wollen Sie das?«

Nicola schüttelte den Kopf.

Dr. Beck drückte ihre Hand. »Das wusste ich. Sie sind meine Heldin, wissen Sie das? Wenn Sie jetzt dagegen ankämpfen, jetzt sofort, dann sind Sie meine große Heldin. Sie können das, glauben Sie mir. Aber Sie müssen es jetzt sofort tun, nicht erst noch darüber nachdenken, nicht erst noch das Gespräch mit ihm suchen. Jetzt geht es um Ihre Sicherheit, nur um Ihre Sicherheit.«

Er war ihr sehr nahe gekommen und hielt immer noch ihre Hand. Nicola starrte auf seinen Ehering.

»Aber ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte sie leise.

»Darf ich sie Nicola nennen?«

Sie nickte.

»Nicola«, begann er, und aus seinem Mund gesprochen klang ihr Name unglaublich schön. »Ich wusste, dass Sie meine Heldin werden, ich habe das gespürt. Erschrecken Sie jetzt bitte nicht ... Draußen steht eine Beamtin der Polizei, die speziell für solche Fälle geschult ist. Wenn Sie wollen, hole ich sie herein. Sie müssen nicht mit ihr sprechen, aber ... Bitte, tun Sie es für mich. Ich möchte Sie nicht eines Tages mit noch schlimmeren Verletzungen hier wiedersehen. Werden Sie mit der Polizistin sprechen?«

Nicola biss sich auf die zitternde Unterlippe und nickte.

Jonas Bömeke lebte in einem gemischten Wohn- und Gewerbegebiet in der Leibnitzstraße 7. Die Adresse lag am hinteren Ende der Sackgasse.

Alex parkte seinen Wagen am Straßenrand, stieg aus und ging zu dem weitläufigen Grundstück hinüber, das von einem Zaun umgeben war.

Die breite Zufahrt versperrte ein metallenes, zwei Meter hohes Tor.

Links davon gab es eine schmale, ebenfalls versperrte Pforte. Alex entdeckte eine Gegensprechanlage und eine in den Backsteinpfeiler eingelassene Videokamera.

Er drückte den Klingelknopf und wartete.

Nach zwei Minuten klingelte er noch einmal.

»Ja?«, ertönte es schließlich aus dem Lautsprecher.

»Ich würde gern mit Jonas Bömeke sprechen.«

»Warum?«

»Mein Name ist Alexander Seitz, ich bin Privatdetektiv und bin in Zusammenhang mit einer Ermittlung hier.«

»Was habe ich mit einer Ermittlung zu tun?«

Statt etwas zu sagen, hielt Alex das Deckblatt des Manuskripts, das Horst Schön ihm ausgehändigt hatte und auf dem der Titel »Zerstörte Seelen« stand, so, dass es durch die Überwachungskamera gelesen werden konnte.

»Ich komme«, sagte die Stimme.

Kurz darauf kam ein junger Mann über den weitläufigen Betriebshof auf ihn zu. Er war groß, mindestens eins neunzig, schlaksig, hatte flachsblondes Haar und ging, als gäbe es das Wort Eile für ihn nicht. Auf der anderen Seite der Pforte blieb er stehen und sah Alex misstrauisch an.

»Woher haben Sie das?«, fragte er.

»Bist du Jonas?«

»Klar. Aber woher haben Sie das?«

»Lässt du mich rein? Ich muss wirklich dringend mit dir über Daniela Gerstein sprechen.«

Während Alex den Namen des Mädchens erwähnte, betrachtete er das Gesicht des Jungen. Ein Flaum, der wahrscheinlich niemals ein richtiger Bart werden würde, bedeckte Kinn und Wangen, darunter leuchteten fiese Pickel. Jonas' Augen waren milchig blau und zeigten deutliche Überraschung, als der Name fiel.

Er musste einen Moment überlegen, bevor er schließlich die Pforte öffnete.

Alex trat hindurch.

Auf dem Hof parkten zehn rote Handwerkerwagen mit der Beschriftung der Firma. Weiter hinten gab es eine Lagerhalle, daneben eine Freifläche, auf der Holz und Dachpfannen lagerten.

»Ist das eine Dachdeckerei?«, fragte Alex.

»Ja, gehört meinen Eltern.«

»Sieht alles noch sehr neu aus.«

»Wir sind erst seit einem Jahr hier. Deshalb wohnen wir auch noch über dem Geschäft.«

Jonas ging voran auf eine Tür neben den Büroräumen zu. Die Treppe dahinter führte ins Obergeschoss hinauf.

»Deine Eltern können gern bei dem Gespräch dabei sein«, sagte Alex.

»Sind nicht da.«

Oben in der Wohnung brachte der Junge Alex in eine Art Konferenzraum. Ein großer schwarzer Holztisch mit acht Stühlen füllte die Mitte aus. Die Fenster wurden durch Faltjalousien verdunkelt, und es herrschte ein diffuses Zwielflicht.

Jonas blieb mit verschränkten Armen vor dem Tisch stehen und sah Alex an.

»Woher haben Sie das?«, fragte er noch einmal und zeigte auf das Deckblatt.

Alex reichte es ihm. »Horst Schön hat es mir gegeben. Kennst du den Mann?«

»Klar.« Jonas nahm das Deckblatt, faltete es schnell und steckte es in die hintere Tasche seiner Jeans. »Warum hat er es Ihnen gegeben?«

Alex zuckte mit den Schultern. »Weil ich ihn darum gebeten habe.

Jonas ... Ich darf dich Jonas nennen?«

Der Junge zuckte lässig mit den Schultern.

»Können wir uns einen Moment setzen?«

»Meinetwegen.«

Sie setzten sich.

»Kennst du Daniela Gerstein?«

Jonas nickte. Seine Augen huschten hin und her. Die Coolness war nur gespielt, er fühlte sich offensichtlich überhaupt nicht wohl in seiner Haut.

»Woher?«

»Erzählen Sie mir doch erst mal, warum Sie das interessiert. Ich meine, Sie kommen hierher, erwähnen Namen und so ... Was soll das alles?«

Alex fand, dass der Junge jedes Recht hatte, diese Frage zu stellen.

»Es geht um Daniela. Sie ist verschwunden. Ihre Eltern haben mich beauftragt, sie zu finden. Ich war in diesem Literaturclub, und Herr Schön hat mir von dir erzählt. Er meinte, dass ihr beiden, Daniela und du, euch gut verstanden hättet. Stimmt das?«

Zweierlei geschah mit dem Jungen. Seine Augen weiteten sich, und er wurde rot bis über die Ohren. »Daniela ist verschwunden? Seit wann?«

»Seit einem Monat. Ihre Eltern sind krank vor Sorge, wie du dir sicher vorstellen kannst. Wann hast du Daniela zuletzt gesehen?«

»Ich weiß nicht genau ... Warten Sie mal.« Er stand auf, verließ den Raum und kam mit einem spiralgebundenen Kalender wieder. Mit seinen langen, schlanken Fingern blätterte er einige Seiten zurück. »Hier! Am zwanzigsten Januar.«

»Am zweiundzwanzigsten ist sie verschwunden«, sagte Alex.

Jonas starrte ihn an.

»Was habt ihr an dem Tag zusammen gemacht?«, wollte Alex wissen.

»Da waren wir im Literaturcafé.«

»Habt ihr euch nur dort getroffen oder auch noch anderswo?«

»Nur dort«, sagte Jonas. »Ich ... An dem Tag habe ich sie gefragt, ob wir mal zusammen was machen wollen. Ich fand sie cool ... nett.«

Die Röte wurde noch intensiver.

»Wie hat sie reagiert?«

»Hat gesagt, dass es diese Woche nicht ginge und wir sollten doch beim nächsten Mal drüber sprechen ... Ab da ist sie dann nicht mehr gekommen. Damit war die Sache für mich klar. Ich wusste ja nicht ... Ich meine, wer ahnt denn so etwas? Verschwunden? Ist sie abgehauen, oder was?«

Alex hatte das Verhalten des Jungen die ganze Zeit über genau beobachtet und war sich sicher, dass er die Wahrheit sagte. Auch dass er den Kalender geholt und freimütig zugegeben hatte, Daniela zwei Tage vor ihrem Verschwinden zuletzt gesehen zu haben, sprach für ihn.

»Das weiß ich nicht. Sie hat keinen Brief hinterlassen oder so etwas, hatte aber vorher einen Streit mit ihrem Vater. Zunächst sah es wirklich danach aus, als wollte sie einfach nur ihre Ruhe haben, aber daran glaube ich jetzt nicht mehr.«

Alex sah den Jungen aus schmalen Augen fest an.

»Erzähl mir doch mal, wie diese Treffen im Literaturclub so abgelaufen sind. Was habt ihr da gemacht?«

»Da treffen sich Leute, die gern schreiben ... und, na ja, auch gern etwas veröffentlichen würden. Wir setzen uns dort kritisch mit den Texten auseinander.«

»Und jeder kann teilnehmen?«

»Es gibt da keine Mitgliedschaft oder so. Man muss nur bereit sein, seine Texte vorzulesen und mit den anderen darüber zu diskutieren.«

»Und welche Rolle spielt Schön dabei?«

»Der macht einen auf großer Literaturkritiker.«

»Klingt so, als würdest du ihn nicht mögen.«

Jonas lachte trocken. »Ein Arsch ist das. Anfangs dachte ich ja noch, das muss so sein und ich würde nicht zum Schriftsteller taugen, wenn ich keine Kritik vertragen kann, aber das kann ich. Sie muss nur ... wahrhaft sein.«

»Was schreibst du?«

»Novellen über Zeitgeschichte.«

»Wie stand Daniela zu Schön?«

»Daniela war anfangs echt begeistert. Schön hat sie aber auch über den grünen Klee gelobt. Das macht der mit allen Frauen so. Verstehen Sie mich nicht falsch, ich will nicht sagen, Daniela hätte schlecht geschrieben, aber so war der Schön eben.«

»Wie?«

»Vier-Augen-Gespräche, private Treffen und so. Der hat auch Dani Hoffnung auf eine Veröffentlichung gemacht.«

»Erzähl«, bat Alex.

Jonas zuckte mit den Schultern. »Schön hat immer von seinen guten Kontakten zur Verlagsbranche gesprochen. Wen der alles kennt und so, und dass es für ihn kein Problem wäre, einen wirklich guten Text bei einem Verlag unterzubringen. Dabei hat der doch selbst noch nie was rausgebracht, der Spinner.«

»Und Daniela gegenüber hat er das auch behauptet?«

Jonas nickte. »Ich kann mich noch gut daran erinnern. Muss im Dezember gewesen sein. Sie war total aufgeregt. Schön hat wohl eines ihrer Manuskripte an einen Verlag weitergereicht, und die haben Interesse signalisiert.«

»Hast du gehört, was daraus geworden ist?«

»Nee.«

»Sie hat nicht mehr darüber gesprochen?«

»Wenn ein Verlag ein Manuskript prüft, dauert das immer Monate. Da braucht man vor allem Geduld. Wir haben uns danach ja nur noch zwei

Mal oder so gesehen.«

»Was schreibt Daniela?«

»Fantasyromane ... Und gar nicht mal schlecht. Ich glaube, die wird es irgendwann schaffen.«

Alex holte eine Visitenkarte aus seiner Jackentasche und überreichte sie dem Jungen. »Wenn dir noch irgendwas einfällt, dann lass es mich bitte wissen, ja? Du kannst mich unter der Handynummer jederzeit erreichen.«

»Okay. Mach ich.«

Danach begleitete der Junge ihn zurück zum Tor.

»Arbeitest du hier?«, fragte Alex.

»Bin im dritten Lehrjahr. Zimmermann.«

»Zimmermann und Schriftsteller?«

»Warum nicht?«

Alex nickte. »Du hast Recht. Warum eigentlich nicht.«

Sie erreichten das Tor.

»Eines noch«, begann Alex. »Horst Schön ist ein richtiges Arschloch. Wenn so einer zu dir sagt, du kannst nicht schreiben, dann ist genau das Gegenteil der Fall. Also, nicht aufgeben.«

Zum ersten Mal lächelte Jonas Bömeke.

Nele Karminter verließ den Fahrstuhl, schritt durch einen kurzen Gang auf eine braune Doppeltür mit Milchglasscheiben zu und drückte auf den in Hüfthöhe angebrachten Schalter, der im Reich der Rechtsmediziner einen Summton auslöste.

Während sie wartete, lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Wand. Sie fühlte sich nicht gut. Es war nicht nur die Müdigkeit allein, nein, irgendwas anderes stimmte nicht mit ihr. Seit sie Cem Özdan verhört hatten und sie in einer Reihe von Telefonaten alles Notwendige in Gang gebracht hatte, fühlte sie sich zunehmend unkonzentriert und fahrig. Anou und sie waren noch einmal zu der Mastanlage hinausgefahren. Ihr eigener Wagen war dort stehen geblieben, außerdem wollte sie selbst mit den Spurentechnikern und dem Polizeibeamten sprechen, der in dem kleinen Revier in Talbach, einem 3000-Seelenkaff zwölf Kilometer von Bruchhausen entfernt, seinen Dienst versah. Dirk Stenzel, so hieß der Mann, würde die Befragung im Umfeld leiten, da er sich dort bestens auskannte. Er hatte Nele auch sofort mit einer wichtigen Info überrascht.

Auf die Frage, ob ihm in letzter Zeit ortsfremde Fahrzeuge aufgefallen seien, hatte er geantwortet, dass es vor Einbruch des Winters davon nur so gewimmelt habe in der Gegend. Die Windkraftanlagen hinter den Mastställen waren von Ende August bis Anfang November aufgebaut worden. Dutzende Techniker und Fahrer hatten sich über Wochen dort aufgehalten.

Das würden sie überprüfen müssen.

Das und vieles andere.

Nele streckte ihre Hände aus. Sie zitterten. Außerdem waren die Fingerspitzen eiskalt und blau angelaufen.

Wurde sie etwa krank?

Gerade jetzt, am Beginn eines neuen Falls, konnte sie das gar nicht gebrauchen. Vielleicht war es ja auch nur die entsetzliche Grausamkeit, die ihr so zu schaffen machte, und die Angst davor, dass, wenn sich diese Tür gleich öffnen würde, sie dem erneuten Ansturm des Unvorstellbaren nicht gewachsen sein würde.

Anou an ihrer Seite zu haben, etwas von ihrer Kraft zu tanken wäre jetzt schön gewesen. Doch die musste sich um anderes kümmern. Es gab einfach zu viel zu tun für zu wenig Mitarbeiter.

Nach einer halben Minute öffnete Dr. Quandt.

Er trug einen sauberen grünen Kittel, aber keine Haube und keine Handschuhe, und Nele gab sich der Hoffnung hin, er sei mit der vorläufigen Leichenschau schon durch. Im Gegensatz zu den harten Hunden aus amerikanischen Filmen wollte sie nämlich nicht dabei sein. Es war auch gar nicht nötig. Dr. Quandt hatte schließlich einen Mund, er konnte ihr berichten, was er herausgefunden hatte. Und was die Vier-Augen-Vorschrift anging, die bei Leichenschauen galt, da hatte er ja schließlich genügend Mitarbeiter zur Verfügung.

»Langer Tag, was?«, begrüßte er sie.

»Kann man sagen.«

Quandt ging voraus und schleuste sie durch eine weitere Tür. Sie hielten sich rechts und gelangten in sein mit Eichenholzmöbeln behaglich ausgestattetes Büro. Zu der ansonsten kühlen und aufgeräumten Atmosphäre des Gerichtsmedizinischen Institutes stand es in starkem Kontrast, und man erwartete förmlich, darin einen Pfeife schmauchenden, alten Mann vorzufinden. Nele hatte sich in dem Raum

immer wohlgefühlt, und auch jetzt schien er eine beruhigende Wirkung auf sie auszuüben.

»Haben Sie etwas für mich?«, fragte sie und betrachtete ein Foto an der Wand neben der Tür. Es zeigte Quandt mit seiner Frau an einem See in Schweden. Sie wusste, dass er dort ein Grundstück mit Haus besaß, wo er vorhatte, seinen Lebensabend zu verbringen.

Quandt ließ sich hinter seinen Schreibtisch fallen, nahm die Brille ab und rieb sich die Augen. »Nichts, was zu einer Verhaftung führen würde.

Aber einiges kann ich Ihnen schon sagen ... Bitte, setzen Sie sich doch.« Nele trat von dem Foto zurück und ließ sich auf den Besucherstuhl fallen.

Er sah sie lange an, bevor er begann. »Was wissen Sie über Wasserstoffperoxid?«

Nele zuckte mit den Schultern. »Na ja, es ist in den letzten Jahren ins Gerede gekommen, weil Terroristen es zum Bombenbauen einsetzen.« Nele wusste, dass 2007 eine Terrorzelle in Deutschland aufgefliegen war, weil die Mitglieder große Mengen Wasserstoffperoxid beschafft hatten.

Quandt nickte. »Es kommt auf die Konzentration an. Man kann damit Bomben bauen oder Haare aufhellen ... oder Haut.«

Nele sah plötzlich wieder die Leiche in dem Schweinekoben vor sich.

Diese schrecklich zugerichtete, weiße, farblose Leiche. »Sie meinen ...«

Er nickte erneut und schob sich die Brille auf die Nase. »Er bleicht seine Opfer.«

Schweigend starrten sie sich an.

Nele musste Klaus Quandt nicht darauf aufmerksam machen, dass es nur ein Opfer gab. Sie wusste genau, was er mit der Verwendung des Plurals ausdrücken wollte.

Quandt räusperte sich. »Bekommt man eine wässrige, fünf- bis zwanzigprozentige Lösung von Wasserstoffperoxid auf die Haut, bilden sich Sauerstoffemphyseme, was oft mit einer Verätzung verwechselt wird, streng genommen aber keine ist. Wasserstoffperoxid in dieser Konzentration zersetzt sich in der Haut schnell zu Sauerstoff und Wasser. Die sich bildenden Bläschen lassen die Haut dann weiß erscheinen – sie wirkt gebleicht.«

»Und daran ist das Opfer gestorben?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Diese Konzentration führt zu den

besagten Bläschen, der Weißfärbung, und aufgrund der Ausdehnung des Sauerstoffs auch zu Juckreiz oder Schmerzen. Im Allgemeinen bilden sich die Symptome jedoch spontan und rasch zurück, ohne nachteilige Folgen. Der Täter hat aber eine höhere Konzentration verwendet. Ich tippe auf eine vierzigprozentige Lösung. Die wirkt stark ätzend. Sie zerstört sämtliche Hautschichten.«

»Großer Gott!«, entfuhr es Nele.

»Das Opfer ist vorher gestorben. Die Todesursache ist ein toxisches Lungenödem, hervorgerufen durch das Einatmen der Dämpfe.«

»Geht ...«, Nele spürte, wie ihr die Gedanken entglitten. Sie musste sich zusammenreißen, um die Frage zu stellen. »Wie schnell trat der Tod ein?«

»Es kann weit mehr als achtundvierzig Stunden gedauert haben.«

Indem sie kurz die Augen schloss, versuchte Nele, den Schwindel in ihrem Kopf zu vertreiben, doch er wurde nur noch stärker.

»Ich bin annähernd doppelt so lange dabei wie Sie«, sagte Quandt, »aber so etwas habe ich noch nicht gesehen. Partielle Verätzungen, ja. Im Gesicht, an den Fingern, ja. Aber hier wurde der komplette Körper mit Wasserstoffperoxid behandelt. Die Verletzungen sind allerdings nicht so gleichmäßig, als hätte das Opfer in der Flüssigkeit gelegen. Es könnte sein, dass er sie eingesprüht oder übergossen hat.«

Plötzlich war nur noch Taubheit in Neles Kopf. Es war wie damals, als sie eine Gehirnerschütterung gehabt und ihr Kopf sich wie in Watte verpackt angefühlt hatte. Quandts Stimme klang weit entfernt und verzerrt und schien sie nichts anzugehen.

»... Karminter ... Nicht gut ...«

Als Nele ihn das nächste Mal bewusst wahrnahm, lag sie auf der Couch, die Füße hoch auf der Lehne, ein Kissen im Nacken. Quandt saß neben ihr und knisterte mit irgendwas zwischen seinen Fingern herum.

»Geht es wieder?«

Nele nickte nur.

»Wann haben Sie zuletzt gegessen?«

»Ich ... Frühstück.«

»Das ist mehr als acht Stunden her. Mund auf, das ist Traubenzucker. Sie sind total unterzuckert.«

Wie ein braves kleines Mädchen öffnete Nele den Mund und bekam von

Quandt das Plättchen auf die Zunge gelegt. Es begann sofort, sich aufzulösen.

Nele schluckte es hinunter und legte sich einen Unterarm über die Augen. »Das ist mir so peinlich.«

Quandt tätschelte ihre Schulter. »Zu Recht. Als erwachsene Frau sollten Sie es besser wissen. Seien Sie froh, dass es hier und nicht während der Fahrt passiert ist. Darüber hinaus ...«, er grinste schief, »bleibt es unser Geheimnis, würde ich sagen.«

»Danke.«

»Aber Sie fahren heute nirgendwo mehr hin! Rufen Sie jemanden an, der Sie abholen kann. Oder ich fahre Sie.«

»Ich denke, es geht schon ...«

»Wenn Sie sich nicht abholen lassen, erzähl ich es am Montag jedem Kollegen, der mir über den Weg läuft.«

»Okay, okay. Meine Partnerin kann mich abholen. Ich rufe sie gleich an.« Nele drückte sich in eine sitzende Position hoch. »Das hatte ich noch nie. Könnte es auch etwas anderes sein?«

»Wahrscheinlich nicht. Zu wenig Essen, zu viel Stress, da kann das schon mal vorkommen. Aber Sie gehen besser zu Ihrem Hausarzt und lassen ein Blutbild machen, dann sind Sie auf der sicheren Seite. Oder ich mache Ihnen einen Termin bei meinem guten Freund Dr. Böckmann im Zentralkrankenhaus. Er ist der beste Internist, den ich kenne.«

»Sobald ich Zeit habe.«

»Sie haben ja nicht mal Zeit zum Essen.«

Quandt erhob sich von der Couch und kehrte hinter seinen Schreibtisch zurück. Nele wollte aufstehen, sackte aber sofort wieder auf das Kissen zurück.

»Hab ich doch gesagt«, kam es vom Schreibtisch her.

»Besserwisser.« Nele stützte ihren Kopf in die Hände. »Hab ich alles mitbekommen, was den Fall betrifft?«

»Heute bekommen Sie von mir keine Einzelheiten mehr. Warten Sie bis Montag.«

»Wenigstens zur Person des Opfers.«

Quandt schwieg.

»Bitte!«

»Also gut. Weiblich, zwischen vierzehn und zwanzig Jahre alt.

Haarfarbe kann ich noch nicht sagen. Toxikologisches Gutachten ist in Arbeit. Keine weiteren Auffälligkeiten.«

»Größe?«

»Eins fünfundsechzig.«

»Ist sie missbraucht worden?«

»Sie meinen, über die Verätzungen hinaus?«

»Ich meine sexuell.«

»Ich glaube nicht. Jungfrau war sie nicht mehr, aber die Verätzungen gehen bis tief in ... Nein, genau das wollte ich Ihnen heute nicht mehr berichten.«

Nele sah ihn an. »Ich muss es aber wissen.«

Er erwiderte ihren Blick und seufzte. »Ja, das müssen Sie wohl. Es ist mir nicht möglich festzustellen, ob er sie zuvor penetriert hat oder nicht. Verstehen Sie, was ich damit sagen will?«

Nele verstand es, wollte sich aber nicht vorstellen, was das bedeutete. Plötzlich erschien es Nele noch viel dringlicher, den Täter zu finden. Er würde es wieder tun, das sah Quandt genauso, deshalb hatte er vorhin den Plural benutzt und von Opfern gesprochen.

»Wohin führt diese Tür?«

Die Polizistin deutete auf die Metalltür, ging darauf zu und legte eine Hand auf die Klinke.

Nicola wurde gleichzeitig heiß und kalt, Schweiß brach ihr aus, und plötzlich wusste sie, dass es verkehrt gewesen war, mit der Polizei zu sprechen. Alles würde nur noch schlimmer werden.

Gehen Sie da weg, wollte sie rufen, *da darf niemand rein, das ist ganz allein sein Reich*.

»In die Garage«, antwortete sie stattdessen leise und vermied es, die Tür anzusehen.

»Passt der Haustürschlüssel auch für diese Tür?«

Nicola schüttelte den Kopf. »Dafür gibt es einen anderen, aber den hat mein Mann.«

Die Polizistin kam über den kurzen Flur zurück in die Küche.

»Kann ich Ihnen nicht doch einen Tee machen?«, fragte Nicola hastig. Sie wollte nicht nur von der Tür ablenken, sondern auch von allem anderen, am besten gleich von dieser komplett wahnsinnigen Idee, ihren Mann aus dem Haus zu werfen. Wie hatte sie sich nur darauf einlassen

können? Sie kannte ihn doch. Er würde sich das niemals gefallen lassen. Irgendwann würde diese freundliche und sehr selbstbewusste Polizistin verschwunden sein, und dann säße sie ganz allein hier im Haus.

Wer würde sie dann beschützen?

Die Polizistin schüttelte den Kopf. »Ist nett, aber ich möchte wirklich nicht. Können wir uns einen Moment setzen?«

Nicola sackte auf einen der Stühle neben dem Küchentisch. Die Beamtin nahm gegenüber Platz.

»Ist Ihnen der Ablauf soweit klar?«, fragte sie.

Nicola beantwortete die Frage mit einem kraftlosen Kopfschütteln.

»Dass er aus dem Haus muss ... Ich weiß nicht ... Er wird das nicht verstehen«, sagte sie. »Und dann auch noch diese Anzeige ... Können wir das nicht rückgängig machen?«

Sie sah die Polizistin mit flehendem Blick an.

Tanja Schildknecht seufzte. »Das geht nicht. Nicht Sie selbst, sondern die Polizei stellt in einem Fall von häuslicher Gewalt einen Strafantrag, und der wird dann auch weiterverfolgt. Und darüber bin ich wirklich froh. Wissen Sie, Sie sollten sich wirklich keine Gedanken machen, ob Ihr Mann das versteht oder nicht. Jetzt zählen nur Sie und Ihre Sicherheit.«

Nicola senkte den Blick und betrachtete ihre Finger, die einfach nicht ruhig sein wollten. Wie Spinnenbeine tänzelten sie über die Tischplatte.

»Er war ja nicht immer so ... Es hat auch schöne Zeiten gegeben, wissen Sie ... Für ihn ist das alles auch nicht einfach und ...«

Tanja Schildknecht schüttelte den Kopf. »Sie dürfen jetzt keinen Rückzieher machen. Ihr Mann wird es wieder tun. Hören Sie bitte auf mich. Gehen Sie gleich am Montag zu der Beratungsstelle, deren Karte ich Ihnen gegeben habe. Dort wird man Ihnen helfen. Sie müssen vor Gericht ein Annäherungsverbot gegen Ihren Mann erwirken, damit sie dauerhaft sicher sind. Das ist wichtig!« Das Handy der Polizistin klingelte. Mit einem schnellen Handgriff nahm sie das Gespräch entgegen.

Im selben Moment hörte Miriam auch schon das Motorgeräusch.

»Okay«, sagte die Polizistin ins Handy. »Wie besprochen.« Dann steckte sie es weg, stand auf und sah Nicola an. »Es ist soweit.«

Nicola fühlte sich plötzlich kraftlos. Sie versuchte gar nicht erst

aufzustehen, ihre Beine würden sie sowieso nicht tragen. Ihre Finger verkrampften sich ineinander.

»Ich habe Angst.« Ihre Stimme zitterte. »Ich weiß nicht, ob das richtig ist.«

Tanja Schildknecht beugte sich zu ihr hinab und nahm ihre Hände. »Es ist richtig, glauben Sie mir. Sie bleiben einfach hier, okay. Mein Kollege und ich, wir regeln das für Sie. Am besten, Sie lassen sich gar nicht sehen. Wir werden Ihren Mann nur kurz ins Haus lassen, damit er sich ein paar Kleidungsstücke und persönliche Gegenstände holen kann, aber wir lassen ihn auf keinen Fall in die Küche. Okay?«

Nicola nickte. Die Tränen begannen zu laufen, und die Narbe über ihrem Auge pochte heftig.

Tanja Schildknecht verließ die Küche und zog die Tür hinter sich zu. Sie durchquerte den großen Eingangsbereich, öffnete die Haustür und blickte in das erschrockene Gesicht eines Mannes, der gerade seinen Schlüssel ins Schloss stecken wollte. Im Hintergrund sah sie ihren Kollegen über die Auffahrt heraneilen.

»Was zum ...«

Tanja stellte sich vor und zeigte ihren Dienstaussweis. »Ihre Frau hat uns hereingelassen. Sie war heute im Krankenhaus, um die Platzwunde behandeln zu lassen, die Sie ihr zugefügt haben. Gegen Sie wurde von Amts wegen ein Strafantrag wegen Körperverletzung gestellt. Nach § 2 des Gewaltschutzgesetzes spreche ich hiermit gegen Sie ein Hausverbot aus. Dieses ist zunächst auf sieben Tage befristet. Haben Sie das verstanden?«

»Sie ticken wohl nicht ganz richtig.«

»Seien Sie vorsichtig mit dem, was Sie sagen«, sagte Hartmut Siek in seinem Rücken.

Der Herr des Hauses sah sich plötzlich eingezwängt zwischen zwei Polizisten in Uniform.

»Was ist hier eigentlich los?«

»Meine Kollegin hat es Ihnen doch schon erklärt. Händigen Sie uns bitte Ihre Schlüssel aus.«

»Das ist mein Haus! Sie können mir nicht verbieten ...«

»Doch, können wir. In Absprache mit Ihrer Frau gestatten wir Ihnen, ein paar Kleidungsstücke und persönliche Gegenstände aus dem Haus zu

holen. Wir werden Sie dabei begleiten.«

»Nicola!«, brüllte er. »Bist du da drin? Komm hierher und erklär mir das, sofort!«

Er machte einen Schritt nach vorn. Tanja Schildknecht stoppte ihn mit der flachen Hand. Von hinten legte Hartmut Siek ihm eine Hand auf die Schulter.

»Machen Sie es nicht noch schlimmer. Wir werden Sie vorläufig festnehmen, wenn Sie unseren Anweisungen nicht Folge leisten.«

Zitternd vor Wut blickte der große, kräftige Mann von Hartmut Siek zu Tanja Schildknecht und wieder zurück. »Ich nehme mir einen Anwalt«, sagte er.

»Das ist Ihr gutes Recht, aber vorläufig müssen Sie dieses Haus verlassen. Haben Sie sich soweit beruhigt, dass wir mit Ihnen hineingehen können?«, fragte Hartmut Siek.

Der Mann nickte. Sein breiter Brustkorb hob und senkte sich.

»Gut. Wir gehen direkt die Treppe hinauf. Dort dürfen Sie Schlaf- und Badezimmer betreten. Nur diese beiden Räume, haben Sie mich verstanden?«

Wieder nur ein Nicken.

Tanja konnte sehen, wie es im Kopf des Mannes arbeitete. Er suchte verzweifelt nach einer Lösung, einem Weg, wie er in dieser Situation sein Gesicht wahren konnte. Aber immerhin hatte er erkannt, dass er sich zunächst fügen musste.

Mit steifen Schritten und angespannter Körperhaltung ging er die Treppe ins Obergeschoss hinauf. Dabei flog sein Blick zur Küchentür hinüber, als wüsste er, dass seine Frau da drin war und vor Angst fast starb.

Hartmut Siek und Tanja Schildknecht blieben vor der Schlafzimmertür stehen, während Nicolas Mann einen Koffer mit Kleidungsstücken packte. Danach begleiteten sie ihn ins Bad. Tanja beobachtete ihn genau und sah, wie sehr seine Finger zitterten, als er verschiedene Gegenstände vom Glasregal neben dem Waschbecken nahm.

Als er fertig war, begleiteten sie ihn zurück ins Erdgeschoss. Tanja postierte sich unten neben der Treppe, sodass der Weg durch den Flur versperrt war.

»Die Schlüssel bitte«, sagte sie.

Mit seinem Koffer in der Hand blieb er stehen und starrte sie an. Sein

Blick triff vor Verachtung, und sein rechtes Augenlid zuckte unablässig.
»Sie fühlen sich stark in Ihrer Uniform, was? Sie denken, Sie haben gewonnen. Aber Sie täuschen sich. Am Ende gewinne ich, lassen Sie sich das gesagt sein!«

»Wie Sie meinen. Aber ich benötige trotzdem Ihre Schlüssel.«

Tanja hielt seinem Blick stand, obwohl es ihr nicht leicht fiel. Die Augen dieses Mannes waren mehr als nur beunruhigend. Sie waren furchteinflößend.

Er ließ den Koffer fallen, holte sein Schlüsselbund hervor, löste den Haustürschlüssel vom Karabiner und gab ihn ihr.

»Den für die Zwischentür zur Garage bitte auch.«

Ein Schatten huschte durch seine Augen, ganz kurz nur, aber Tanja hatte ihn gesehen. Dann senkte er seinen Blick, löste auch den zweiten Schlüssel und übergab ihn. »War's das?«

»Ich danke Ihnen«, sagte Tanja.

Er nahm den Koffer auf, ging zur Haustür, drehte sich auf der Schwelle aber noch einmal um.

»Gute Nacht, Nicola«, rief er laut, und seine Worte hallten noch durch die Eingangshalle, als er sich längst abgewandt hatte.

»Wann musst du wieder nach München zurück?«, fragte Alex.

Sie waren bereits beim gemeinsamen Dessert angekommen, einem Schälchen Tiramisu, und Jördis hatte das Thema bisher geschickt umschifft.

Ohne ihn anzusehen, sagte sie: »Wer sagt, dass ich da wieder hinmuss?«
Dann schob sie sich einen Löffel Tiramisu zwischen die Lippen und sah auf. Ihre Augen blitzten. Er hatte einen wunden Punkt getroffen, und die Königin der Schwerter machte sich bereit zum Gegenangriff.

»Niemand«, sagte Alex.

Jördis zog den Löffel betont langsam zwischen ihren Lippen hervor und zeigte damit auf ihn.

»Störe ich dich etwa?«

»Ganz im Gegenteil. Wenn du da bist, arbeite ich viel kreativer.«

Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten. Sie versuchte zu ergründen, ob er sie auf den Arm nahm. »Wenn du mich jemals verarschst ...«, begann sie, und ließ das Ende des Satzes offen.

Alex nahm ihre linke Hand und begann, sie zwischen den

Fingerknöcheln zu streicheln. Dabei sah er ihr direkt in die Augen. »Ich meine es ehrlich, Jödis. Du kannst bleiben, solange du willst. Und wenn du nicht über München sprechen willst, ist das auch okay. Ich dachte nur, dich bedrückt vielleicht etwas.«

Ihr Blick entspannte sich, und sie begann, mit seinen Fingern zu spielen.

»Schwierig?«, fragte Alex.

Jödis nickte.

»Soll ich jemanden für dich verprügeln?«

Das entlockte ihr ein vorsichtiges Lächeln. »Das könntest du, oder?«

»Ein Wort von dir, und der Mann ist erledigt.«

»Ich denk drüber nach.«

An der Art und Weise, wie ihre Kieferknochen hervortraten, erkannte er, dass sie alles andere als entspannt war.

Seit einem halben Jahr studierte sie Schauspiel an der Berufsfachschule für Darstellende Kunst in München, schien aber zunehmend Probleme mit der einen oder anderen Autorität dort zu haben. Jödis war ein oppositioneller Mensch durch und durch. Sobald etwas nach Befehl klang, musste sie dagegen angehen. Die nötige Kraft und das Durchsetzungsvermögen dafür hatte sie, aber die fehlende Lebenserfahrung ihrer Jugend ließ sie nicht einmal ahnen, welche Widerstände eine solche Einstellung provozieren konnte. Sie zu drängen, darüber nachzudenken, hatte keinen Sinn. Sie hielt ihm dann sofort vor, zu angepasst zu sein. Dabei wollte er doch nur seine eigene Erfahrung mit ihr teilen – gerade bei dem Thema hatte er mehr als genug davon.

»Günzner hat gesagt, mir fehlt Talent«, sagte sie schließlich.

»Wer ist das?«

»Der Lehrer für Methode Acting.«

»Und er ist kein oberflächliches Arschloch, sonst würde seine Meinung dich nicht so belasten, oder?«

Jödis schüttelte den Kopf. »Er ist arrogant, aber das sind sie da alle.

Trotzdem ist er echt gut, wahrscheinlich der Beste an der Schule.«

Ihre Augen waren jetzt feucht, und ihre Stimme zitterte leicht, als sie sagte: »Vielleicht hat er Recht.«

»Auf wie viele richtig gute Schauspieler hätten wir verzichten müssen, wenn die sich durch so etwas von ihrem Lebenstraum hätten abbringen lassen? Komm schon, Jödis! Das ist eine Einzelmeinung. Vielleicht

kann er einfach deine selbstbewusste Art nicht leiden.«

»Das ist es ja. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob es wirklich mein Lebenstraum ist.«

»Wenn du davon sprichst, wenn du vor mir Textpassagen übst ... Du solltest deine Augen sehen dabei ... Die Lebendigkeit darin ist für einen alten Mann wie mich kaum zu ertragen. In diesen Momenten bist du schon die Schauspielerin, die du sein willst.«

Ihre Hand schloss sich mit jedem Wort fester um seine Finger, und dann geschah etwas, was Alex bei ihr noch nie erlebt hatte: Eine Träne rann aus ihrem linken Auge.

Sie wischte sie schnell weg und lachte. »Jetzt werde ich auch noch zur Heulsuse.« Dann beugte sie sich vor und küsste ihn auf den

Mundwinkel. »Danke«, sagte sie leise, »das habe ich gebraucht.«

»Ich mach dir einen Vorschlag«, sagte Alex. »Bleib eine Woche bei mir, gewinn etwas Abstand, und dann gehst du es mit neuer Kraft an. Für Kost und Logis musst du aber arbeiten.«

»Prostitution kommt nicht in Frage.«

Einige der anderen Gäste schielten zu ihnen herüber.

»Ich meine es ernst«, sagte Alex. »Ich könnte deine Hilfe brauchen. Deine und Carlas.«

»Bei deinen Ermittlungen?«

»Genau.«

»Was sollen wir machen?«

Alex weihte sie in seinen Plan ein.

Simone Lachnitt, die achtundzwanzigjährige Polizistin, die für ihre Bewachung abgestellt worden war, saß Miriam gegenüber in Jeans und T-Shirt auf der Couch im Wohnzimmer. Im Kachelofen polterte ein Stück Holz nach unten durch. Sofort warf Miriam einen Blick zum Fenster. Über den Feldern war längst der Mond aufgegangen. Nur ein Hauch fehlte ihm noch zur Vollendung, und sein Licht floss bleich über die unberührten, weiten Schneeflächen. Von ihrem Platz aus würde sie es sehen, sollte sich jemand dem Grundstück von hinten nähern. Der Wind hatte in den letzten Stunden ordentlich zugelegt, immer wieder drückten kräftige Böen gegen die Fenster. Sturmtief Xynthia ließ bereits die Muskeln spielen.

»Ich würde Rollläden installieren lassen«, sagte Simone Lachnitt. »Dein

Haus steht echt einsam.«

Miriam nickte. »Daran gedacht habe ich auch schon. Aber das kostet eine Menge Geld, und diese Kästen in den Fenstern würden das Haus nicht unbedingt verschönern.«

»Sicherheit geht aber vor. Du siehst das doch genauso, oder? Sonst hättest du dich nicht in Selbstverteidigung ausbilden lassen.«

»Na ja, stimmt schon. Aber hier im Haus habe ich mich bisher immer sicher gefühlt ... Das Training war nur für die Welt da draußen.«

»Warum? Gibt es einen bestimmten Grund dafür?«, fragte Simone.

Miriam mochte sie und hatte ihr schon nach den ersten zehn Minuten das Du angeboten. In den vergangenen Stunden hatten sie abwechselnd Halma gespielt oder sich unterhalten, doch mit dieser Frage drang sie jetzt in einen sehr intimen Bereich ihres Lebens ein, und Miriam tat sich schwer damit, über das Thema zu sprechen.

Schweigend betrachtete sie ihre Nägel.

»Ist das zu persönlich?«

Miriam nickte.

»Tut mir leid ... Ich hätte nicht fragen sollen.«

In dem folgenden Schweigen hörten sie überdeutlich den Ofen bullern. Holz verbrannte knackend und krachend darin. Irgendwas auf der Terrasse klapperte in einer Windböe, aber das tat es schon eine ganze Weile.

»Mein Vater hat mich missbraucht«, sagte Miriam schließlich. Und sah zu Simone auf, die zunächst einmal schwieg.

»Verdamnte Scheiße«, sagte sie schließlich, und Miriam hörte die Wut in ihrer Stimme.

Miriam kannte diese Wut, sie spürte sie oft genug in sich selbst. Wut wegen dieser ganzen Gewalt, die Frauen immer noch angetan wurde, überall auf der Welt und jederzeit. Hatte sich daran in den letzten Jahrzehnten trotz allem Gerede wirklich etwas geändert?

»Tut mir echt leid, ich hätte nicht fragen sollen. Das brauchst du gerade heute bestimmt nicht.«

Miriam schüttelte den Kopf. »Du musst dich nicht entschuldigen. Ich habe seit gestern Nacht oft genug daran gedacht. Weißt du, der Sport, der Antiterrorkampf ... Mir ist schon klar, warum ich das tue. Ich kann mich an vieles nicht erinnern, aber ich weiß noch ganz genau, wie sehr ich die

Machtlosigkeit damals gehasst habe. Ich war einfach nur ein kleines, schwaches Opfer, und das sollte mir nie wieder passieren.«

»Ist es ja auch nicht«, sagte Simone. »Du bist nicht wieder zum Opfer geworden. Du hast es diesem Wichser so richtig gezeigt.«

»Ja, und soll ich dir was sagen: Das war ein richtig geiles Gefühl. Allerdings nur für einen kurzen Moment ... Danach hatte ich die schlimmste Angst meines Lebens.«

»Als er dich verfolgt hat?«

Miriam nickte und kämpfte die Erinnerung daran zurück. »Ich weiß nicht ... aber da waren die ganzen Techniken plötzlich sinnlos. Ich bin abgehauen und hab mich in diesem Wassergraben versteckt, statt mich zu wehren.«

»Das stimmt nicht! Du hast dich gewehrt und hast auch danach alles richtig gemacht. Genau dafür hast du doch trainiert. Hey, Mädchen, du solltest auch mal ein bisschen stolz auf dich sein.«

Miriam presste die Lippen zusammen und nickte schweigend.

Sie wollte gerade etwas erwidern, da klingelte es. Die alte, schrecklich laute Klingel war direkt im Wohnzimmer über der Tür platziert und jagte ihnen beiden einen höllischen Schrecken ein.

»Wer könnte das sein?«, fragte Simone.

Miriam zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung.« Sie warf einen Blick zur Uhr. Halb zehn. »Um diese Zeit bekomme ich nie Besuch.«

»Okay, bleib ganz ruhig.« Simone zog ihre Dienstwaffe aus dem Holster, das sie auf dem Tisch abgelegt hatte. »Du öffnest auf keinen Fall die Tür, hörst du. Erst wenn wir zweifelsfrei wissen, wer da ist.«

Sie gingen auf die Diele hinaus. Dort war es drastisch kälter als im Wohnzimmer. Miriam wollte Licht machen, doch Simone hielt sie davon ab. Sie schüttelte den Kopf und presste einen Zeigefinger gegen ihre Lippen. Die Waffe am langen Arm zu Boden gerichtet ging sie langsam durch die lange Diele auf die Haustür zu. Drei Meter davon entfernt blieb sie stehen. Es klingelte erneut.

»Wer ist da?«, rief Simone und zielte mit der Waffe auf die alte Holztür. Sie stiegen aus dem Wagen und überquerten die Straße. Atemnebel stieg vor ihren Gesichtern auf. Die Kälte prickelte auf Neles erhitztem Gesicht.

»Du hast noch gar nichts über das Seminar erzählt. Wie war es denn?«,

fragte Anou, während sie auf das Mehrfamilienhaus zgingen.

Auf dem Rückweg vom Präsidium hatten sie bei einem Restaurant gehalten. Nele hatte gedacht, sie würde nichts hinunterbekommen, doch dann hatte sie ordentlich gegessen und noch mehr getrunken. Viel zu viel Rotwein, den sie jetzt im Kopf und in den Beinen spürte. Aber es ging ihr besser. Die Welt sah nicht mehr ganz so düster aus, und sie fühlte die gewohnte Zuversicht zurückkehren.

Während des Essens hatten sie sich ausschließlich über den Fall unterhalten und sich dabei die allergrößte Mühe gegeben, das Gespräch um den kleinen Disput wegen Anous neuerlichem Alleingang herumzumanövrieren. Aber wie schwarzer Hautkrebs wuchs das Problem unter der Oberfläche, und Nele spürte, dass es heute Abend noch herausoperiert werden musste.

»Sehr interessant, aber zu kurz«, antwortete sie. »Die Dozentin kommt von der OFA.«

Nele schloss die Haustür auf.

»Operative Fall-Analyse«, sagte Anou.

»Ja. Sie ist eine der wenigen dort angestellten Psychologen. Wirklich kompetent die Frau und dabei nicht so unverständlich fachbezogen, wie man vermuten würde.«

Sie gingen nebeneinander die Treppe hinauf.

»Und? Erkennt sie einen Psychopathen auf den ersten Blick?«

Nele schloss die Wohnungstür auf und ließ Anou den Vortritt. Sie hängten ihre Jacken und Dienstwaffen an die Garderobe und streiften die Schuhe ab.

»Ich muss kurz für kleine Mädchen«, sagte Nele, ließ die Frage zunächst unbeantwortet und verschwand ins Bad.

Anou hätte eventuell mitkommen können zu dem Seminar, wenn sie sich um einen Ersatz für ihre Bereitschaft gekümmert hätte, aber sie hatte nicht gewollt und Nele unterschwellig spüren lassen, wie wenig sie von dem Psychokram hielt. Für Nele war das ein weiterer Hinweis auf den Seelenzustand ihrer Freundin gewesen. Damals, nachdem Anou den Serienmörder Karel Murach erschossen hatte, hatten sie intensiv über psychotherapeutische Hilfe gesprochen. Anou hatte es aber auf die lange Bank geschoben und irgendwann behauptet, es sei nicht nötig. Lange, viel zu lange, hatte Nele sich der Hoffnung hingegeben, Anou sei

wirklich stark genug, allein mit dem Trauma fertig zu werden. Dabei hatte sie nur die Augen verschlossen vor der unangenehmen Wahrheit, die sich nun mit jedem Tag deutlicher in ihrem Leben und ihrer Beziehung manifestierte.

Denn Anou war ein anderer Mensch geworden, und sie brauchte sehr wohl Hilfe. Und das größte Problem war, es ihr beizubringen. Nele hatte Angst davor. Hatte Angst vor der Möglichkeit, ihrer Beziehung irreparablen Schaden zuzufügen. Sie liebte Anou. Das war nicht einfach nur eine auf gutem Sex basierende Freundschaft.

Als sie aus dem Bad kam, lümmelte Anou mit einer Tüte Erdnussflips auf der Couch.

Nele setzte sich dazu und griff in die Tüte.

»Und?«, fragte Anou mit halbvollem Mund.

Nele musste erst aufessen, bevor sie antworten konnte. »Sie hatte tatsächlich Tipps für uns, mit deren Hilfe wir Soziopathen besser erkennen können.«

»Mach es nicht so spannend.«

»Warte, ich will es ja richtig wiedergeben.« Nele suchte in ihrem Gedächtnis nach den Worten, die Frau Dr. Sternberg benutzt hatte. »Sie hat eine gewisse Martha Stout zitiert mit folgenden Worten: Sollte der Teufel existieren, dann würde er sich von uns allen wünschen, dass wir ihn über die Maßen bemitleiden.«

Anou schaute sie erstaunt an. »Verstehe ich nicht.«

»Das zuverlässigste Merkmal, einen Soziopathen zu erkennen, ist nicht seine Grausamkeit, nicht die Brutalität, nicht die Eiseskälte ... Das alles erkennen wir ja immer erst dann, wenn es zu spät ist. Nein. Es ist sein Betteln um Mitleid.«

»Sie betteln um Mitleid?«, wiederholte Anou.

»Erstaunlich, oder?«

»Das ist alles?«

»Und der unbedingte Wille zu gewinnen, egal, was. Aufmerksamkeit, Geld, Liebe, Ruhm, irgendein Spiel, das oft nur sie selbst kennen. Sie stimulieren und motivieren sich über das Gewinnen.«

»Hm«, machte Anou. »Ist mir irgendwie zu theoretisch.«

»Sie hat es in ein alltägliches Beispiel verpackt, denn es ging in diesem Seminar ja um den alltäglichen Soziopathen, nicht um den

Massenmörder. Aber wenn ich ehrlich sein soll, bin ich jetzt zu müde, um alles noch mal wiederzugeben. Du hättest eben mitkommen sollen.« Nele schloss die Augen und legte den Kopf in den Nacken.

»Bevor du einschläfst, würde ich gern mit dir über etwas sprechen«, sagte Anou nach einem kurzen Schweigen.

»Wie hast du das gemeint, heute Nachmittag bei den Mastställen?« Obwohl sie plötzlich wieder hellwach war, hielt Nele die Augen weiterhin geschlossen. Sie hatte inständig gehofft, dass Anou von selbst darauf zurückkommen würde. »Was meinst du?«

»Du hast gesagt, ich würde unsere Beziehung mit Füßen treten ... Wie kommst du darauf?«

»Ich habe nur versucht, dir zu sagen, wie es sich für mich anfühlt.«

»Aber das ist doch der totale Quatsch. Ich liebe dich. Wieso sollte ich so etwas tun?«

»Aus Angst?«

»Angst? Wovor?«

»Dich endlich mit der Vergangenheit zu beschäftigen und dir einzugestehen, dass es nicht so einfach ist, damit fertig zu werden.« Nele öffnete die Augen und sah Anou direkt an. »Du riskierst zu viel, Anou, und gerade weil ich dich liebe, verletzt du mich damit ... Und irgendwann auch dich selbst.«

»Es geht also wieder um die alte Geschichte.«

Der abweisende Ton in Anous Stimme schürte den schwelenden Ärger in Nele. »Es geht um dich ... Und damit auch um uns beide.«

»Was soll das werden? Willst du mich unter Druck setzen, damit ich endlich eine Therapie ...? Halt, Moment mal!«

Anou sprang auf, trat ein paar Schritte von der Couch weg und fixierte Nele. »Du hast mit dieser Psychotante über mich gesprochen.«

Jetzt musste Nele sich entscheiden, ob sie lügen wollte oder nicht.

»Das ist genau, was ich meine«, wich sie erst einmal aus. »Ich kann mich mit dir nicht darüber unterhalten, ohne dass du gleich an die Decke gehst.«

»Und deswegen redest du mit einer völlig Fremden über mich?«

Anou wurde lauter. Ihre Körperhaltung signalisierte Gegenwehr. Die Hände zu Fäusten geballt stand sie mit vorgezogenen Schultern da, das Kinn nach oben gereckt.

»Mit irgendjemandem muss ich ja reden. Hätte ich es mit Hendrik tun sollen? Oder glaubst du etwa, ich lasse dich jetzt immer so weitermachen!«

»Ich brauche niemanden, der auf mich aufpasst.«

»Das sehe ich anders.«

Anou öffnete den Mund, wollte etwas sagen, hielt die Worte aber zurück. Sie sahen sich schweigend an. Dann schüttelte Anou den Kopf und wandte sich ab.

»Das brauche ich heute nicht mehr«, sagte sie.

Sie ging in den Flur, zog Schuhe und Jacke an, nahm ihre Waffe und verschwand.

Als die Wohnungstür zuknallte, zuckte Nele zusammen. Während Anou sich anzog, hatte Nele überlegt, ob sie sie zurückhalten sollte. Was aber auf eine Entschuldigung ihrerseits hinausgelaufen war, und das wollte Nele nicht. Nicht sie war es, die dauernd Grenzen überschritt, und solange Anou nicht einsah, dass sie wirklich Probleme hatte, würde sich nichts ändern. Frau Dr. Sternbergs Rat war es gewesen, Anous Risikobereitschaft auf einer persönlichen, nicht dienstlichen Ebene zu thematisieren, und Nele war bereit gewesen, es zu versuchen. Dass es aber so hart werden würde, hatte sie nicht erwartet.

Eine Weile starrte sie vor sich hin und kaute ihre Gedanken immer wieder durch. Schließlich ließ sie sich einfach zur Seite sinken, zog die Wolldecke über sich und war Sekunden später eingeschlafen.

Als Wut und Ärger langsam abflauten, stiegen Tränen in ihre Augen und verschleierten ihren Blick. Die Lichter der Straßenlaternen und Ampeln zerflossen zu geisterhaften Schemen, ihre Nase begann zu kribbeln, und sie spürte ein schmerzhaftes Brennen tief in ihrem Brustkorb.

Mit dem Rücken der linken Hand wischte Anouschka Rossberg sich die Tränen aus den Augen, mit der rechten steuerte sie ihren Wagen die feuchte, im Nachtfrost glitzernde Straße hinunter.

Aus Wut hatte sie schon öfter geheult.

Aus Liebe noch nie.

Dieser verdammte Karel Murach! Vor einem Jahr auf den Gleisen, als er mit einem Messer in der Hand hinter ihr her gewesen war, hatte Anou ihm eine Kugel in den kranken Schädel gejagt. Er war tot und begraben und wahrscheinlich schon verwest, und trotzdem beeinflusste er immer

noch ihr Leben. Wenn er sich zu allem, was er ohnehin schon angerichtet hatte, jetzt auch noch zwischen sie und Nele schob, war alles, was sie durchgemacht hatte – die Schmerzen, die Angst, die inneren Verletzungen –, umsonst gewesen. Dann wäre auch der gewaltige Schritt sinnlos, den sie hatte gehen müssen, um Murach zu töten. Sie hatte damals eine Grenze überschritten, jene imaginäre Linie, die sie nun von den meisten anderen Menschen trennte.

Das war so unfair!

Anou war tief enttäuscht, denn dieses Verhalten hatte sie von Nele nicht erwartet. Sie waren doch ein eingespieltes, vertrautes Zweierteam, und bislang hatte alles wunderbar funktioniert.

Warum jetzt dieser Verrat?

Das war ein hartes Wort, ja, aber Anou empfand tatsächlich so. Nele konnte nicht einfach mit einer Wildfremden über ihr Seelenleben sprechen, ohne sie vorher zu fragen, ohne sie zu beteiligen. Noch dazu grundlos. Sie brauchte keine psychologische Hilfe, hatte sie damals nicht gebraucht und sie würde auch in Zukunft allein mit ihren Problemen zurechtkommen.

Vorn an der Kreuzung schaltete die Ampel auf Rot. Anou ließ den Audi ausrollen und stoppte an der Haltelinie. Sie schniefte und wischte abermals ihre Tränen fort.

Plötzlich bedauerte sie es, einfach so abgehauen zu sein. Sie hätte oben bei Nele in der Wohnung bleiben und es mit ihr ausdiskutieren müssen, wie erwachsene Menschen das eben taten. Sie überlegte zurückzufahren. Aber dann schaltete die Ampel auf Grün, und da sich von hinten das Scheinwerferpaar eines Fahrzeugs näherte, gab Anou Gas und fuhr geradeaus über die menschenleere Kreuzung.

Es war oft nicht leicht, mit Nele zu diskutieren. Während in ihr selbst schnell ein emotionales Chaos ausbrach, blieb Nele in solchen Gesprächen ruhig, und dann fühlte Anou sich ihr unterlegen. Nele behielt ihre Gefühle meistens für sich, konnte vielleicht gar nicht so offen darüber sprechen wie sie selbst. Anou hatte schon häufiger darüber nachgedacht, woher das kam. Möglicherweise lag es an ihrem Elternhaus.

Es war schwierig gewesen und hatte lang gedauert, etwas von der jungen Nele Karminter zu erfahren, dem Teenager. Ihr Vater, ein

Realschulrektor, der vor acht Jahren verstorben war, hatte es nicht akzeptieren können, dass seine einzige Tochter lesbisch war. Nele hatte nie ein Comingout im engeren Sinn gehabt. Sie war nie mit einer Freundin zuhause aufgetaucht, um zu sagen: Ich liebe dieses Mädchen. Sie hatte sich versteckt und tat es im Grunde heute noch. Anou hatte bisher weder ihre Mutter noch ihren jüngeren Bruder kennen lernen dürfen. Familie, das waren nur sie beide. Ihre Liebe war nur für sie selbst sichtbar, nicht für andere.

An der nächsten Kreuzung musste Anou scharf bremsen, um einen Rettungswagen vorbeizulassen. Er schoss mit hoher Geschwindigkeit und Einsatzlicht an ihr vorüber.

Das stroboskopisch blitzende Licht und die Dramatik der Situation lenkten ihre Gedanken in eine andere Richtung. Der unerwartete Leichenfund und die danach ausgebrochene Hektik und Betriebsamkeit hatten sie eine Sache vergessen lassen, die immens wichtig sein konnte. Die Blutuntersuchung!

Möglicherweise hatte das Krankenhaus bereits ein Ergebnis, doch um diese Zeit würde sie dort im Labor niemanden mehr erreichen.

Sie überlegte, Miriam Singer anzurufen und sich zu erkundigen, ob alles in Ordnung war. Aber damit würde sie sich genauso übertrieben fürsorglich benehmen wie Nele.

Es war frustrierend, heute nichts mehr tun zu können.

Noch frustrierender war es, jetzt in ihre Wohnung zurückzumüssen, allein und mit diesem Brennen tief in der Brust. In eine Wohnung, die sie erst seit kurzem hatte und die ihr noch immer so leb- und lieblos vorkam wie ... wie Karel Murachs Versteck tief im Wald und unter der Erde.

»Wer ist da?«, rief Simone Lachnitt erneut.

Sie bekam keine Antwort, und nachdem ihre Worte verhallt waren, herrschte gnadenlose Stille in der Diele, in der Miriam den Wind ums Haus heulen hören konnte.

»Okay«, sagte Simone flüsternd. »Ich werde zur Sicherheit die Zentrale anrufen, die schicken einen Streifenwagen raus.«

Miriam stand wie versteinert hinter ihr.

»Ist er das?«, fragte sie kaum hörbar.

»Beruhig dich«, sagte Simone und berührte sie am Arm. »Wir öffnen niemandem die ...«

Glas explodierte.

Miriam schrie auf, wurde im selben Moment von Simone gepackt und mit dem Rücken an die Wand gezogen.

Aus dem Wohnzimmer strömte sofort eiskalte Luft in die Diele.

»Mein Handy liegt da drinnen auf dem Tisch«, flüsterte Simone ihr zu.

»Was sollen wir tun?«, fragte Miriam. Die Polizistin überlegte, schien ihre Optionen abzuwägen und sagte schließlich: »Wir hauen ab. Soll sich doch irgendwann und irgendwo ein Spezialkommando um diesen Wahnsinnigen kümmern. Du tust genau, was ich dir sage, verstanden?«

»Was ... Was hast du vor?«

»Wir gehen raus zu meinem Wagen und hauen ab.«

Miriam meinte, aus dem Wohnzimmer Geräusche zu hören: Das Knirschen von Glas unter Schuhsohlen.

Sie beobachtete, wie Simone die Waffe entsicherte, und während sie sich rückwärts durch die Diele schoben, zielte sie auf die Wohnzimmertür.

»Schließ auf«, raunte Simone ihr zu, als sie die Tür erreichten. »Wir laufen hinüber zum Wagen. Du stoppst auf keinen Fall, egal, was du hörst. Vielleicht muss ich schießen, aber auch dann rennst du weiter. Verstanden?«

Miriam nickte.

Simone trat in den geschützten Eingangsbereich hinaus und verharrte dort einen Augenblick, bevor sie einen weiteren Schritt nach vorn machte.

Miriam, die sich direkt hinter ihr befand, sah einen Schatten von links nach rechts vorbeihuschen. So schnell, dass sie nicht einmal dazu kam, eine Warnung auszustoßen. Simone schien ihn ebenfalls gesehen zu haben, denn sie war stehen geblieben. Sie ließ den Arm mit der Waffe sinken.

»Was ist los?«, fragte Miriam.

Sie wollte Simone an der Schulter packen, doch die Polizistin drehte sich langsam um, die Waffe polterte zu Boden, und sie griff sich mit beiden Händen an den Hals. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie sie an. Dunkle Flüssigkeit lief schwallartig über ihre Hände. Miriam verstand nicht, was sie da sah, bis Simone einen röchelnden Laut ausstieß und auf sie zu torkelte. Miriam wollte sie stützen und bekam einen Schwall Blut auf die Hände, an den Oberkörper und auch ins Gesicht. Von einer

Sekunde auf die andere war alles voller Blut. Erschrocken wich Miriam in die Diele zurück.

Simone nahm eine Hand vom Hals und streckte sie hilfesuchend nach ihr aus. Sofort flossen unglaubliche Mengen Blut hervor. Schwarz und ölig wirkte es in der Dunkelheit und platschte laut zu Boden. Miriam konnte einen langen, klaffenden Schnitt seitlich am Hals der Polizistin erkennen. Simone wollte etwas sagen, ihre Lippen bewegten sich, doch sie bekam nicht mehr als ein Röcheln heraus. Dann ging sie in die Knie, hielt sich für eine Sekunde in dieser Position, kippte schließlich um und blieb auf dem Rücken liegen.

Miriam wusste nicht, was sie tun sollte. »Was ist passiert ... Was ist passiert ...«, sagte sie immer wieder.

Simones Beine zuckten über den Dielenboden, als suchten sie verzweifelt einen Halt in dieser Welt. Ihre Augen bekamen einen glasigen Ausdruck, ihre Bewegungen wurden langsamer.

Eine große Gestalt tauchte im Eingangsbereich auf.

In der Hand hielt sie ein Messer.

Nicola hockte in der geschützten Ecke zwischen Wand und Wohnzimmerschrank am Boden und starrte auf die gelb schimmernde Anzeige des schnurlosen Haustelefons. Sie hielt das schmale graue Plastikteil, das kaum etwas wog, mit beiden Händen umklammert, und ihre Hände zitterten wie Espenlaub.

Es war seine Handynummer.

Sollte sie mit ihm sprechen?

Die Polizistin hätte ihr sicher davon abgeraten, aber die war nicht mehr da. Niemand war da! Sie war allein in diesem großen gelben Käfig, und die Mauern, so dick sie auch waren, verhinderten nicht, dass sie sich zu Tode fürchtete. Angst war immer ein fester Bestandteil ihres Lebens gewesen, und in einem bestimmten Maß hatte sie sich daran gewöhnt. Aber diese Angst war anders. Nicola zitterte nicht vor ihrem Mann oder seinem Anruf, sondern vor dem Unbekannten, vor diesem riesigen schwarzen Loch, welches durch ihre eigene Dummheit in ihr Leben gerissen worden war.

Warum nur hatte sie auf den Arzt gehört?

Warum nur hatte sie auf die Polizistin gehört?

Sie waren so nett, so aufmerksam und mitfühlend gewesen, aber jetzt

war keiner mehr da. Nicht einmal mehr ihr Mann!

Wie von selbst drückte ihr Daumen die Taste.

»Ja«, hauchte sie ins Telefon.

»Nicola?«

Es war seine Stimme, natürlich, aber sie klang verändert. Sie klang unsicher, so, als habe auch er Angst.

»Ja«, wiederholte sie.

»Geht es dir gut?«

Vielleicht war es nur Wunschdenken, aber klang seine Stimme nicht sogar tränenerstickt?

»Nein«, sagte sie.

»Mir auch nicht. Du musst mir bitte glauben! Das tut mir alles so leid, wirklich. Ich habe das doch nicht gewollt. Ich weiß nicht, was ... Mir wird das alles zu viel, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Mit der Firma läuft es nicht so gut, das Wasser steht mir bis zum Hals. Mir geht es wirklich beschissen.«

Seine Sätze verschwammen zu einer grauen Masse, aus der nur vereinzelt Worte hervorblitzten wie hell erleuchtete Fenster in einem vorbeirasenden Schnellzug.

»Ich ... Ich ... Ich ...«

Er sprach nur von sich. Er wollte gar nicht wissen, wie es ihr ging, sondern nur schildern, wie sehr *er* unter der Situation litt.

»... und ich kann dir gar nicht beschreiben, wie schlecht es mir geht ... Bist du noch da, Nicola?«

»Ja.«

»Meinst du nicht, wir könnten es noch einmal versuchen? Ich komme vorbei, und wir reden über alles, ja? Nur du und ich. Wir brauchen doch keine anderen Leute zwischen uns, nicht wahr?«

»Liebst du mich noch?«

Selbst für Nicola kam diese Frage unvermittelt, und sie erschrak. Sie hatte weder darüber nachgedacht, noch sie stellen wollen, und obwohl diese Worte einer Fremdsprache gleichkamen, waren sie einfach so herausgeströmt. Soweit sie sich erinnerte, hatte sie ihm diese Frage nur ein einziges Mal gestellt, und das war in einer anderen Zeit gewesen.

»Was ist denn das für eine Frage. Natürlich! Das war immer so und wird auch immer so bleiben. Du weißt doch: Bis dass der Tod uns scheidet.

Für mich gilt das nach wie vor.«

»Was war das?«, fragte Nicola.

»Was meinst du?«

Nicola hatte aus dem Hintergrund ein Geräusch gehört. Es war nur kurz und sehr leise gewesen, hatte aber geklungen, als spräche jemand mit ihrem Mann.

»Ist jemand bei dir?«

»Bitte? Ich bin allein. Was soll diese Frage. Traust du mir etwa nicht?«

»Ich dachte nur ...«

»Was dachtest du, hä! Dass ich mich mit einer anderen vergnüge, oder was? Sag mal, was ist eigentlich los mit dir? Du bist doch selbst schuld, wenn ich dir ...«

Wieder bewegte sich der Daumen wie von selbst und schnitt seine Tirade ab. Dann drückte sie eine andere Taste, damit der Anschluss besetzt war, legte den Apparat beiseite und rollte sich in ihrer Ecke zusammen.

Sie war allein, und daran würde sich nichts ändern.

Ihre Zukunft hieß Einsamkeit.

Sonntag, 28. Februar 2010

Schon in der fragilen Phase zwischen Schlaf und Erwachen spürte sie Schmerzen überall in ihrem Körper und traute sich nicht, sich zu bewegen. Es war dunkel, und sie fragte sich, was sie geweckt hatte. Ein Geräusch!

Es wiederholte sich, und sie meinte, diese eindringliche Tonfolge zu kennen. Sie mochte sie nicht, hatte aus einem unbestimmten Grund sogar Angst davor und wünschte sich, die Ohren verschließen zu können. Stattdessen wurde das Geräusch immer lauter und fraß sich regelrecht in ihren Kopf.

Schließlich öffnete sie die Augen. Ihr völlig verhärteter Nacken sandte sofort unangenehme Stiche in ihren Kopf. Nur langsam verstand Nele, dass sie im Wohnzimmer auf der Couch lag und das Geräusch die Signalmelodie ihres Handys war. Geistig noch in einem nebelverschleierten Niemandsland, tastete sie nach dem Handy, fand es und presste es sich ans Ohr, ohne vorher auf das Display geschaut zu haben.

»Ja«, krächzte sie mit fremder Stimme.

»Wer ist dort?«

Nele räusperte sich. »Karminter.«

»Hauptkommissarin Karminter?«

»Ja.«

»Hier ist die Zentrale. POM Wirth. Sie haben gestern eine Beamtin zur Bewachung von Frau Singer abgestellt.«

»Ja, und?«

»Die hätte sich turnusmäßig um sechs Uhr melden müssen. Hat sie aber nicht. Ich kann sie weder über Handy noch über den Festnetzanschluss von Frau Singer erreichen. Sie hat sich zuletzt um zweiundzwanzig Uhr gemeldet, da war alles in Ordnung.«

»Wie spät ist es?«

»Zehn nach sechs.«

Nele setzte sich auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. »Haben Sie die Handynummer von ...« Nele stockte, weil ihr einfiel, dass sich das Handy immer noch im Wagen bei der Spurensicherung befand. »Okay, schicken Sie einen Streifenwagen raus. Ich fahre ebenfalls sofort los.

Wenn die Kollegen vor mir da sind, sollen sie warten.«

Auf dem Weg ins Bad wählte Nele Anous Nummer.

Sie ging nicht ran.

»Scheiße!«, fluchte Nele laut.

Ihr eigener Wagen stand noch vor dem Präsidium. Jetzt konnte sie sich in den Hintern treten dafür, gestern Abend auf Klaus Quandt gehört zu haben. Sie rief noch einmal in der Zentrale an und beorderte den Streifenwagen zu sich nach Hause.

Im Bad spritzte sie sich kaltes Wasser ins Gesicht, richtete notdürftig ihr Haar und legte ein wenig Rouge auf. Ein schneller Blick in den Spiegel verriet ihr, dass sie trotzdem aussah, als hätte sie nicht nur die Nacht auf der Couch verbracht, sondern davor auch noch eine ganze Flasche Rotwein geleert.

Na ja, wenigstens musste sie sich nicht anziehen, da sie in ihren Klamotten geschlafen hatte.

Sie schnappte sich Waffe und Jacke und lief ins Treppenhaus hinaus. Schon auf den ersten Stufen spürte sie ihre vom verkrümmten Liegen auf der viel zu kurzen Couch verspannten Muskeln. Sie konnte kaum den Kopf drehen, so verhärtet war ihr Nacken, und wahrscheinlich war er schuld an dem leichten Schwindel, den sie spürte.

Wie sollte sie diesen Tag überstehen?

Einen ruhigen Sonntag hätte sie gebraucht. Mal wieder in die Sauna gehen, danach ein gutes Essen und ein langer Spaziergang, um den Kopf frei zu bekommen. Stattdessen schien sich eine Katastrophe anzubahnen. *Mach dich nicht verrückt. Das muss doch nichts heißen.*

Draußen auf dem Bürgersteig presste ein starker Wind ihr eiskalte Luft ins Gesicht, sodass sie kaum atmen konnte. Das Sturmtief war da. Nele hatte gar nicht mehr daran gedacht. Zumindest schneite es noch nicht, aber das würde sicher bald kommen.

Während sie auf den Streifenwagen wartete, probierte sie es erneut bei Anou. Wieder erfolglos. Diesmal wartete sie aber ab, bis die Mailbox dranging, und bat dringend um Rückruf.

Der gestrige Abend war beschissen gelaufen. Sie musste unbedingt mit ihr reden. In Ruhe, nicht nebenher. Sie musste so vieles und kam doch zu nichts.

Der Streifenwagen kam mit Blaulicht, aber ohne Martinshorn um die

Ecke.

Nele widerstand dem Impuls wegzulaufen.

Sie widerstand ihm ein zweites Mal, als sie auf dem Hof der Singer aus dem Streifenwagen stieg.

Der Dienstwagen der Polizistin parkte im Unterstand.

Der kräftige Wind fuhr durch die hohen Eichen und schien ihr eine Warnung zuzuraunen.

Geh nicht weiter. Das willst du gar nicht sehen.

Natürlich ging sie trotzdem auf das Haus zu.

Zwei Meter von der Tür entfernt blieb Nele abrupt stehen. Die beiden Beamten, die sie abgeholt hatten, schlossen zu ihr auf und sahen nun ebenfalls die große, angetrocknete Blutlache auf dem Boden des überdachten Eingangsbereiches.

Gleichzeitig zogen die drei ihre Waffen.

Nele stakste zwischen den Blutflecken hindurch zur Haustür und stellte fest, dass sie nur angelehnt war. Sie gab den beiden Männern ein stummes Zeichen, ihr zu folgen, dann drückte sie die Tür vorsichtig nach innen.

Ein Fuß mit einem schwarzen Sportschuh daran stoppte sie.

Um die Leiche der jungen Polizistin herum hatte sich ein wahrer See geronnenen Blutes gebildet. Das durch die Haustür hereinfallende Licht reichte aus, um die schreckliche Wunde an ihrem Hals erkennen zu können.

Nele presste sich die linke Hand vor den Mund und schloss die Augen.

Ohne die beiden Polizisten in ihrem Rücken hätte sie die Diele fluchtartig verlassen. Alles in ihr lechzte danach, draußen in der Winterkälte zu stehen und sich den Wind um die Ohren wehen zu lassen, denn der Wind hatte Recht gehabt: Sie wollte das hier nicht sehen.

Trotzdem blieb sie stehen und kämpfte gegen den Würgereflex an.

»Verflucht!«, stieß einer der beiden Beamten hervor.

Nele kniff die Augen zusammen und spähte in die lange, dunkle Diele. Die Stille darin war bedrückend. Sie spürte einen kalten Luftzug, so als stünde irgendwo ein Fenster auf.

»Rufen Sie Verstärkung, Spurensicherung ... Alles, was dazugehört.

Aber schnell.«

Ohne ein weiteres Wort entfernte sich einer der Beamten. Zusammen mit

dem anderen drang Nele tiefer in die Diele vor, hielt dabei aber ausreichend Abstand zur Leiche.

»Treten Sie nicht ins Blut«, wies sie den Mann an. »Und fassen Sie auf keinen Fall etwas an.«

Den Tatort nicht mit ihren eigenen Spuren zu kontaminieren durfte sie nicht davon abhalten, nach Miriam Singer zu suchen, aber sie mussten vorsichtig sein.

Nele schickte ein Stoßgebet zum Himmel: Hoffentlich hatte die Frau es ein zweites Mal geschafft, dem Täter zu entkommen. Sie glaubte nicht an Gott. Es war die pure Verzweiflung, denn sie ahnte, in welchem Zustand sie Miriam vorfinden würde, wenn schon eine bewaffnete Polizistin keine Chance gehabt hatte.

»Frau Singer ...«, rief sie laut.

In der langen, spärlich möblierten Diele gab es ein kurzes Echo, aber keine Antwort.

Die Waffe entsichert, aber zu Boden gerichtet und mit dem Beamten im Schlepptau ging Nele weiter vor bis zur Wohnzimmertür. Sie war geschlossen. Nele drückte die Klinke mit nur einem Finger hinunter.

Kalte Luft schlug ihr entgegen, und sie sah auch sofort den Grund dafür: Das große Wohnzimmerfenster war zerstört. Scherben lagen über den halben Raum verstreut. Ein faustgroßer Feldstein lag mitten im Raum. Es war eiskalt. Mit einem Blick registrierte Nele die Teetassen, die halbvolle Kanne, das Halmaspiel und den über die Lehne der Couch geworfenen Pullover.

Der Täter musste geschickt vorgegangen sein, um eine bewaffnete Polizistin, die zudem noch gewarnt und auf der Hut war, überwältigen zu können. Hier war die Scheibe eingeworfen, die Leiche lag aber vor der Haustür, und die war nicht abgeschlossen. Schon rotierten in Neles Kopf die Gedanken, aber sie war noch zu sehr abgelenkt, um sich auf den eventuellen Hergang konzentrieren zu können.

»Wir müssen Frau Singer suchen«, sagte sie.

Inzwischen war auch der zweite Polizist zurückgekehrt.

»Sie beide durchsuchen die Räume im Untergeschoss, ich gehe nach oben.«

»Sie sollten nicht allein ...«, begann der ältere.

»Der Täter ist nicht mehr hier. Haben Sie das Blut gesehen? Es ist längst

geronnen. Der ist schon lange weg. Seien Sie trotzdem vorsichtig, zerstören Sie vor allem keine Spuren.«

Sie teilten sich auf.

Nele stieg die Treppe hinauf. Schon auf der zweiten Stufe bemerkte sie verschmiertes Blut am weiß lackierten Handlauf. Oben angekommen drehte Nele sich um. Von hier konnte sie den leblosen Körper der Polizistin sehen. Sie kannte ihren Namen: Simone Lachnitt. Eine fröhliche, ehrgeizige Frau, die es weit gebracht hätte bei der Polizei. Nele hatte sie nicht selbst für diesen Job ausgesucht, das hatte der Schichtleiter getan, trotzdem war die Frau jetzt tot, weil sie entschieden hatte, hier nur eine Beamtin einzusetzen.

Das konntest du nicht ahnen. Und wenn zwei Beamte hier gewesen wären, gäbe es jetzt vielleicht zwei Tote ... Drei, mit Miriam Singer.

Rechts an der Wand neben der ersten Tür prangte ein blutiger Handabdruck. Die Hand war derart fest auf die weiße Tapete gedrückt worden, dass Nele sogar die einzelnen Linien erkennen konnte. Über einen dicken braunen Läufer, der alle Geräusche schluckte, schritt sie über den circa fünf Meter langen Flur, von dem vier Türen abgingen, zwei auf jeder Seite. Durch ein Fenster am Ende des Flures fiel bleiches Licht herein. Der erste Raum war ein Schlafzimmer. Niemand befand sich darin, und es war auch kein weiteres Blut zu entdecken. Hinter der gegenüberliegenden Tür war ein Bad: altmodische, dunkelblaue Kacheln, eine Badewanne, eine Toilette, ein Waschbecken, keine Möglichkeit zum Verstecken. Auch hier kein Blut.

Blieben noch zwei Türen.

Bei der einen, der rechten, war das Schloss aus dem Holz gebrochen, und sie stand sperrangelweit offen.

Nele verharrte einen Moment. Sie versuchte, sich auf den Anblick einer weiteren Leiche vorzubereiten. Ein kindischer, zweckloser Versuch. Schon jetzt spürte sie Übelkeit aufsteigen.

Trotzdem gab sie sich einen Ruck und betrat das Zimmer.

Und taumelte entsetzt zurück.

»Literaturbrunch« stand auf dem handschriftlich beschriebenen, weißen Din-A4-Blatt, das leicht schief mit zu viel Tesafilm an die große Fensterscheibe geklebt worden war.

»Sieht das hier schmierig aus«, sagte Carla und rümpfte die Nase.

Jördis zog sie ein Stück vom Eingang weg.

»Wir machen es genauso, wie Alex gesagt hat«, flüsterte sie ihr zu.

Carla hob abwehrend die Hände.

»Schon gut, ich halte mich dran. Vielleicht überrascht mich der Kerl ja, und ich finde ihn nicht zum Kotzen.«

Jördis verdrehte die Augen. Sie war sich nicht sicher, ob ihre impulsive und oft beleidigend offene Freundin die Richtige für diesen Job war, aber sie war die Einzige, mit der Jördis so etwas durchziehen konnte.

Außerdem verfügte sie über Fachwissen – und nicht zu vergessen neuerdings über Führerschein und Auto, mit dem sie sie hierhergefahren hatte.

Jördis atmete tief ein und brachte ihre Kleidung in Ordnung. Sie hatte sich dem Zweck dieses Besuches entsprechend aufreizend angezogen. Zu einem kurzen braunen Rock im Schottenmuster, der wirklich nur den Hintern bedeckte, trug sie dicke braune Strumpfhosen und kniehohes Stiefel mit hohen Absätzen. Und natürlich war auch die Wolljacke kurz genug, um die Wirkung des Rocks nicht zu beeinträchtigen.

»Also los!«, sagte sie.

Vier Personen hielten sich bereits im Literaturcafé auf. Drei Frauen, ein Mann. Der Beschreibung nach zu urteilen, die sie von Alex bekommen hatte, musste es sich bei dem Mann um Horst Schön handeln. Er befand sich gerade im Gespräch mit den Frauen älteren Jahrgangs, schielte aber über den Rand seiner Brille hinweg, als Jördis und Carla eintraten.

In Nähe der Tür blieben sie stehen und sahen sich um. Jördis begann zu schwitzen. Es war viel zu warm hier drinnen, aber daran lag es nicht allein. Sie half Alex zum ersten Mal bei einem Job und musste dafür auch noch schauspielern. Das war neu und ziemlich spannend, und obwohl sie so etwas mochte, war sie doch aufgeregt.

Horst Schön ließ die drei älteren Frauen stehen und kam auf sie zu.

Er lächelte, und seine Augen drückten ehrliche Freude über die neuen Gäste aus. Oder doch nur darüber, dass es hübsche junge Frauen waren? Für Jördis war dieser Mann schon jetzt ein notgeiler Bock, und dass er mit dem Verschwinden von Daniela Gerstein etwas zu tun hatte, stand für sie völlig außer Frage.

»Ah, guten Tag die Damen«, sagte er mit dem Anflug einer großen Geste und streckte seine rechte Hand aus.

Jördis hatte sich vorgedrängt und ergriff sie als erste. Er beließ es aber nicht dabei, sondern umfasste mit seiner linken Hand ihren Ellenbogen. Eine Geste, die Jördis einfach nur widerlich fand, aber trotzdem ertrug. Ebenso wie Carla.

»Sie sind das erste Mal hier, oder irre ich mich?«

»Ja, sind wir. Wir wollen uns erst einmal anschauen, was Sie hier so tun.«

»Natürlich«, sagte Horst Schön. »Seien Sie mir herzlich willkommen. Ich freue mich jederzeit über neue Gäste ... Gerade, wenn sie so attraktiv daherkommen wie Sie beide.«

Schon hier war Jördis' Schauspieltalent gefragt, und sie schaffte es, ihm für diese Anbiederung ein herzliches, die Zähne entblößendes Lächeln zu schenken.

»Welches Interesse haben Sie an Literatur?«, fragte Schön, legte dabei seine Hände wie fürs Gebet zusammen und rieb sie aneinander. Die trockene Haut raschelte laut.

Diesmal antwortete Carla. »Nun, wir lesen beide gern und haben uns auch schon an eigenen Kurzgeschichten versucht. Wir haben gehört, hier würde man möglicherweise ein Forum finden, in dem man sich über eigene Werke austauschen kann.«

»Und das ist richtig«, sagte Schön. »Ein wesentlicher, sogar der größte Teil unserer Arbeit hier besteht darin, unentdeckte Talente zu fördern. Wir schleifen sozusagen die Rohdiamanten. Haben Sie denn eines Ihrer Werke mitgebracht?«

Carla schüttelte den Kopf. »Nicht so schnell. Wie schon gesagt, wollen wir heute erst einmal zuhören. Sie müssen wissen, meine Freundin hat mich eigentlich zu diesem Besuch überredet, denn ich bin kein Fan von solchen Treffen.«

»Aber warum denn nicht? Was gibt es Schöneres, als sich unter Gleichgesinnten über Literatur auszutauschen?«

»Was gibt es Destruktiveres, als seine eigenen Texte von neidischen Talentlosen verreißen zu lassen?«

Jördis beobachtete Horst Schön genau, während Carla ihrer Absprache gemäß begann, ihn aus der Reserve zu locken. Und es funktionierte – der aufgesetzt joviale Mann schien irritiert. Hinter seiner Brille verengten sich seine Augen, und er fixierte Carla zum ersten Mal genauer.

»Haben Sie Angst?«, fragte er.

»Nein, ich habe keine Angst. Aber wer braucht so etwas?«

Schön wog seinen Kopf. »Auch aus Kritik heraus kann man eine Menge lernen, oder sehen Sie das anders?«

»Wenn dem so wäre, müssten die Literaturkritiker dieser Welt allesamt in Unterrichtsräumen sitzen und angehende Schriftsteller unterrichten.«

Die Tür wurde geöffnet, und drei weitere Frauen betraten den Raum.

Jödis und Carla mussten beiseitretreten, und damit war die Spannung, die so schnell zwischen Schön und Carla entstanden war, verschwunden.

Er fand zu seinem professionellen Lächeln zurück. »Lassen Sie uns dieses anregende Gespräch ein andermal fortführen, ja? Suchen Sie sich bitte einen Platz, wir beginnen gleich.«

Damit wandte er sich den gerade Eintreffenden zu.

Jödis nahm Carla beiseite. »Übertreib es nicht, sonst redet der kein Wort mehr mit mir.«

Carlas Grinsen fiel böse aus. »Ich kann nicht anders. So ein ekliger schmieriger Wichser! Wie kann es sein, dass Frauen freiwillig hierherkommen?«

Die Antwort darauf erhielten sie in den nächsten anderthalb Stunden.

Vier Frauen trugen selbstgeschriebene Kurzgeschichten oder Romanfragmente vor, und es war jedes Mal Horst Schön, der eine angeregte Diskussion über diese Texte anstieß, der detailliert darauf einging, und das mit einem Maß an Emotionalität und Sensibilität, das weder Jödis noch Carla ihm zugetraut hätten. Er zerriss nichts. Er machte Mut, gebär Hoffnung, sprach Fehler zwar an, zeigte dann aber sofort Wege auf, wie man es besser machen konnte. Vor allem Carla, die Germanistik studierte, war beeindruckt von seinem Verhalten und seinem Fachwissen.

Horst Schön wuchs in dieser Rolle über sich hinaus. Er war ein begnadeter Redner und Rhetoriker und gewann sehr schnell das Vertrauen der Anwesenden. Die anderthalb Stunden vergingen wie im Fluge, und Jödis ertappte sich dabei, wie sie ein ums andere Mal an seinen Lippen hing. Natürlich waren die Frauen, die ihre eigenen Texte mitgebracht hatten und sich wahrscheinlich Hoffnung auf eine Veröffentlichung machten, begeistert von Horst Schön. Wie sollte es auch anders sein.

Aber etwas stimmte nicht.

Es dauerte eine Weile, bis Jördis drauf kam, und vielleicht irrte sie sich, weil sie durch ihr Vorwissen gleichsam vorbelastet war – aber sie empfand ihn als unehrlich und irgendwie ... berechnend. Schon deswegen, weil er auf die beiden dicken, nicht sonderlich attraktiven Frauen nicht so einging wie auf die hübscheren und den einzigen Mann beinahe gar nicht beachtete, wenn er sich zu Wort meldete.

Zum Ende hin hielt er eine kleine Rede und wurde mit Applaus bedacht. Er munterte alle Anwesenden auf, weiter zu schreiben und von diesem Treffen im Freundeskreis zu erzählen. Dann sagte er noch, dass die deutschen Verlage wieder vermehrt auf der Suche nach talentierten deutschen Autoren und Autorinnen seien und er selbst einige sehr interessante Kontakte geknüpft habe.

Das hoffnungsvolle Leuchten in den Augen der Frauen erhellte den düsteren Raum.

Jördis und Carla blieben sitzen, während Horst Schön die anderen Damen wortreich zur Tür begleitete.

»Er ist gut, oder?«, fragte Jördis flüsternd.

»Vor allem gut *darin*, diese Frauen zu manipulieren. Mich interessiert brennend, ob die hier einen Beitrag zahlen müssen.«

Horst Schön kam zu ihnen zurück.

Es war ruhig geworden in dem Atelier. Er nahm einen Stuhl, drehte ihn herum, setzte sich drauf, legte die Arme überkreuz auf die Lehne und sah die beiden selbstsicher an. Jördis rückte ein bisschen näher zu ihm und suchte seinen Blick.

»Na, meine Damen, wie hat es Ihnen gefallen?«

»Damit hatte ich nicht gerechnet«, flötete Carla.

Er nickte, schloss dabei kurz die Augen und behielt sein Lächeln bei. Das wirkte gönnerhaft und eingebildet und erinnerte Jördis an ihren Lehrer für Methode Acting. Plötzlich wurde Schön ihr richtig unsympathisch.

»Sie waren voreingenommen, das habe ich natürlich gespürt. Vorhin argwöhnte ich, Sie hätten vielleicht Negatives gehört über unsere Treffen hier. Wer hat Ihnen von meinem Atelier erzählt?«

Jetzt war Jördis an der Reihe. »Eine gute Freundin«, sagte sie. »Und ja, sie sagte, hier würden Texte auch verrissen.«

»Das ist ein hässliches Wort, ich mag es nicht. Natürlich gehe ich auch kritisch mit den Mitgliedern ins Gespräch, wenn ich denke, dass es notwendig ist. Alles andere wäre doch verlogen. Aber Sie haben es heute selbst gehört: Die Texte waren gut. Diese Frauen verdienen Lob und Aufmunterung. Sagen Sie, was machen Sie beruflich?«

Jördis und Carla wurden von der plötzlichen Frage überrascht.

»Ich studiere«, sagte Carla.

»Ich orientiere mich gerade«, log Jördis.

»Aber Sie würden beide gern etwas veröffentlichen?«

»Ich auf jeden Fall«, sagte Jördis schnell. »Das ist schon immer mein Traum. Ich wollte schon als kleines Mädchen Schriftstellerin werden.«

Er schenkte ihr ein breites Lächeln. »Dann kommen Sie doch am Mittwoch wieder hierher. Bringen Sie einen eigenen Text mit, und wir sprechen darüber, gern auch zunächst unter vier Augen, wenn Sie das vorziehen. Ich habe gute Kontakte zu allen großen Publikumsverlagen in Deutschland, und ganz zufällig betreibe ich eine Autorenagentur.«

»Ach nein!«, entfuhr es Carla in spöttischem Tonfall.

Dafür erntete sie einen düsteren Blick von Schön, der sich aber sofort wieder auf Jördis konzentrierte. »Wenn Ihre Texte gut sind, kann ich immer etwas machen, auch wenn es zunächst nur bei einem kleineren Verlag ist. Na, was sagen Sie?«

»Und, was kostet das?«, fragte Carla, während Jördis sich in begeisterter Mimik übte.

»Wir sprechen nicht über Geld, sondern über Ziele und Träume.«

»Nach meiner Erfahrung kosten Träume immer Geld.«

»Dann haben Sie die falschen Erfahrungen gemacht, meine Liebe.

Könnte an Ihrer negativen Einstellung liegen. Denken Sie mal drüber nach«, kanzelte er Carla ab, ohne sie dabei anzusehen.

Jördis fiel deutlich auf, wie sehr sich dabei seine Sprache gewandelt hatte. Das freundlich Gestelzte war verschwunden und hatte unverhohlener Aggressivität Platz gemacht.

»Ich weiß nicht so recht«, sagte sie, um ein wenig Spannung herauszunehmen.

Horst Schön streckte einen Arm aus, legte seine Hand auf ihre und drückte sie leicht.

»Denken Sie darüber nach, meine Liebe. Aber bedenken Sie bitte auch,

dass Sie jede Chance nutzen müssen. Der Weg kann sonst sehr lang und sehr hart werden ... Manchmal führt er auch nicht zum gewünschten Ziel.«

Er stand auf. »Es tut mir leid, aber ich muss mich noch um eine andere Dame kümmern, und die wartet schon eine ganze Weile.«

Jördis und Carla erhoben sich ebenfalls.

»Warten Sie, ich gebe Ihnen noch meine Karte mit. Rufen Sie mich an, jederzeit, ich helfe gern.« Er zog eine Visitenkarte aus seiner Hemdtasche und überreichte sie Jördis. »Auch außerhalb unserer Treffen hier.«

Sein Lächeln hätte nicht anzüglicher sein können

Die Tür!

Die Tür.

In ihren Träumen war Nicola hindurchgegangen. Aber dahinter hatte sie nicht den Raum vorgefunden, den sie erwartet hatte, sondern etwas vollkommen anderes. Keine Mauern, keine Betondecke, kein künstliches Licht, sondern die erschreckende Weite einer fremdartigen Welt.

Es war dunkel dort, nur am Horizont schwebten winzige Lichtpunkte. *Sterne, es müssen Sterne sein*, hatte sie zunächst gedacht, doch obwohl sie selbst sich nicht bewegt hatte, waren die Lichtpunkte immer näher gekommen. Und sie waren größer geworden. Groß genug, um zu erkennen, um was es sich wirklich handelte.

Gesichter!

Die schrecklich weißen Gesichter kleiner Jungen.

Sie alle waren um ihr Leben betrogen worden, waren getötet worden durch die Gedankenkraft eines einzelnen Menschen, und jetzt schrien sie ihre Qual hinaus. Stille Schreie waren das, die niemand hören konnte.

Dafür strahlte die unnatürlich weiße Haut der kleinen Jungen in die Dunkelheit hinaus, wie um dieses Stummsein wettzumachen.

Mit diesen Bildern war Nicola erwacht.

Das lag jetzt zwei Stunden zurück, und seitdem hatte sie nichts anderes getan, war zu nichts anderem fähig gewesen, als in der Küche zu sitzen und durch den kurzen Gang auf die Metalltür zu starren.

Sie hatte das Haus für sich allein. Das war auch früher schon öfters so gewesen, wenn ihr Mann für mehrere Tage auf Messen oder zu geschäftlichen Treffen in anderen Städten unterwegs gewesen war. Und

trotzdem war jetzt alles anders. Denn damals hatte sie mehr als genug damit zu tun gehabt, alles aufzuräumen, sauber zu halten und Vorbereitungen für seine Rückkehr zu treffen.

Das war jetzt nicht mehr nötig.

Die Polizei hatte ihn hinausgeworfen und ihm seine Schlüssel abgenommen.

Einer davon, der für »Die Tür«, lag vor ihr auf dem Küchentisch.

Und mit ihm lag noch viel mehr dort. Angst, Grauen, Verzweiflung, vor allem aber *seine* Präsenz. Der Schlüssel war ein Symbol für seine Macht über sie. Zehn Jahre lang hatte er Macht über sie ausgeübt, und sie war an keinem einzigen Tag auf die Idee gekommen, daran etwas zu ändern, sich aufzulehnen. In ihr Schicksal ergeben hatte sie nichts anderes tun können, als es sich in ihrer Hölle so behaglich wie möglich einzurichten. Nein, das stimmte nicht.

Etwas hatte sie getan.

Einen Wunsch hatte sie ihm verwehrt.

Hatte sie damit bereits an den Grundfesten seiner Macht gerüttelt, ohne es zu bemerken? War im Grunde sie selbst schuld an allem, was daraus hervorgegangen war?

Diese Gedanken bereiteten Nicola körperliche Schmerzen. Sie spürte sie im Kopf, im Bauch, im Unterleib. Und sie wusste, die Schmerzen würden nicht weggehen, sondern nur noch schlimmer werden, wenn sie es nicht schaffte, den Schlüssel zu nehmen, den kurzen Gang hinunterzugehen, die Tür aufzuschließen und sich dem zu stellen, was sich dahinter befand.

Wenn sie es nicht schaffte, endlich seine Macht zu brechen.

»Die Fahndung hat absoluten Vorrang! Wir suchen die zweiundzwanzigjährige Miriam Singer. Eins siebzig, circa sechzig Kilo, dunkelblondes, schulterlanges Haar, helle Haut. Vermutlich befindet sie sich in der Gewalt eines einzelnen Mannes ... Nein, die Identität des Mannes ist nicht bekannt. Er hat eine Polizistin getötet, ist wahrscheinlich bewaffnet und hochgefährlich. Geben Sie diese Warnung bitte an die Kollegen weiter. Vergessen Sie das auf keinen Fall.«

Nele Karminter beendete das Gespräch. Gleich darauf wählte sie Kriminalrat Dag Hendriks Nummer und unterrichtete ihn über die Lage und die ausgerufene Fahndung. Nachdem sie Hendrik weggedrückt hatte,

rief sie Eckert an, informierte auch ihn und bat ihn, sofort zu kommen. Danach versuchte sie es erneut bei Anou, konnte sie jedoch abermals nicht erreichen. Ihre engste Mitarbeiterin, die Frau, die sie liebte, war die Einzige, die nicht ans Handy ging. Was war das? Kindische Rache für den gestrigen Abend?

Nele ließ das Handy sinken und atmete tief durch.

Hatte sie etwas vergessen?

Gab es noch etwas, was jetzt sofort in die Wege geleitet werden musste?

Jeden Moment würde der ganze Tross eintreffen und die Arbeit am Tatort aufnehmen. Dann war sie hier mehr oder weniger überflüssig. Die Fahndung war ausgerufen, wenngleich sie kaum etwas bringen würde.

Miriam Singer war schon vor Stunden entführt worden. Wohin auch immer der Täter sie verbracht hatte, er hatte sein Ziel sicher längst erreicht. Wahrscheinlich lebte die Frau nicht mal mehr.

Nele sah wieder das Zimmer vor sich.

Überall blutige Abdrücke. Am deutlichsten aber auf dem Teppich vor dem Bett. Miriam musste sich dort hingelegt und unter das Bett gerollt haben. Es war ein altmodisches, hohes Bett, unter dem eine Person bequem Platz fand. Gebracht hatte es ihr aber nichts, der Täter hatte sie gefunden. Und er hatte eine Nachricht hinterlassen. Mit wessen Blut sie geschrieben war, würde später das Labor herausfinden, aber Nele tippte auf Miriam Singers Blut.

Polizistenfotze ich gewinne.

Auf wen war das gemünzt? Auf sie, auf Anou, auf Simone Lachnitt oder Polizistinnen im Allgemeinen? Und woher kam dieser Hass? Lag es daran, dass sie ihm in die Quere gekommen waren, sein Versteck draußen bei den Mastställen gefunden und entweiht und ihn gezwungen hatten zu improvisieren?

Ich gewinne.

Plötzlich wusste Nele wieder, was sie vergessen hatte, welcher Gedanke ihr als erstes durch den Kopf geschossen war, als sie den rotbraunen Schriftzug oben an der Wand über dem Bett entdeckt hatte.

In der Innentasche ihrer Jacke fand sie die Visitenkarte. Sie tippte die darauf stehende Mobilfunknummer in ihr Handy und wartete.

Dr. Barbara Sternberg nahm nach dem dritten Läuten ab.

»Hier ist Nele Karminter, entschuldigen Sie bitte die Störung, Dr.

Sternberg.«

»Frau Karminster«, antwortete die Psychologin überrascht. »Um was geht es denn?«

»Sie sagten gestern, Sie wären das Wochenende über noch in der Stadt?«

»Richtig. Warum fragen Sie?«

»Ich weiß, das kommt jetzt überraschend, und ich halte den offiziellen Dienstweg nicht ein, aber würden Sie mich in einem Fall unterstützen? Im Moment sieht es so aus, als ob wir ein Täterprofil benötigen, und ich dachte ...«

»Frau Karminster«, unterbrach Barbara Sternberg sie. »Was ist denn passiert?«

Nele berichtete es ihr und spürte, wie sie dabei immer ruhiger wurde und ihre Gedanken in die gewohnt strukturierten Bahnen zurückkehrten. Dr. Sternberg hörte zu, ohne sie zu unterbrechen.

Erst nachdem Nele fertig war, sagte sie: »Machen Sie sich um den Dienstweg keine Sorgen, der ist zweitrangig. Wo soll ich Sie wann treffen?«

»Um zwölf im Präsidium. Dort gibt es eine erste Besprechung.«

Dr. Sternberg versprach zu kommen.

Nele war erleichtert. Die Entscheidung, die Psychologin und Fallanalytikerin hinzuzuziehen, hatte sie überstürzt und ganz aus dem Moment heraus getroffen, und sie hätte ebenso gut eine Abfuhr kassieren können. Dr. Sternberg würde den Fall nicht für sie lösen, und ob ein Täter- oder Tatortprofil sie schneller voranbringen würde, stand auch nicht fest, aber die Gegebenheiten hier, der Schriftzug an der Wand, der zweite Angriff auf Miriam Singer, all das waren gute Gründe, ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. So wie es aussah, hatten sie es mit einem hochgradig aggressiven, offenbar sehr flexiblen und gut organisierten Psychopathen zu tun.

Und die waren Dr. Sternbergs Spezialdisziplin.

Der Schlüssel glitt ins Schloss wie ein spitzen Messer in weiches Fleisch, und Nicola meinte tatsächlich, den gleißenden Schmerz eines Stiches tief in ihren Eingeweiden zu spüren.

Sie verharrte, drehte den Schlüssel noch nicht herum.

Drei Stunden hatte sie das graue Metall angestarrt. Drei Stunden lang hatten sich die Umrisse des Schlüssels in ihren Kopf eingebrannt, sodass

sie eine exakte Kopie davon hätte anfertigen können, ohne ihn noch einmal sehen zu müssen. Sie wusste genau, es würde kein Zurück geben, und es würde niemals wieder so sein wie zuvor, wenn sie die Tür aufschließen und den Raum betreten würde. Stattdessen könnte sie ihn in ein paar Tagen wieder ins Haus lassen, würde die Strafe ertragen, egal, wie sie ausfiel, und danach würde alles wieder seinen gewohnten Gang gehen und sie ihr altes Leben zurückbekommen. Aber nicht, wenn sie dieses Verbot missachtete. Wenn sie diese Tür öffnete. Wenn sie diese eine Chance nutzte, sich ihm endlich zu widersetzen.

Doch hier ging es nicht nur um sie, um ihre Zukunft. Das wusste sie. Das hatte ihr ein schneller Blick über seine Schulter hinweg klargemacht. Sie trug Verantwortung, denn sie allein kannte Den Anderen und das Grauen, das er verbreitete. Sie allein hatte hinter die Tür geblickt, und sie allein konnte es beenden.

Nicola drehte den Schlüssel herum.

Dann drückte sie die Klinke nieder und stieß die schwere Tür auf.

»Warum muss dein Lover eigentlich so weit draußen leben?«, fragte Carla während der Rückfahrt vom Literaturbrunch bei Horst Schön. Sie kämpfte mit dem kräftigen Westwind. Gerade fuhr sie aus einem geschützten Waldstück hinaus aufs offene Feld, und ihr kleiner Fiat wurde von einer Böe auf die andere Fahrbahn hinübergedrückt. Zum Glück gab es auf der einsamen Landstraße keinen Gegenverkehr.

Jödis zuckte zurück. Sie saß verspannt auf dem Beifahrersitz, eine Hand um den Türgriff geklammert, und sah mit wachsender Angst die Bäume am Straßenrand näher kommen. Nur weil sie ihre Freundin nicht beleidigen wollte, schrie sie nicht laut auf.

»Ich weiß nicht«, sagte sie stattdessen. »Er spricht nicht darüber. Dass er sich so zurückgezogen hat, muss irgendwas mit seinem früheren Leben zu tun haben. Diese Ferienhütte hat er von seinen Eltern vererbt bekommen.«

Carla schaffte es in ihre Fahrspur zurück und warf Jödis einen schnellen Seitenblick zu. »Ein bisschen merkwürdig ist er ja schon.«

»Weil du ihn nicht so gut kennst wie ich«, entgegnete Jödis. »Alex ist zwar verschlossen und wirkt oft sehr hart, aber eigentlich ist er für einen Mann ziemlich sensibel.«

»Wenn du das sagst.«

Jördis wusste, dass Carla Alex nicht wirklich mochte. Sie führte das einzig und allein darauf zurück, dass Alex für ihre Freundin undurchschaubar blieb. In großen Teilen blieb er das auch für sie selbst, aber gerade das war es ja, was sie so faszinierend fand an ihm. Außerdem brachte er sie zum Lachen und konnte wirklich sehr einfühlsam sein, was ihr Gespräch gestern Abend mal wieder bewiesen hatte. Zurückblickend musste sie sagen, dass sie ihm von Anfang an verfallen gewesen war. Von jenem Tag vor drei Monaten an, als sie sich zum ersten Mal in einem Café in der Stadt getroffen hatten. Jördis hatte seine Nummer von einer Freundin ihrer Mutter bekommen. Der Privatdetektiv Alexander Seitz stand in dem Ruf, praktisch jeden finden zu können. Heute bereute Jördis es, ihm den Auftrag erteilt zu haben, ihren Vater zu suchen, den sie noch nie gesehen hatte. Alex hatte ihn ausfindig gemacht, und Roman Kettelhake war genau das Arschloch gewesen, vor dem Jördis' Mutter sie gewarnt hatte. Sie hatte nicht auf sie hören wollen, und durch ihre eigene Schuld war die romantische Vorstellung, die sie immer von ihrem Vater gehabt hatte, zerstört worden.

Aber immerhin hatte sie über diesen Umweg Alex kennen gelernt, sodass die ganze Sache doch noch ihr Gutes hatte.

War es Liebe zwischen ihnen beiden?

Jördis war sich nicht ganz sicher. Was sie selbst betraf, schon, aber Alex hatte bisher nicht von Liebe gesprochen, hatte noch nie »Ich liebe dich« zu ihr gesagt.

Das schien für ihn nicht so leicht zu sein. Er kämpfte wohl mit seinen Gefühlen genauso wie mit seinem Leben. Er brauchte Zeit, und die würde sie ihm geben.

»Vorsicht!«, schrie Jördis, als erneut eine Windböe den Wagen gefährlich nah an die Bäume drückte.

Ihr Herz sackte in den Magen.

Hoffentlich habe ich diese Zeit noch, dachte sie.

Es war dunkel. Kühle Luft schlug ihr entgegen. Sie roch leicht süßlich, aber nur ein bisschen. Nicola streckte ihren Arm aus, legte die Hand an das kalte Mauerwerk und tastete mit den Fingern um die Ecke, dorthin, wo sie den Lichtschalter vermutete. Dabei zog sich die Haut an ihrem Arm bis hinauf zum Schulterblatt zusammen, und eine fast schmerzhaft

Gänsehaut überfiel ihren gesamten Körper.

Aber sie zuckte nicht zurück. Ihre Finger fanden und betätigten den Schalter.

Mit lautem Geklicke erwachten sechs Leuchtstoffröhren unter der niedrigen Decke zum Leben. Es wurde nicht schlagartig hell, sondern nach und nach, und nach und nach enthüllte das stroboskopische Flackern die Wahrheit.

Nicola schlug die Hand vor den Mund.

Vielleicht hätte sie trotzdem geschrien, hätte sie durch den kurzen Blick über seine Schulter hinweg nicht schon eine gewisse Vorstellung von dem gehabt, was sie erwartete. So aber war der Schock merkwürdig sanft, wie eine heimtückische Krankheit, die sich leise durch die Hintertür hereinschlich.

Sie hatte sich vorgestern nicht getäuscht.

Die Köpfe waren da!

Vier Köpfe, aufgereiht auf dem Tapetentisch, auf dem sämtliche Tapeten, die im Haus die Wände verzierten, zugeschnitten und bekleistert worden waren. Sie waren da, und doch war es nicht, was Nicola erwartet hatte. Sie stieg die zwei Stufen in die tiefer gelegene Garage hinab und näherte sich dem langen Aluminiumtisch.

Die Köpfe waren auf Bambusstäbe aufgespießt, die wiederum steckten in Tontöpfen mit dunkler Erde. Unter ihrer Last bog sich der dünne Tisch durch.

Es waren vier Köpfe von weiblichen Schaufensterpuppen, und alle trugen Perücken. Seltsamerweise war das Haar strahlend weiß.

Nicola starrte die Szenerie an. Sie war erleichtert, sich doch getäuscht zu haben – und verstand rein gar nichts.

Was tut er hier?

Was soll das?

Sie trat einen Schritt zurück, drehte sich im Kreis und sah sich in der großen Doppelgarage um. Hier drinnen hatte nie ein Auto gestanden. Der mit grüner Ölfarbe gestrichene Fußboden war makellos. Die weißen Wände warfen das mittlerweile grelle Licht der Leuchtstoffröhren so intensiv zurück, als würden sie aus sich selbst heraus strahlen. Der Tapetentisch stand mitten in der Garage und teilte sie quasi in zwei Hälften.

An der Wand gegenüber dem elektrischen Tor befand sich ein Werkstatttisch aus Metall mit einer hölzernen Arbeitsplatte. Sorgfältig sortiert hing allerlei Werkzeug an der Wand darüber; es wirkte nagelneu, so als sei es noch nie benutzt worden.

Jenseits des Tapetentisches war die Wand verdeckt von einem langen weißen Metallregal. In den einzelnen Fächern lagerte eine Vielzahl von Aktenordnern, alle mit demselben Rücken beklebt, sodass sich eine ununterbrochene grüne Linie von rechts nach links zog.

Nicola ging hinüber und zog einen Ordner heraus.

Darin befanden sich Geschäftsunterlagen.

Sie wollte ihn eben zuklappen und zurückstellen, als sie meinte, auf dem Hof ein Geräusch zu hören. Es klang, als würde eine Autotür leise zugeschlagen. Vor Schreck fiel ihr der Ordner aus der Hand und landete mit einem lauten Krachen auf dem Fußboden.

Nicola erstarrte mit Blick auf das geschlossene, fensterlose Garagentor. Dabei fiel ihr ein, dass ihr Mann in seinem Wagen einen Funksender hatte, mit dem er das Tor öffnen konnte.

Lauf ins Haus, schrie sich Nicola wortlos zu, doch sie war unfähig, sich zu bewegen.

Minutenlang stand sie so da und lauschte. Erst als sie sicher sein konnte, sich getäuscht zu haben, bückte sie sich, um den Ordner aufzuheben.

Dabei fielen ihr die sechs blauen Kunststoffkanister auf, die nebeneinander im untersten Fach des Regals lagerten. Sie stellte den Ordner zurück, bückte sich erneut und zog einen der Kanister hervor. Er war schwer. Sie musste all ihre Kraft aufwenden. Am oberen rechten Rand befand sich eine geprägte Markierung, die verriet, dass der Kanister fünfzehn Liter Flüssigkeit fasste. Was er allerdings enthielt, fand Nicola nicht heraus, denn das Etikett war abgezogen worden. Dass es eines gegeben hatte, dafür sprachen die Klebstoffreste auf der Vorderseite.

Nicola überlegte, ob sie den Deckel aufschrauben und daran riechen sollte, entschied sich aber dagegen. Sie schob den Kanister in die Reihe zurück und erhob sich.

Gerade wollte sie sich von dem Regal abwenden, als sie aus dem Augenwinkel etwas bemerkte, das ihr Interesse weckte.

Ganz hinten, nahe der Rückwand der Garage, standen drei silbrig

glänzende, hohe Gefäße auf dem obersten Fach des Regals. Nicola ging hinüber. Sie kannte diese Gefäße. Es handelte sich um die Aluminiumschalen, in denen der Partyservice die Salate für die Weihnachtsfeier im Büro geliefert hatte. Nicola hätte sie eigentlich zurückbringen müssen und hatte sogar ein Mahnschreiben deswegen erhalten. Da sie selbst nicht auf der Feier gewesen war, hatte sie ihren Mann danach gefragt, doch der hatte nur mit den Schultern gezuckt und gesagt, dass die Dinger ihn nicht interessierten.

Hineinsehen konnte Nicola nicht, dafür standen die Schalen zu weit oben. Sie drückte sich auf Zehenspitzen hoch, griff nach dem Rand der rechts stehenden Schale und zog sie hervor.

Plötzlich wurde der leicht süßliche Geruch, den sie schon gar nicht mehr wahrgenommen hatte, wieder intensiver.

In der Schale lag ein Knochen.

Ein dicker weißer Knochen, so sauber, als wäre niemals Fleisch daran gewesen.

Allerdings klebte er in einer angetrockneten, nicht zu identifizierenden, stinkenden Masse, die früher vielleicht einmal Fleisch gewesen war.

Um zwölf Uhr trafen sie sich im Besprechungsraum 1 des Polizeipräsidiums.

Neben Eckert Glanz war Holger Sälzle anwesend, der neue Kollege, der aus Ulm hierherversetzt worden war.

Holger Sälzle war eins neunzig groß, schlank, hatte kurzes schwarzes Haar und dunkle Augen. Er trug einen dunkelgrauen Anzug ohne Krawatte. Er war erst ein paar Tage im Präsidium und durchlief gerade die verschiedenen Abteilungen, doch wegen der Personalnot war damit erst einmal Schluss. Er würde solange beim Team bleiben, bis der Fall erledigt war. Nele wusste nicht, warum er aus Süddeutschland hierher versetzt worden war, und nahm sich vor, so bald wie möglich mit dem neuen Kollegen zu sprechen. Sie mochte es nicht, wenn sie nicht wenigstens ein bisschen was vom privaten Hintergrund der Menschen kannte, mit denen sie zusammenarbeitete.

Außerdem waren noch Arthur Alpert und Steffen Roth anwesend, die beiden Polizeibeamten, die Nele zum Hof von Miriam Singer gefahren hatten und von ihr kurzerhand dazugebeten worden waren. Es fehlte noch Dr. Sternberg. Und natürlich Anouschka Rossberg, und das ließ

Neles Laune erneut auf einen Tiefpunkt sinken.

Sie sah auf die Uhr.

»Kommt Anouschka nicht?« fragte Eckert Glanz.

»Ich konnte sie bisher nicht erreichen.«

»Sie geht nicht an ihr Handy?« Eckert zerfurchte die Stirn.

Nele ahnte, was in seinem Kopf vorging. Als das letzte Mal ein Kollege über sein Handy nicht zu erreichen gewesen war, hatten sie ihn später tot aufgefunden. Aber das waren andere Voraussetzungen gewesen. Eckert wusste ja nicht, dass Anou beleidigt war und schmollte, weil sie sich gestern Abend gestritten hatten.

Nele zuckte mit den Schultern. »Sie weiß nichts von der aktuellen Entwicklung.«

Dann wandte sie sich an die ganze Gruppe.

»Ich habe jemanden von der OFA dazubestellt. Frau Dr. Sternberg. Sie hat am Freitag hier ein Seminar abgehalten und war noch in der Stadt. Ich habe sie angerufen und gefragt, ob es ihr möglich wäre zu helfen. Sie hat sich spontan dazu bereit erklärt.«

»Operative Fall-Analyse«, sagte Eckert. »Haben wir dafür überhaupt schon genug Material beisammen?«

»Wahrscheinlich nicht«, sagte Nele, »aber die Gelegenheit war gerade günstig, und es kann sicher nicht schaden, wenn sie von Anfang an dabei ist.«

»Jemand von außerhalb zu einem so frühen Stadium der Ermittlungen ... Na, ich weiß nicht.«

Eckert war ein Ermittler alter Schule. Ein fleißiger, korrekter, äußerst genauer Mensch, der sich aber nur schwer mit Neuem und Ungewohnten anfreunden konnte. Dass er Probleme mit jemandem von der OFA hatte, wunderte Nele nicht. Aber letztlich war es egal, die Entscheidung oblag allein ihr als Leiterin der VUT-Abteilung. Sicher, sie hätte vorher mit Hendrik darüber sprechen sollen, aber dafür war keine Zeit gewesen. Er würde es schon verstehen.

Wo blieb nur Anou?

Würde sie ihre privaten Differenzen wirklich ihre Arbeit beeinflussen lassen?

Es klopfte an der ohnehin offen stehenden Tür, und ein ausgeschlafenes »Guten Morgen« klang durch den kleinen Raum.

Nele war beinahe ein wenig enttäuscht, Frau Dr. Sternberg zu sehen. Sie verließ ihren Platz, begrüßte sie, bedankte sich noch einmal für ihr Kommen und bot ihr dann einen Platz gleich zu ihrer Rechten an.

»Ich habe Sie schon vorgestellt.«

Dr. Sternberg nickte. »Ich bleibe erst einmal die stille Beobachterin. Vielleicht könnten wir beide uns danach noch unter vier Augen unterhalten?«

»Unbedingt.«

Nele überflog noch einmal den Notizzettel, den sie in ihrem Büro vorbereitet hatte. Er war sehr umfangreich, und trotzdem hatte sie das Gefühl, etwas Wichtiges vergessen zu haben.

Noch ein Blick zur Tür.

Anou kam nicht.

»Herr Sälzle, wären Sie so freundlich, die Tür zu schließen?«, bat sie den neuen Kollegen.

Sälzle lehnte sich zurück und schloss die Tür, ohne dafür aufstehen zu müssen.

Damit kehrte schlagartig Ruhe ein.

Nele räusperte sich. In Gedanken hatte sie sich die einführenden Worte zurechtgelegt, aber dass es so schwer werden würde, hatte sie nicht geahnt.

»Kennen sich schon alle?«, wick sie zunächst aus. »Die Zusammensetzung ist ja neu.«

Allgemeines Nicken.

»Okay. Es fehlt noch Frau Rossberg. Wir fangen aber schon mal an ... Sie wissen alle Bescheid ... Wir haben heute Nacht eine Kollegin verloren. Simone Lachnitt. Ich weiß, das trifft uns alle hart, mir geht es nicht anders, aber ...«

Plötzlich spukte das Bild wieder durch ihren Kopf. Das grauenhafte Bild der auf dem Dielenboden liegenden Polizistin mit durchtrennter Kehle. Bisher hatte Nele funktioniert wie ein Rädchen im Uhrwerk, so, wie man es von ihr erwarten konnte, und es war auch genug zu tun gewesen, um sie von dem tief sitzenden Schock abzulenken. Doch in dieser Sekunde schienen sämtliche Stärke und Professionalität von ihr abzufallen.

Das durfte sie nicht zulassen. Nicht hier und jetzt vor ihren Mitarbeitern ...

»Entschuldigung«, presste sie gerade noch hervor, dann verließ sie fluchtartig den Besprechungsraum, zog die Tür hinter sich zu und lief den Gang hinunter, bis sie die Notausgangstür erreichte. Sie zog sie auf und trat hinaus. Sofort legte sich die kalte Luft wie ein feuchtes Tuch über ihr Gesicht. Mit beiden Händen umklammerte sie das eiserne Geländer der Feuertreppe, die drei Etagen tief auf den Parkplatz hinunterführte.

»Verfluchte Scheiße ... Scheiße ...«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

Der Wind riss ihr die Worte ungehört vom Mund.

Im Grunde schämte Nele sich nicht für ihre Tränen, aber das hätte nicht jetzt passieren dürfen, nicht vor den männlichen Kollegen. Eckert würde dafür Verständnis haben, das wusste Nele, aber wie würden sich der neue Kollege oder die beiden Beamten der Streife verhalten? Würden sie später in der Kantine herumerzählen, dass die Karminter, Leiterin der VUT-Abteilung, vor einer Einsatzbesprechung flenkte wie ein kleines Mädchen?

Unten auf dem Parkplatz hielt ein Audi A3.

Anouschka stieg aus und lief über den Parkplatz auf das Gebäude zu.

Nele wollte ihr etwas zurufen, doch dafür waren die Entfernung zu groß und Anou zu schnell.

Sie verließ die Feuertreppe, fing Anou bei den Fahrstühlen ab und führte sie auf die Außentreppe hinaus, wo sie ungestört miteinander reden konnten.

»Wo warst du?«, fuhr sie sie an. »Warum gehst du nicht an das Handy?«

»Ich ... Der Akku war wohl leer, aber als ich deine Nachricht abgehört habe, bin ich so schnell wie ... Was ist los? Hast du geweint?«

Nele berichtete ihr, was in den vergangenen Stunden passiert war.

Als sie fertig war, umarmte Anou sie und drückte sie ganz fest an sich.

»Es tut mir so leid ... Glaub mir bitte«, flüsterte sie ihr ins Ohr.

Nele nickte und wischte sich die Tränen von den Wangen. »Wir müssen wieder rein.«

Anou zog mehrere gefaltete Blätter unter ihrer Lederjacke hervor. »Ich hab ein paar interessante Neuigkeiten dabei, ganz untätig war ich nämlich nicht.«

»Gut. Erzähl es in der Besprechung.«

Anou hatte die Hand schon auf der Türklinke, doch Nele hielt sie zurück.
»Dr. Sternberg ist da drinnen. Sie wird uns unterstützen.«

»Die OFA-Psychologin?«

»Ja. Wenn du die Einzelheiten kennst, wirst du es verstehen. Und es hat absolut nichts mit dir zu tun, glaub mir.«

Anou nickte. »Ich war eine blöde Kuh gestern Abend«, sagte sie.

»Komm, lass uns dieses Dreckschwein fassen.«

Zurück im Besprechungsraum fürchtete Nele die abschätzigen Blicke der männlichen Kollegen, doch während sie zu ihrem Platz ging, sah niemand außer Dr. Sternberg sie direkt an. Obwohl dies ein zusammengewürfeltes, nicht eingespieltes Team war, schien in diesem Augenblick ein tiefes Verständnis zwischen ihnen zu bestehen, für das keine erklärenden Worte nötig waren.

Nele war sich plötzlich sicher, mit diesen Leuten den Täter fassen zu können.

»Fangen wir mit der Autopsie an«, begann sie, und ihre Stimme klang noch ein wenig brüchig. »Herr Quandt hat mir gestern Abend noch erste Ergebnisse mitgeteilt. Alter der Leiche, die wir draußen bei Bruchhausen gefunden haben, circa vierzehn bis zwanzig Jahre. Weiblich.

Todeszeitpunkt ist noch unbekannt. Todesursache ist ein toxisches Lungenödem. Sie starb also durch das Einatmen giftiger Dämpfe. Diese Dämpfe stammen von Wasserstoffperoxid. Damit hat der Täter das Opfer ... in Ermangelung eines besseren Wortes sage ich mal behandelt. Durch das hochkonzentrierte Wasserstoffperoxid wurde dem Opfer großflächig die Haut verätzt. Herr Quandt sagte, er hätte sie gebleicht. Wasserstoffperoxid dient in geringer Konzentration normalerweise zum Bleichen von Haaren oder Stoffen.«

Nele machte eine Pause und blickte auf. Sie sah in versteinerte und entsetzte Gesichter.

»Von so einer Art zu töten habe ich noch nie gehört«, sagte Steffen Roth. Nele sah ihn an. Er war jung, vielleicht vierundzwanzig, trug sein blondes Haar sehr kurz und hatte die Gesichtszüge eines Models.

»Das hat keiner von uns«, sagte sie.

»Wie lange hat sie gelitten?«

»Herr Quandt schätzt circa zwei Tage.«

In dem kurzen Schweigen wurde der Horror dieser Einschätzung

körperlich spürbar.

»Gut, bleiben wir zunächst bei den Mastställen. Die Kaufinteressenten müssen unbedingt überprüft werden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Täter den Ort zufällig entdeckt hat. Eckert, machst du das?«

»Klar.«

»Bist du mit der Befragung im Ort durch?«

»Ich fahre wieder raus, sobald wir hier fertig sind.«

»Gut. Kannst du morgen bitte sämtliche Großhändler ausfindig machen, die Wasserstoffperoxid verkaufen? Für das, was er getan hat, braucht es mehr als einen halben Liter, außerdem bekommt man es in dieser hohen Konzentration nicht im Baumarkt, auch wenn man es legal erwerben kann. Nimm den Kollegen Alpert mit.«

»Alles klar.«

»Herr Sälzle. Ich möchte, dass Sie sich die Firmen vornehmen, die in der Nähe der Mastanlage vor ein paar Monaten die Windkraftanlagen aufgebaut haben. Das wird ziemlich umfangreich werden. Keine Ahnung, wie Sie da vorgehen sollen. Nehmen Sie den Kollegen Roth mit dazu.«

»Wird gemacht.«

»Ich werde mich mit Frau Rossberg um die Identität der Leiche kümmern und das Umfeld der entführten Miriam Singer untersuchen. Arbeitsplatz, Freunde, Bekannte, Nachbarn, einfach alles. Ganz dringend müssen wir auch die Personen befragen, die sich neu zu dem Kampfsportkurs angemeldet haben, alle anderen Teilnehmer aber auch. Der Täter muss sie dort beobachtet haben.«

Nele hielt inne und betrachtete ihre Notizen.

»Anou, du hast noch etwas?«, sagte sie dann.

Anou nickte und wedelte mit den Blättern. »Das toxikologische Gutachten von Frau Singer.«

»Es gibt eines?«

»Ja. Ich habe das veranlasst, nachdem ich Frau Singer gestern Morgen im Krankenhaus verhört habe.«

»Was steht drin?«, fragte Nele.

»Frau Singer hat mir berichtet, dass sie sich nach dem Training am Freitagabend auf der Rückfahrt plötzlich schlecht fühlte. Sie beschrieb Seh- und Konzentrationsstörungen sowie halluzinative Zustände.

Wörtlich sagte sie: »Die Bäume am Fahrbahnrand haben mich angegriffen.«

Anou sah in die Runde, und ihr Blick blieb an Frau Dr. Sternberg hängen.

»Miriam Singers Blut weist Rückstände eines Betäubungsmittels namens Scopolamin auf.«

Für einen Moment schwebte das Wort durch den Raum und schien alle in seinen Bann zu ziehen.

»Moment, ist das nicht das gleiche wie dieses Burundanga?«, fragte Steffen Roth.

Anou nickte und las von ihrem Zettel ab. »Burundanga, auch Scopolamin, ist ein Alkaloid. Natürliches Vorkommen in Engelstromeckel, Stechapfel, Bilsenkraut oder Alraune. Es wird aber auch künstlich hergestellt. 100 Milligramm sind für den Menschen tödlich. Bei einer subkutanen Injektion reicht 1 Milligramm. Die Symptome einer Vergiftung decken sich mit den von Frau Singer beschriebenen. Das Zeug ist in Medikamenten zur Bekämpfung von Reisekrankheiten enthalten, da es den Brechreiz unterdrückt. Bei Parabelflügen wird es auch eingesetzt. In einigen Ländern Südamerikas benutzen Drogenbanden Burundanga, um ihre Opfer für Verhöre gefügig zu machen. Es ist auch als Wahrheitsdroge bekannt.«

»Moment«, sagte wiederum Steffen Roth. »Es ist also tatsächlich dieses Zeug aus der Hoax, die seit einiger Zeit im Web kursiert?«

Anou nickte. »Korrekt.«

»Hoax?«, fragte Eckert Glanz, der das Internet nur nutzte, wenn man ihn dazu zwang.

»Ein Schwindel, eine Falschmeldung im Web, die viele für wahr halten. Als urbane Legende praktisch nicht totzukriegen«, klärte Anou ihn auf.

»Ihr kennt doch alle diese Meldung über angeblich mit Burundanga getränkte Visitenkarten. Ist natürlich der totale Quatsch. Man muss diese Droge schon in Getränken oder Speisen zu sich nehmen, damit sie wirkt. Unser Täter hat sich also, während Frau Singer trainierte, in den Umkleideraum der Sporthalle geschlichen, um ihr die Droge in die Wasserflasche zu mischen.«

»Wir brauchen diese Flasche«, sagte Nele sofort.

»Darum habe ich mich gekümmert. Die ist schon im Labor. Sie lag noch

im Wagen der Singer.«

Die gesamte Runde schien einen Moment über die Information nachdenken zu müssen.

»Ist ja ein Ding«, sagte schließlich Holger Sälzle. »Er benutzt Scopolamin, um seine Opfer gefügig zu machen, und Wasserstoffperoxid, um sie zu töten. Ist ja ein richtiger Chemiefreak, oder?«

Nele nickte. »Er kennt sich mit diesen Stoffen aus, das ist nicht alltäglich.«

Frau Dr. Sternberg räusperte sich. »Scopolamin wurde bis vor einigen Jahren in der Psychiatrie eingesetzt, um geistig kranke Patienten zu beruhigen. In höherer Dosierung erzeugt es einen Zustand völliger Apathie. Allerdings haben sich immer wieder starke Nebenwirkungen eingestellt, deshalb wird Scopolamin heute nicht mehr dafür verwendet. Auch die Dosierung ist nicht einfach. Um seine potentiellen Opfer nur zu betäuben, aber nicht zu töten, muss er sich wirklich gut damit auskennen.«

Alexander Seitz stand am Rande der großen hölzernen Terrasse hinter seiner Hütte und sah auf den zugefrorenen Teich hinaus. Die Birken und Tannen an den Ufern wurden von heftigen Windböen immer wieder stark durchgebogen, und einige würden diesen Sturm sicher nicht überleben. Kleine Schneeflocken schossen durch die diesig-graue Luft und blieben an den Stämmen der Bäume kleben. Die Temperatur betrug genau null Grad. Der Schnee würde über Nacht also liegen bleiben, da Xynthia sich verspätet hatte und sich wohl bis weit in den nächsten Tag hinein austoben würde.

Alex sah auf seine Armbanduhr.

Jördis und Carla mussten bald zurück sein. Es wurde Zeit, dass sie von den Straßen herunterkamen.

Er zog fröstelnd die Schultern hoch, ging wieder hinein und brühte in der Küche einen weiteren Kaffee auf. Bereits der sechste heute, trotzdem wurde er nicht richtig wach. Schon seit dem Aufstehen fühlte er sich merkwürdig abwesend. Bahnte sich da etwa eine Grippe an?

Mit der heißen Tasse in der Hand kehrte Alex an seinen Schreibtisch zurück.

Es gab noch etwas Wichtiges zu erledigen.

Neben der schwarzen Tastatur lag der Zettel, den er bei Daniela im Zimmer unter dem Schreibtisch gefunden hatte.

Lovers World

darkdeepeyes

92GJ8M10TDAGE

Alex nahm an, dass es sich bei Lovers World um einen Kontaktchat handelte, darkdeepeyes Danielas Nickname war und der Zahlen- und Buchstabencode ihr Passwort.

Er loggte sich ins Internet ein und fand auf Anhieb die Homepage von Lovers World.

Es stellte sich als Kontaktforum der etwas deutlicheren Art heraus. Die Seite war stylisch in Schwarz, Rot und Silber gehalten und garniert mit erotischen Aktfotografien von Frauen und Männern. Die Fotos waren zugegebenermaßen hochwertig und überschritten nicht die Grenze zur Pornografie.

Alex machte sich mit der Seite vertraut und gab schließlich an entsprechender Stelle den Zahlen- und Buchstabencode ein. Sofort wurde er als darkdeepeyes begrüßt, und man teilte ihm mit, dass fünf ungelesene Mails in seinem Postfach warteten.

»Volltreffer«, sagte Alex und trank von seinem Kaffee.

Dann rief er Danielas Postfach auf und klickte die erste Mail an.

Hey, darkdeepeyes, du wolltest doch gestern hier sein! Habe lange gewartet. Was ist los? Vermisse dich! Freedomwriter.

Die Mail war sechs Wochen alt.

Die nächste, die Alex anklickte, war zwei Tage später abgeschickt worden und stammte ebenfalls von Freedomwriter.

Warum hast du das Date platzen lassen?

Die nächste war einen Tag später eingegangen.

Weiß nicht, was ich machen soll! Melde dich bitte!!!

Dann, wiederum einen Tag später und abermals von Freedomwriter, aber in drastischerer Wortwahl:

Ist das deine Art? Mich erst anmachen und aufgeilen und dann kalt abservieren? Machst du das immer so?

Die letzte Mail bestand nur aus einem einzigen Wort:

Bitch!

Mit der Kaffeetasse in der Hand saß Alex da und starrte das Wort an. Er

wusste, dass unter Jugendlichen gerade online dieser Ausdruck häufig benutzt wurde und quasi schon zur Umgangssprache gehörte, so wie für die älteren Generationen Arschloch oder Blödmann.

Bitch!

Es schien mehr dahinterzustecken als nur der verletzte Stolz eines abservierten Teenagers. Das Ausrufezeichen machte es irgendwie nachdrücklich und böse. Außerdem waren die Mails in einer für Teenager unüblichen Sprache und Grammatik verfasst. Groß- und Kleinschreibung spielte im Web in der Regel kaum noch eine Rolle. Und dann dieser Nickname.

Freedomwriter.

Ohne die Kenntnis von Danielas Leidenschaft wäre es einfach nur ein Nick, für Alex jedoch war es ein weiterer, deutlicher Hinweis auf die Welt der Literatur. Auf Horst Schöns Welt!

»Auf wen hast du dich da eingelassen, Mädchen?«, sagte Alex leise.

»Das frage ich mich auch«, kam es von hinten.

Alex erschrak heftig und konnte gerade noch verhindern, den Kaffee über die Tastatur zu kippen.

Er fuhr herum.

In der Tür stand Jödis und lächelte ihn an.

»Verdammt«, fluchte Alex laut. »Warum klingelst du nicht?«

»Ich hab doch jetzt einen Schlüssel«, sagte Jödis, kam näher und ließ den einzelnen Schlüssel am Ring um ihren Finger kreisen.

Sie hatte ihn erst seit gestern und war damit der einzige Mensch, der freien Zugang zu seiner Hütte hatte.

Alex stand auf. Sein Herz pochte wild. »Mach das bitte nie wieder«, sagte er, als sie vor ihm stand.

»Habe ich den alten Mann erschreckt? Das tut mir leid.«

Jödis lächelte spitzbübisch und legte die Arme um seine Hüfte. Ihre Augen leuchteten vor Aufregung. In ihrem kurzen Haar glitzerten Schneekristalle.

Alex' kurzfristig aufgeflammte Wut verflog rasch. Angesichts der geladenen Waffe unter seinem Schreibtisch hätte er sie warnen sollen, wie gefährlich es sein konnte, sich an ihn heranzuschleichen, doch damit hätte er zwangsläufig viel zu viel von sich preisgegeben. Jödis brauchte keine Toten in ihrer Welt. Die waren in seiner besser aufgehoben.

»Schön, dass du wieder da bist«, sagte er stattdessen. »Wie war es bei Schön? Und wo ist Carla?«

»Sie wollte wegen des Wetters sofort zurückfahren.« Jördis zog ihre Jacke aus und warf sie über die Lehne des Schreibtischstuhls. Dabei fiel ihr Blick auf den Monitor.

»Ein Erotikchat?«, fragte sie und sah ihn mit hochgezogenen Brauen an. Alex erklärte ihr den Zusammenhang. Während er sprach, schaute sie sich die Seite an. Dann drehte sie den Kopf und sah zu ihm auf.

»Aber dieser Freedomwriter ist doch online.«

»Was!«

Er beugte sich hinunter, und sie zeigte ihm das kleine Feld unten rechts. *Freedomwriter online*, stand dort.

Alex war sich sicher, dass es vorher noch nicht da gewesen war.

»Schreib mal was«, sagte er.

Schon flogen Jördis' zarte Finger über die Tastatur.

Hey, freedom, wie geht's?

Gebannt auf den Monitor starrend warteten sie ab. Doch statt einer Antwort loggte Freedomwriter sich plötzlich aus.

»Das kann nur eines bedeuten«, sagte Alex, und er hörte selbst, wie unheilschwanger seine Stimme klang.

»Was?«

»Er weiß, dass es nicht Daniela sein kann.«

Es war die Kälte, die sie weckte.

Sie fror erbärmlich.

Sie lag auf dem Rücken, die gefesselten Arme unter sich.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Miriam sich erinnerte, was geschehen war, dafür kam die Erinnerung dann aber mit unbarmherziger Wucht.

Simone, die vor ihren Augen verblutet war. Die dunkle Gestalt in der geöffneten Tür mit einem Messer in der Hand. Sie war vor ihr die Treppe hinaufgeflüchtet und hatte es geschafft, sich im Gästezimmer einzuschließen. Als der Mann das erste Mal gegen die Tür gehämmert hatte, war sie unter das Bett gekrochen. Er hatte die Tür aufgetreten, das Bett beiseitegeschoben und sie am Bein darunter hervorgezogen. Sie hatte das Messer in seiner Hand und die Skimütze vor seinem Gesicht gesehen und gewusst, dass sie sterben würde. Keine der Kampfsporttechniken würde ihr noch etwas nützen.

Plötzlich hatte er angefangen, auf sie einzutreten, und sie mit den harten Sohlen seiner Stiefel überall getroffen: am Kopf, an der Brust, den Armen und Beinen, den Rippen.

»Ihr beschissenen Fotzen!«, hatte er dabei geschrien. »Ihr habt es doch gar nicht anders verdient!«

Das Nächste, woran Miriam sich erinnerte, war, dass sie auf dem Bett gelegen und er ihr eine Flasche an ihre Lippen gepresst hatte. Sie hatte noch versucht, die Flüssigkeit auszuspucken, doch er hatte einfach immer mehr davon in ihren Mund gekippt, sodass sie gar nicht anders gekonnt hatte, als zu schlucken.

Von da ab wusste sie nichts mehr.

Jetzt spürte sie Schmerzen an fast jeder Stelle ihres Körpers. In ihrem rechten Auge klebte eingetrocknetes Blut, ihre Lippe war aufgeplatzt, ihr Kopf dröhnte, aber sie lebte.

Sie lebte!

Vorsichtig hob Miriam den Kopf.

Zunächst sah sie noch verschwommen, doch nach und nach schälten sich Formen und Konturen aus diesem milchigen Nebel. Hier eine Kante, dort eine Ecke, eine Fuge, Mauerwerk ... nein, fahlblaue Kacheln, die sich ringsherum zwei bis drei Meter in die Höhe erstreckten. Der Boden, auf dem sie lag, war ebenfalls blau gekachelt, aber mit schwarzen Linien darin.

Sechs, vielleicht sieben Meter über ihr befand sich eine mit dunklem Holz verkleidete Decke, von der dicke Spinnweben herunterhingen. Einzelne Bretter hatten sich verzogen und ragten aus der ansonsten glatten Fläche heraus wie Knochen aus einem offenen Bruch. In der Wand, auf die Miriam blickte, zogen sich im oberen Drittel schmale Fenster über die gesamte Länge der Halle. Sie waren kaum zwanzig Zentimeter breit und blind vor Schmutz, eines war sogar eingeworfen. Miriam meinte, davor Bäume im Wind wanken zu sehen.

Es dauerte eine Weile, ehe sie begriff, was sie sah.

Sie lag auf dem Boden eines leeren Schwimmbeckens in einer alten, verwaisten Schwimmhalle. Von der Größe her konnte es sich um eine private Anlage handeln, dachte Miriam, aber vielleicht täuschte sie ihr eingeschränkter Blickwinkel auch, und es war doch ein öffentliches Bad, für dessen Erhalt die Gelder gefehlt hatten.

Wie einsam konnte so eine Schwimmhalle liegen, fragte sie sich.

Sie wollte gerade um Hilfe rufen, da hörte sie ein Geräusch.

Ein metallenes Klappern.

Miriam lag ganz still und lauschte.

Als sie schon meinte, sich getäuscht zu haben, hörte sie es erneut, aber viel näher und lauter. Dann schlug eine Tür zu. Etwas Hartes wurde auf dem Boden abgestellt. Füße scharrten. Ein Schlüsselbund klirrte.

Miriam zog instinktiv die Beine an, machte sich ganz klein, drehte hektisch den Kopf hin und her, konnte aber niemanden sehen. Sie hörte ihn irgendwo über sich am Beckenrand hantieren. Es gluckerte, so als würde eine Flüssigkeit von einem Gefäß in ein anderes gefüllt.

Schließlich ein Rascheln, das mehrere Minuten lang anhielt und von leisen Flüchen begleitet wurde.

Wie aus dem Nichts flog eine schwarze Stofftasche durch die Luft und landete scheppernd in der Mitte des Beckens.

Ein Kopf erschien direkt über ihr.

Das Gesicht war hinter einer großen schwarzen Atemschutzmaske verborgen.

»Kann's losgehen?«, fragte eine dumpfe Stimme hinter der Maske.

Bevor Miriam etwas sagen konnte, verschwand er und schob einen Augenblick später wenige Meter links von ihr eine Aluleiter in das Schwimmbecken. Er testete sie auf festen Stand, indem er einige Male daran rüttelte, dann stieg er herab.

Miriam beobachtete ihn. Bis auf die Maske war sein ganzer Körper weiß. Er hatte sich von Kopf bis Fuß in einen Plastikanzug gehüllt, sogar die Gummistiefel waren weiß. Über der rechten Schulter trug er an einem schwarzen Riemen eine große gelbe Druckflasche mit Schlauch und Sprühpistole. Miriam kannte die Dinger. Ihr Opa hatte sie oft benutzt, um das Unkraut zwischen dem Kopfsteinpflaster auf dem Hof mit Gift einzusprühen.

Will er die Fugen reinigen, oder was?, schoss es Miriam durch den Kopf.

Ein paar Meter von ihr entfernt stellte er die Druckflasche ab. Dann ging er die Tasche holen, die er zuvor ins Becken geworfen hatte.

Schließlich stand er vor ihr.

Aus ihrer liegenden Position heraus wirkte er ungeheuer groß.

»Man sieht sich immer zweimal im Leben«, sagte er.

Durch das getönte Glas der Atemschutzmaske konnte Miriam seine Augen erahnen.

Er drehte die Tasche herum und ließ den Inhalt auf den Boden fallen. Es klapperte und schepperte. Er bückte sich, hob etwas auf und hielt ein silbernes Cuttermesser so, dass Miriam es sehen konnte.

»Zwei Möglichkeiten«, sagte er mit seiner dumpfen Stimme. »Tun, was ich sage, und weiterleben, oder sich wehren und sofort sterben. Ich schneide dir jetzt die Kleidung vom Körper. Überleg dir also, was du tun willst.«

»Und was dann?«, fragte Miriam und versuchte dabei, ihre Stimme fest und unbeugsam klingen zu lassen. Sie wollte ihn nicht wissen lassen, wie es in ihr gerade zuing. Ihr Innerstes war das Einzige, was sie noch vor ihm zu schützen vermochte. Alles andere konnte und würde er sich nehmen.

Er hielt inne. Mit einer Frage hatte er offensichtlich nicht gerechnet.

»Das willst du wirklich wissen?«

»Was hast du mit mir vor?«

Er lächelte wieder. »Wenn ich dich entkleidet habe, werde ich dich reinigen.«

»Reinigen? Wieso reinigen? Was soll das alles? Kannst du mich nicht einfach ...«

»Ruhe jetzt!« Das klang scharf und unnachgiebig. »Wenn du sprichst oder dich bewegst, werde ich dich schneiden. Reiz mich also besser nicht.«

Er bückte sich, legte das Cuttermesser beiseite und öffnete Gürtel und Reißverschluss ihrer Hose. Miriam musste sich zusammenreißen, um ihm nicht doch einen Tritt zu verpassen.

Er zog ihr die Hose herunter und die Socken aus. Dann nahm er das Cuttermesser zur Hand, setzte die stumpfe Rückseite der Klinge neben ihren Bauchnabel und begann, ihren Pullover zu zerschneiden. Er arbeitete konzentriert und langsam. Schließlich erreichte er ihren Hals und kam ihr jetzt ganz nah. Miriam konnte nicht anders, sie musste hinsehen. Ihre Blicke begegneten sich. In seinen durch die Brille dunkel gefärbten Augen waren weder Aufregung noch Geilheit zu erkennen, höchstens so etwas wie kindliches Interesse.

Mit einem Ruck durchtrennte er den oberen Saum des Pullovers. Dann schob er die beiden Hälften auseinander, setzte das Messer erneut an und zerschnitt den BH zwischen ihren Brüsten. Mit den Ärmeln des Pullovers ließ er sich ebenso viel Zeit. Zuletzt zerschnitt er den Slip. Dann zerrte er den restlichen Stoff von ihrem Körper, warf die Fetzen hinter sich, stellte sich aufrecht zwischen Miriams Beine und sah auf sie hinab.

»Warum wollen Psychopathen bemitleidet werden?«, fragte Nele Karminter.

Konzentriert steuerte sie ihren Wagen durch die Einsamkeit der südlichen Heidelandschaft. Noch war der angekündigte Orkan nicht da, doch der Wind war auch so schon kräftig genug, um den einsetzenden, leichten Schneefall fast waagrecht über die Straße zu treiben. Sollten die Prognosen wirklich eintreffen, würden sich binnen der nächsten vierundzwanzig Stunden im offenen Gelände meterhohe Schneeverwehungen bilden. Nele hoffte, es noch rechtzeitig zurück zu schaffen, bevor Schneefall und Sturm ihre ganze Kraft entfalteten. In dieser verlassenen Gegend wollte sie auf keinen Fall liegenbleiben.

»Haben Sie eine Vermutung?«, gab Dr. Sternberg vom Beifahrersitz aus die Frage zurück.

Nele zuckte mit den Schultern. »Der Mensch begehrt ja immer gerade das, was andere haben und er nicht. Vielleicht betteln sie um Mitleid, weil sie selbst keines empfinden können?«

»Ihr Gedanke impliziert, dass der Soziopath sein fehlendes Gewissen und seine Unfähigkeit, andere zu bemitleiden, erkennt und es als Mangel versteht.«

»Ist das nicht so?«

»Wahrscheinlich nicht, nein, auch wenn das wünschenswert wäre. Es wäre ja nur gerecht, wenn Soziopathen, wo sie uns das Leben doch so schwer machen, wenigstens unter ihrem Mangel litten. Aber mit ihrem Betteln um Mitleid verfolgen sie leider ganz konkrete Ziele. Sie wissen nämlich genau, wie wir Menschen, die wir ein Gewissen haben, ticken.« Nele warf einen kurzen Blick zur Seite. »Jetzt bin ich aber gespannt.«

»Es ist gar nicht so kompliziert. Menschen, die Mitleid empfinden, vergeben und vergessen leicht. Er kann ja nichts dafür, der arme Kerl, er hatte es ja immer so schwer, wir müssen nachsichtig sein mit ihm ...

undsoweiter, undsoweiter. Und genau das ist es, was der Soziopath erreichen will. Er will mit seinem Spiel weitermachen, bis er gewonnen hat, und dafür ist das Mitleid anderer Menschen oft sehr wichtig.«

»Also alles mit Berechnung«, sagte Nele. »Ein ziemlich krankes Leben, oder? Bin ich froh, dass ich ein Gewissen habe.«

»Finden Sie? Hoch gesteckte Ziele erreicht man doch viel schneller, wenn man reuelos auf die Körper Gestrauchelter steigen kann.«

Nele schüttelte den Kopf. »Solche Ziele will ich gar nicht erreichen.«

Vor ihnen tauchte ein riesiger Holztransporter auf, der lange Fichtenstämme transportierte. Der Auflieger schwankte im Wind hin und her, außerdem flogen Rindenstücke und aufgewirbelter Schneematsch gegen die Windschutzscheibe des Passat. Normalerweise hätte Nele bei den Witterungsverhältnissen nicht überholt, aber hinter so einem Monstrum wollte sie auch nicht herfahren.

Sie klammerte sich ans Lenkrad und konzentrierte sich. Die riesigen, dreckigen Reifen des LKW schoben sich in Augenhöhe an ihnen vorbei. Der Motor des schweren Schleppers dröhnte laut und unterband jede Unterhaltung.

Erleichtert sackte Nele in sich zusammen, als sie den Transporter hinter sich gelassen hatten.

Auch Dr. Sternbergs rechte Hand löste sich aus der verkrampften Haltung um den Türgriff.

»Hat Ihre Partnerin ein Problem mit mir?«, wechselte sie überraschend das Thema.

»Sie weiß, dass ich mit Ihnen gesprochen habe.«

»Das habe ich mir gedacht. Möchten Sie, dass ich das Gespräch mit ihr suche?«

Nele dachte kurz nach. »Ich bin mir nicht sicher ... Eigentlich sollten wir uns ausschließlich auf den Fall konzentrieren.«

»Was Sie beide aber nicht können, solange das Thema nicht aufgearbeitet wird.«

Nele verzog das Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. »Da haben Sie leider Recht. Vielleicht versuche ich es heute Abend. Ist wohl besser, wenn ich das mache.«

»Ja, sicher.«

Sie hatten ihr Ziel fast erreicht. Nele setzte den Blinker und bog auf den

Schotterweg ab. Vor ihnen auf der Kuppe des Hügels hoben sich die drei Schweinemastställe gegen einen grauen Himmel ab. Nele stoppte den Wagen zwischen den Gebäuden.

Der Wind schlug ihnen schneidend kalt ins Gesicht, und die kleinen Schneekristalle stachen ihnen in die Haut. Beide schlossen ihre Jacken bis unters Kinn, zogen die Schulter zusammen und eilten zwischen heftig flatterndem, teilweise abgerissenem Polizeiabspermband auf den Maststall zu.

Mit kalten Fingern fummelte Nele an dem Vorhängeschloss herum, das von einem Mitarbeiter der Polizei angebracht worden war. Drinnen schaltete sie das Licht ein und zog die Tür zu.

Die Spurentechniker waren längst weg, hatten aber ihrerseits Spuren hinterlassen. Überall auf den weiß getünchten Wänden waren Reste des schwarzen Pulvers zu sehen, mit dem sie nach Fingerabdrücken gesucht hatten. Außerdem roch es nach Chemikalien.

»Wo wurde die Leiche gefunden?«

»Kommen Sie«, sagte Nele, ging voraus und führte Dr. Sternberg zu der letzten Box. »Da drin.«

Die Psychologin starrte hinein. Ohne die grausam entstellte Leiche war die Box nichts weiter als ein ummauertes Quadrat mit Gitterboden.

Trotzdem lief es Nele abermals kalt den Rücken hinab. Sie fürchtete, den Anblick niemals wieder vergessen zu können, aber das hatte sie bei den meisten anderen Fällen auch gedacht. Bei vielen davon war es dann trotzdem geschehen.

Dr. Sternberg ließ ihren Blick durch den weitläufigen Stall gleiten.

Zwischen ihren Brauen hatte sich eine tiefe senkrechte Falte gebildet.

»Was für ein seltsamer Ort«, sagte sie leise. »Entweder er hat sich hier sehr sicher gefühlt – sonst hätte er nicht versucht, Frau Singer ebenfalls hierherzubringen –, oder aber er steht unter so starkem Druck, dass ihm Sicherheit mittlerweile egal ist.«

»Und das wäre ganz schlecht«, sagte Nele.

»Ja, denn es würde bedeuten, dass ihm zunehmend die Kontrolle entgleitet. Er organisiert sich zwar noch, verliert aber phasenweise die Übersicht. Dann macht er Fehler, die ihn selbst in Rage versetzen. Für Frau Singer wäre das gar nicht gut.«

Die verchromte Sprühlanze schwebte über ihren Beinen.

In ihrer Panik warf Miriam sich von einer Seite auf die andere und trat aus wie ein wildes Pferd, doch er war zu weit entfernt, um ihn zu treffen. Sie schrie und kreischte. Die nackten, kalten Wände des Schwimmbeckens schienen sie in ihrer Verzweiflung zu verhöhnen, verstärkten ihre Schreie erst noch, nur um sie dann ungehört verhallen zu lassen.

Dann senkte sich ein feiner Sprühnebel auf ihre Oberschenkel, und Miriam verspannte sich in Erwartung großer Schmerzen.

Erstaunlicherweise spürte sie zunächst nicht mehr als einen kalten Hauch, eine zarte Berührung, als würde sie mit nackten Beinen durch taufeuchtes Gras laufen.

Die Sprühlanze wanderte aufwärts. Mit akribischer Konzentration besprühte er jeden Zentimeter ihrer Haut. Über den Bauch bis zu den Brüsten und hinauf zum Hals, dann die Arme und Schultern. Die feinen Perlen rannen an ihrem Körper hinab, sammelten sich im Nabel oder versickerten einfach in den Poren.

Schließlich tauchte die Sprühlanze vor ihrem Gesicht auf. Miriam presste Lider und Lippen zusammen und ließ die Prozedur nun wort- und regungslos über sich ergehen. Die kalte Flüssigkeit lief ihr in die Nase und in die Ohren.

Wasser, es ist nur Wasser. Er will dich nur waschen, sagte sie sich immer wieder.

Zuletzt sprühte er ihr Haar ein, bis es triefnass war.

Als er damit fertig war, spürte Miriam, wie sich etwas änderte. Es begann an den Beinen. Kein Schmerz, sondern ein merkwürdiges Kribbeln, als liefen Ameisen über ihre Beine.

Sie warf den Kopf hin und her, um die Flüssigkeit loszu- werden, die sich auf ihren Lidern gesammelt hatte, dann riss sie die Augen auf.

»Du perveres Stück Scheiße!«, schrie Miriam ihre Wut hinaus. »Was hast du mit mir gemacht?«

Und dann ging es los.

Miriam meinte zu spüren, wie sich die Flüssigkeit in sie hineinfraß, als besäße jeder der Millionen Tropfen scharfe Zähne.

Sie hob den Kopf und wollte nicht glauben, was sie sah.

Auf ihren Oberschenkeln bildeten sich kleine weiße Bläschen. Sie vermehrten sich rasant und krochen wie ein Schaumteppich an ihrem

Körper hinauf. Über den Bauch, die Brüste und die Arme, in der gleichen Reihenfolge, wie er sie zuvor eingesprüht hatte. Ihre Haut wurde immer weißer, der Schmerz immer heftiger.

Miriam riss an ihren Fesseln, bog ihren Körper, spannte die Muskulatur an, schüttelte sich, wollte diese wuchernden Bläschen loswerden, doch es wurde nur noch schlimmer.

Der Mann stand da und betrachtete sie. »Wir sind noch nicht fertig«, sagte er. »Innen ist es am wichtigsten. Da seid ihr doch am schmutzigsten.«

Er hielt die Sprühlanze hoch und drückte den Griff zusammen, doch es kamen nur noch ein paar Tropfen heraus. Den Druckbehälter zwischen die Beine geklemmt zog er an dem oben angebrachten, schwarzen T-Griff – die Pumpe, mit deren Hilfe in dem Behälter Druck aufgebaut wurde. Er pumpte zehn Mal, dann hielt er die Lanze abermals hoch und sprühte.

Nichts.

»Nein!«, stieß er keuchend aus.

Mit hektischen Bewegungen schraubte er den Deckel vom Druckbehälter ab und sah hinein.

»Nein, nein, nein!«, schrie er, und die leeren Wände schleuderten die Worte zu ihm zurück.

Er trat gegen den Behälter, und der flog durch das Becken.

»Verdammte Scheiße«, brüllte er rasend vor Wut.

Dann bückte er sich und zog eine Trinkflasche, wie sie Sportler benutzen, aus der Tasche. Sie war durchsichtig und zur Hälfte gefüllt. Neben Miriam, die noch immer strampelte und sich in ihrer Qual wand, ging er auf die Knie, schob eine Hand in ihren Nacken und hob ihren Kopf an.

»Trink«, sagte er und rammt ihr die Öffnung der Flasche in den Mund. Miriam versuchte sich zu wehren, spie die Flüssigkeit wieder aus, doch er drückte auf die Kunststoffflasche und presste ihr immer mehr davon in den Mund.

»Trink, trink, trink ... Ihr blöden Fotzen, ihr seid doch selbst schuld.« Und Miriam musste trinken.

Sonntagabend, halb acht, und sie stand allein im Teambesprechungsraum und packte ihre Unterlagen zusammen. So einsam und deprimiert hatte

Nele sich lange nicht mehr gefühlt.

Sie hatte ihr Team noch einmal für zwanzig Minuten zusammengerufen, um die bisherigen Ermittlungsergebnisse zu besprechen und den morgigen Tag zu planen. Und eben diese Ergebnisse eines ganzen Tages hektischer, fieberhafter Arbeit waren es, die sie deprimierten – es gab ganz einfach keine. Zumindest keine, die nach einer heißen Spur aussahen.

Was sie am dringendsten benötigten – die Identität der Leiche aus dem Maststall –, ließ weiterhin auf sich warten. Nele wusste, dass Klaus Quandt alles tat, was in seiner Macht stand, aber manche Vorgänge ließen sich einfach nicht beschleunigen. Vier Beamte hatten den Tag damit verbracht, aus allen Vermisstenfällen der letzten drei Monate, auch aus denen der Nachbarbezirke, genetisches Vergleichsmaterial zu sammeln. Das bedeutete, die Familien aufzusuchen, die Eltern aufzuschrecken und um Haare aus einer Bürste oder Ähnliches zu bitten. Nele konnte sich vorstellen, wie manch eine Mutter und manch ein Vater sich nach diesem Besuch fühlten.

Leider konnte sie sich auch vorstellen, dass Miriam Singer vielleicht gerade jetzt, in diesem Moment, da sie selbst nach Hause gehen und schlafen wollte, Höllenqualen litt, und weder sie noch ihre Mitarbeiter konnten dagegen etwas unternehmen.

Dag Hendrik schaute durch die offene Tür. »Alles klar?«, fragte er »Du hast auch kein Zuhause, was?«, wich Nele aus.

Er zuckte mit den Schultern. »Gibt es etwas, das ich wissen muss?« »Ich brauche mehr Personal. Für eine Soko müssen wir mindestens auf das Doppelte aufstocken.«

Sie erklärte ihm, dass am morgigen Montag die Firmen aufgesucht werden mussten, die in der Umgebung von Bruchhausen die Windräder aufgestellt hatten und sie warteten, was möglicherweise zwei Paar Schuhe waren. Außerdem standen die Lieferanten von

Wasserstoffperoxid noch aus, auch da hatten sie am heutigen Sonntag nichts ausrichten können. Die Befragungen in Miriam Singers Umfeld mussten weitergeführt werden, außerdem plante Nele, mindestens drei Posten sich an den Zufahrtsstraßen zu den Mastställen verstecken zu lassen. Dr. Sternberg hatte die Vermutung geäußert, der Täter könne zurückkehren, um sich davon zu überzeugen, dass sein Versteck wirklich

aufgeflogen war und sein Opfer nicht mehr ihm gehörte. Diese Maßnahme hätte noch heute Abend eingeleitet werden müssen, aber es war schlicht niemand da, der es hätte tun können. Insgeheim überlegte Nele, ob sie sich zusammen mit Anou die Nacht um die Ohren schlagen sollte. Sie konnten abwechselnd im Wagen schlafen. Trotzdem würde sie morgen nicht topfit sein, und das war auch scheiße.

»Doppelt so viele heißt mindestens acht zusätzliche Beamte«, sagte Dag.
»Mindestens.«

»Bekommst du. Bis morgen Mittag stehen sie bereit.«

Zusammen verließen sie den Besprechungsraum und gingen auf die Fahrstühle zu.

Neles Handy klingelte.

Es war Klaus Quandt, der Gerichtsmediziner. »Vielleicht hat diese Frau Singer noch eine Chance, wenn Sie sie rechtzeitig finden«, begann er das Gespräch.

»Ich verstehe nicht.«

»Die Hautpartien des Opfers sind unterschiedlich stark verätzt, und nach dem, was ich bis jetzt weiß, hat das folgenden Grund: Der Täter verwendet verschiedene Konzentrationen von Wasserstoffperoxid. Er hat sein Opfer nicht sofort mit der hohen Konzentration übergossen, sondern mit einer niedrigen begonnen. Es gibt Hautpartien, die noch relativ gut erhalten sind, an denen sich aber trotzdem Spuren leichter Verätzungen finden. Es sieht alles danach aus, als würde er sie eine ganze Weile quälen, bevor er zur hohen Konzentration übergeht.«

»Wie lange?«, fragte Nele.

»Das kann ich unmöglich sagen.«

Jödis hatte geduscht und lag in seinen weißen Bademantel gehüllt auf dem Bett. Ihr kurzes blondiertes Haar war noch nass und deshalb dunkler als sonst und klebte an ihrem Kopf, was sie noch schmaler wirken ließ. Als Alex sie von der Tür aus betrachtete, winkelte sie das rechte Bein an, entblößte es damit bis weit hinauf und öffnete den Gürtel des Bademantels. Der Stoff rutschte ein kleines Stück von ihrem Bauch. Mit einer lasziven Bewegung schob sie ihn ganz weg. Ein Tribal-Tattoo wand sich vom rechten Schüsselbein außen seitlich an der Brust entlang und endete eine Handbreit unter dem Bauchnabel. Eine wunderschöne, kunstvolle Arbeit an einem wunderschönen Körper.

Und gerade deswegen wirkte sie wie ein Fremdkörper in dem winzigen Kabuff von einem Schlafzimmer. Eine Frau, die eindeutig nicht hierhergehörte, sondern viel mehr in die edlen, seidigen Laken eines teuren Hotelzimmers. Alex nahm sich vor, so etwas in der nächsten Zeit einmal zu arrangieren.

»Ich könnte ewig hier stehen bleiben und dich betrachten«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Das ...«

»Ja, ja, ich weiß, das willst du aber nicht«, unterbrach er Jördis. »Und was willst du dann?«

»Dass du mich mit deinen Handschellen ans Bett fesselst und dann deine Zunge benutzt.« Sie ließ die Hand zwischen ihre Beine gleiten.

Weil er genau wusste, dass Jördis im Bett immer bekam, was sie wollte, und weil sie dieses Spiel schon ein paar Mal gespielt hatten und er es mochte, tat Alex, was sie von ihm verlangte. Es dauerte nicht lange, sie mit der Zunge zum Höhepunkt zu bringen, und als sie so weit war, drang er in sie ein und verlängerte ihre Lust, bis auch er kam.

Danach löste er die Handschellen und legte sich neben sie. Im Licht der kleinen Lampe auf dem Nachtschrank betrachtete er ihren flachen Bauch, wie er sich im Nachhall des Orgasmus in schnellem Rhythmus hob und senkte und das Tattoo scheinbar zum Leben erwachte.

»Das war richtig gut für einen alten Mann«, sagte Jördis, immer noch ein wenig außer Atem.

»Alter ist ein anderes Wort für Erfahrung.«

»Und die ist auf diesem Gebiet ungeheuer wichtig«, ergänzte Jördis.

»Deswegen gehe ich auch nicht mit Gleichaltrigen ins Bett.«

Sie nahm die Handschellen und legte sie über ihren Bauch. Da das verchromte Metall kalt war, zuckte sie kurz zusammen.

»Du bist ganz vernarrt in die Dinger, oder?«, fragte Alex.

Sie lächelte versonnen. »Vielleicht sollte ich Polizistin werden statt Schauspielerin, dann könnte ich sie sogar beruflich tragen.«

»Das ist aber ganz was anderes.«

»Im Ernst, das heute hat mir richtig Spaß gemacht. Könnte ich glatt Gefallen dran finden.«

»Es ist aber kein Spaß«, sagte Alex mit ernster Stimme. »Das ist es nie, und du solltest nicht den Fehler machen, es so zu sehen.«

Jördis bemerkte den Umschwung in seiner Stimmung und legte ihm eine Hand auf den Unterarm.

»Sorry, ich wollte nur sagen, es ...«

»Schon gut, kein Problem. Und du darfst ja gleich morgen wieder ran.« Ihre Augen, eben noch vor Zufriedenheit matt glänzend, begannen zu strahlen.

»Und wie machen wir es?«, fragte sie.

»Du rufst ihn an, am besten heute Abend noch, und lädst ihn zum Essen ein. Ich bleibe ganz in der Nähe, und damit ich alles mithören kann, werde ich deinen hübschen Körper vorher verdrahten«, sagte Alex.

»Cool! So richtig mit Mikrofon und Knopf im Ohr?«

»Auf den Knopf im Ohr verzichten wir, der würde auffallen, und es ist auch nicht nötig, dass wir kommunizieren. Das Mikro ist so klein, dass es an deiner Kleidung überhaupt nicht auffällt.«

»Richtige Polizeiarbeit, was?«

»Zumindest so ähnlich.«

»Aber ich weiß nicht, was ich mit dem Typen quatschen soll.«

»Du bist eine verdammt gute Schauspielerin und richtig klasse im Improvisieren, das hast du heute bewiesen. Dir wird schon was einfallen. Schmier ihm ordentlich Honig um den Bart, er soll sich wie Gott in Frankreich fühlen, und dann stellst du ihm die Fragen, die wir gleich besprechen werden.«

»Aber jetzt doch nicht«, sagte Jördis mit gespielter Empörung, rollte sich auf ihn, setzte sich auf seinen Bauch und ließ die Handschellen vor seinem Gesicht hin- und herbaumeln.

»Erst mal kommt der Rollentausch, mein Hübscher«, sagte sie und lächelte verschmitzt.

Da sie ausgebildete Krankenschwester war, konnte sie das große Pflaster über ihrem rechten Auge selbst wechseln. Das hätte nicht unbedingt schon sein müssen, aber Nicola wollte es. Sie musste die Wunde sehen. Dreimal hatte er im Laufe des Tages angerufen und versucht, sie zu einem Neuanfang zu überreden. Nicola wusste selbst nicht, warum sie jedes Mal wieder abgenommen hatte, und sie würde es auch nicht wieder tun, denn beim letzten Anruf hatte er sie beinahe so weit gehabt nachzugeben. Er hatte von einem Urlaub gesprochen, gleich nächste Woche.

Nur du und ich. Du wolltest doch immer in die Dominikanische Republik. Da fahren wir hin, was hältst du davon?

Sie hatte das Zögern in sich gespürt, die Unsicherheit, diesen verfluchten Wunsch, dass alles so sein sollte wie früher. Deshalb wollte sie die Wunde sehen. Sie war ein sicherer Beleg dafür, dass es nie mehr so sein würde wie früher.

Mit zusammengebitzenen Zähnen stand sie vor dem Spiegel und zog das Pflaster ab. Es tat weh.

Rings um die Narbe war ihre Haut rotbraun von der Jodtinktur, die sie im Krankenhaus benutzt hatten. Das Gewebe war noch stark geschwollen, und an der rechten Seite ragten die Enden der Fäden heraus. Die Narbe sah hässlich aus, fast wie ein Mund.

Aber der Anblick half. Er holte die Erinnerung an den Zwischenfall im Bad zurück, holte das Gefühl zurück, in ihrem eigenen Blut ertrinken zu müssen.

Nachdem Nicola das Pflaster wieder draufgeklebt hatte, schaute sie sich noch einen Moment im Spiegel an. Ihr Mann hatte ihr nicht nur die Narbe angetan, da war noch mehr. Ihre Augen zum Beispiel. Ihre Augen hatte sie schon als Teenager gemocht. Sie waren groß und strahlend blau gewesen und hatten das Sonnenlicht eingefangen. Aber das war lange her. Heutzutage war das Blau verwaschen von zu vielen Tränen, die Ringe unter ihren Augen waren zu dunkel und die Falten zu tief für ihr Alter.

Nicola wandte sich von ihrem Spiegelbild ab. Ihr eigener Anblick machte sie traurig.

Sie ging in die Küche hinunter und setzte Teewasser auf. Als das Wasser kochte, brühte sie sich einen Kamillentee auf, nahm die Tasse mit ins Wohnzimmer, setzte sich auf die Couch, schlug die Beine unter und überlegte.

Sollte sie die Polizei informieren?

Sie könnte seine ständigen Anrufe als Grund vorgeben, sie dann in die Garage führen und ihnen zeigen, was sie gefunden hatte. Aber gesetzt den Fall, die Beamten würden herauskommen, was konnte sie ihnen überhaupt präsentieren? Köpfe von Schaufensterpuppen mit weißem Haar. Knochen und vergammelte Fleischreste in Behältern, die dafür sogar vorgesehen waren.

Verhaften Sie meinen Mann! Er lässt Fleisch vergammeln und quält Schaufensterpuppen.

Nicola ahnte, wie lächerlich sie sich damit machen würde. Allerdings ahnte sie auch, dass diese Sachen in der Garage bedeutsam waren. Seit sie ihren Mann kannte, hatte sie es niemals erlebt, dass er Zeit verschwendete. Er hatte nie ein Hobby gehabt. Hobbys sind etwas für Versager, das war sein Credo. Was er tat, tat er mit hundertprozentigem Einsatz, denn er wollte in allem immer der Beste sein. Sein ganzes Leben schien allein darauf ausgerichtet zu sein und war dementsprechend zielgerichtet. Er tat nichts einfach so, weil er gerade Lust dazu hatte. Was auch immer er in der Garage getrieben hatte, war wichtig für ihn. Er verfolgte ein bestimmtes Ziel damit.

Aber welches?

Diese Frage hatte sich Nicola immer wieder gestellt, seit sie in der Garage gewesen war, fand aber keine Antwort darauf. Um sich abzulenken und weil sie die Stille nicht länger ertragen konnte, schaltete sie den Fernseher ein, streckte sich auf der Couch aus und zog die braune Wolldecke bis unters Kinn. Minuten später war sie eingeschlafen.

Und wurde durch einen heftigen Schlag geweckt.

Sie erschrak und schnellte hoch.

Hatte sie geträumt?

Im Fernsehen lief eine Talkshow, von dort konnte der laute Schlag also nicht gekommen sein.

Sie blieb sitzen und lauschte.

Wumm!

Nicola presste sich in die Polster und zog die Decke vor die Brust, als könne die sie vor irgendetwas schützen.

Jemand hatte gegen das Glas des Küchenfensters geschlagen, und dafür kam nur einer in Frage. Es war ja klar, dass er es früher oder später versuchen würde. Er konnte gar nicht anders.

Aber würde er so weit gehen, ein Fenster einzuschlagen?

Nicola überlegte, wo sie die Karte der Polizistin gelassen hatte.

Jederzeit, hatte Tanja Schildknecht gesagt, *rufen Sie mich jederzeit an.*

Wo war die Karte?

Vielleicht an der Pinnwand in der Küche, an der sich alle wichtigen Telefonnummern befanden.

Es kostete Nicola große Überwindung, die schützende Decke loszulassen und von der Couch aufzustehen. Auf Socken schlich sie geräuschlos in den Flur. Die Tür zur Küche war nur angelehnt. Ohne Licht zu machen drückte sie sie auf und spähte hinein. Es war nicht völlig dunkel darin; die beiden kleinen grünen Lämpchen am Kühlschrank spendeten gespenstisches Licht. Die Pinnwand hing direkt neben dem Fenster. Nicola sah sofort, dass von außen etwas Weißes am Küchenfenster klebte. Sie wollte gerade hinübergehen und nachsehen, als sie ein allzu bekanntes Geräusch hörte: das Garagentor!

Sie erstarrte.

Hatte sie die Verbindungstür abgeschlossen?

Schnell lief sie durch die Küche in den kurzen Flur und sah schon von weitem den Schlüssel im Schloss stecken. Aber hatte sie ihn umgedreht?

Hatte sie abgeschlossen?

Noch bevor sie die Tür erreichte, bewegte sich die Klinke wie von Geisterhand. Nicola unterdrückte einen Schrei, schlug sich beide Hände vor den Mund und stoppte mitten im Lauf.

Die Klinke wurde hinabgedrückt, dann rüttelte er vorsichtig an der Tür. Sie war zu.

Dem Himmel sei Dank, sie war zu!

Die Hände weiterhin vor dem Mund und die Tür im Blick, schob Nicola sich zurück in die Küche. Dort ging sie zum Fenster, hielt sich aber hinter den Vorhängen versteckt. Das Weiße am Glas war ein Stück Papier. Mit einem dicken schwarzen Stift waren große Worte darauf geschrieben.

»Du Miststück. Glaub ja nicht, du würdest gewinnen.«

Nicola blickte an dem Zettel vorbei in den Hof, der von dem fahlen Licht aus der Garage beleuchtet wurde. Hinter dem Vorhang versteckt beobachtete sie, wie er aus der Garage kam. In jeder Hand trug er einen der großen Kunststoffkanister, die unter dem Regal gestanden hatten. Plötzlich blieb er stehen und blickte zum Küchenfenster hinüber. Er war keine zwei Meter entfernt. Konnte er sie durch die Vorhänge sehen? Wahrscheinlich nicht, da es drinnen ja dunkel war, aber er konnte sich denken, dass sie ihn beobachtete.

Er starrte herüber.

Eine volle Minute lang an.

Mit einem Blick, wie sie ihn bei ihm noch nie gesehen hatte. War er es selbst, oder war es Der Andere? Oder waren sie zu einer einzigen Person verschmolzen und damit ungleich gefährlicher und furchterregender als jemals zuvor?

Nicola wusste es nicht, aber dieser Blick fraß sich tief in ihre Seele.

Montag, 1. März 2010

Um Punkt acht Uhr stand Frau Dr. Sternberg am Kopfende des Tisches im Besprechungsraum. Sie trug eine schwarze Stoffhose, eine violette Bluse unter einem schwarzen Blazer und eine Brille mit breitem Rahmen, durch den sich ein violetter Farbstreifen zog.

Zur Besprechung hatten sich Nele Karminter, Anou Rossberg, Eckert Glanz, Holger Sälzle sowie die Streifenpolizisten Arthur Alpert und Steffen Roth eingefunden. Außerdem war Kriminalrat Dag Hendrik anwesend, der sich nicht entgehen lassen wollte, was die OFA-Psychologin zu sagen hatte.

Jeder hatte einen dampfenden Becher Kaffee vor sich stehen, Nele zusätzlich noch eine Flasche Wasser, die sie aber schon längst geleert hatte. Schon nach dem Aufstehen hatte sie sich regelrecht ausgedörrt gefühlt.

Frau Dr. Sternberg räusperte sich.

»Meine Damen und Herren, mir ist klar, wie sehr Sie alle in dieser Sache unter Zeitdruck stehen. Deshalb habe ich mich auf Bitten von Kriminalrat Hendrik bereit erklärt, schon jetzt eine vorläufige Tatortanalyse vorzustellen. Anspruch auf Vollständigkeit erhebt sie durch die wenige Zeit, die mir zur Verfügung stand, nicht, ich hoffe aber trotzdem, Ihnen damit etwas an die Hand geben zu können, das Sie bei Ihren Ermittlungen unterstützt.

Bei allem, was Sie gleich hören werden, geht es nicht darum, Ihnen eine psychodiagnostische Beschreibung der Persönlichkeitsstruktur des Täters zu liefern. Das würde Ihnen zum jetzigen Zeitpunkt der Ermittlungen ohnehin nicht helfen. Vielmehr geht es darum, aus der Tatortanalyse einige Persönlichkeitsmerkmale des Täters herzuleiten, die helfen können, den Täterkreis einzuengen. Hat dazu jemand Fragen?«

Sie ließ ihren Blick über die Runde schweifen.

Niemand hatte Fragen.

»Gut. Dann möchte ich zunächst die Fakten zusammenfassen.

Der Täter benutzt Wasserstoffperoxid. Die Haut und das Haar des Opfers werden blass oder weiß, es leidet unsagbare Schmerzen. Der Täter beginnt aber mit einer niedrigen Konzentration, das wissen wir seit gestern Abend, deswegen sterben die Opfer nicht sofort. Er quält sie über

einen Zeitraum von mehreren Tagen. Am Ende verwendet der Täter eine hoch konzentrierte Lösung, welche die Haut großflächig verätzt und tief ins Gewebe eindringt. Das Opfer stirbt aber schon vorher durch das Einatmen der Dämpfe. Ich habe diese bekannten Fakten für einen Abgleich in die ViClas-Datenbank eingegeben und folgendes Ergebnis erhalten: Es gibt keine weiteren, ähnlich gelagerten Fälle.

Andere Taten, bei denen Säuren eingesetzt wurden, hatten das Töten des Opfers oder das zuverlässige Vernichten von Spuren zum Ziel. Bei unserem Täter aber steht die Misshandlung des Opfers im Vordergrund. Das Töten scheint hierbei zweitrangig zu sein.«

Dr. Sternberg machte eine Pause, schlug etwas in ihren Unterlagen nach und sah dann wieder auf.

»Am Beginn einer Tatortanalyse steht immer eine Frage: Was hat der Täter getan, was er nicht hätte tun müssen, um das Opfer zu töten? Was hat also nichts mit der rein pragmatischen Ausführung des Mordes zu tun? Denn genau an dieser Stelle offenbaren sich die Bedürfnisse und Phantasien des Täters. Hier gibt er sich ein Stück weit zu erkennen. Welche Rückschlüsse lässt diese sehr spezielle Vorgehensweise des Täters zu? Leider nur sehr eingeschränkte, weil wir keinerlei Vergleichsmöglichkeiten haben. Der Täter verändert das Opfer. Das Opfer wird sauber und gleichzeitig gebleicht. Sein Bedürfnis könnte eine saubere Frau mit sehr heller Haut sein. Dabei steht die Veränderung im Vordergrund, nicht der Tod. Das Opfer ist austauschbar, deshalb ist die Gefahr einer Tatwiederholung sehr groß.«

»Woher wollen Sie wissen, dass es ihm nicht um speziell dieses Opfer ging? Wir kennen ja noch nicht einmal die Identität?«, fragte Anou. Nele fand, dass die Frage etwas patzig klang.

Dr. Sternberg schien es nicht zu stören.

»Gute Frage«, sagte sie. »Nach meiner Auffassung kannten sich Täter und Opfer nicht oder nicht besonders gut. Untersuchungen haben gezeigt, dass sexueller Missbrauch und Gewalt intensiver sind, wenn Täter und Opfer sich kennen.«

»Wie kann Gewalt denn noch intensiver sein als hier?«, warf Anou ein.

»Auf den ersten Blick, da gebe ich Ihnen Recht, strotzt diese Tat nur so vor Gewalttätigkeit. Aber vergegenwärtigen Sie sich bitte, dass der Täter sein Opfer nicht einmal berühren musste, um seine Tat auszuführen. Er

hat es mit einem Hilfsmittel aus einiger Entfernung missbraucht und getötet. Das spricht gegen eine Bekanntschaft, die über reinen Augenkontakt hinausgeht.«

Dr. Sternberg hielt inne, sah Anou an und gab ihr die Chance für einen weiteren Einwand, doch es kam keiner mehr. Anou wirkte nachdenklich. »Kommen wir jetzt zu den Merkmalen des Täters.«

Die Psychologin nahm einen schwarzen Edding zur Hand und trat an das Flip-Chart.

Er ist zwischen 25 und 45 Jahre alt.

Er ist überdurchschnittlich intelligent.

Er ist berufstätig, seine Arbeitszeit ist aber flexibel.

Er ist wahrscheinlich verheiratet und hat Kinder.

Er besitzt polizeiliche Vorkenntnisse.

Er ist körperlich fit.

Er fährt einen großen Wagen, Kombi oder Lieferwagen.

Er ist ein Soziopath.

Der Edding flitzte quietschend über das Papier, bis sie die Kappe aufsetzte und ihn beiseitelegte.

»Folgende Beobachtungen liegen diesen Annahmen zugrunde: Die Tat im Maststall erforderte einen hohen Planungsgrad, die Tat im Hause Singer große Flexibilität. Der Einsatz von Wasserstoffperoxid erfordert sehr gute Kenntnisse auf diesem Gebiet, ebenso der Einsatz von Scopolamin zur Betäubung des Opfers. Der Täter hat bisher keine eigenen Spuren hinterlassen. Er war auf die Bewachung von Frau Singer vorbereitet und hat sich davon nicht abhalten lassen. Er kann sein Opfer nicht mit zu sich nach Hause nehmen. Der Satz an der Wand im Schlafzimmer von Frau Singer ist typisch für einen Soziopathen. Seine Reaktion auf den missglückten ersten Entführungsversuch ebenso.«
Sie nahm den Stift noch mal zur Hand und schrieb zwei weitere Wörter hinzu.

Geographische Verankerung.

»Der Täter kommt aus der näheren Umgebung. Sonst hätte er nicht derart schnell auf die geänderten Bedingungen reagieren können. Mörder weisen eine Art Raubtierverhalten auf. Das heißt, ihr Wohnort oder Arbeitsplatz, wo sie sich täglich zeigen, stellt eine Tabuzone dar. Sie töten ihre Opfer außerhalb dieser Zone. Ich gehe davon aus, dass der

Täter in der Stadt arbeitet und in der Randzone wohnhaft ist. Ich gehe von einem Mehrfamilien- oder Reihenhauses aus, schließe aber auch ein frei stehendes Haus nicht aus, dort lebt er dann aber mit seiner Familie. Aufgrund der sadistischen Vorgehensweise des Täters unterstelle ich ihm deviante sexuelle Phantasien, die er im Alltag nicht ausleben kann. Solch ein Unterdrückungs- oder Vermeidungsverhalten führt langfristig zu großem Stress. Dieser wird durch die momentane Situation noch verstärkt. Sehr wahrscheinlich ist der Täter gegenüber seiner Lebenspartnerin bereits gewalttätig geworden oder wird es in Kürze.« Dr. Sternberg trat an das Kopfende der zusammengeschobenen Tische zurück.

»Wie ich eingangs schon sagte, dies ist kein Täterprofil, sondern eine Tatortanalyse. Täterprofile werden durch die OFA-Teams in dreitägigen Gruppendiskussionen erarbeitet, sodass frühestens gegen Ende dieser Woche damit zu rechnen sein wird. Eines will ich Ihnen zur Psyche des Täters aber doch mit auf den Weg geben.«

Sie schwieg einen Moment, bis es um sie herum mucksmäuschenstill war und alle Anwesenden gespannt darauf warteten, dass sie weitersprach.

»Nachdem sein Versteck gefunden wurde, war er nicht bereit, unterzutauchen und Zeit vergehen zu lassen. Stattdessen wurde er aktiv und nahm ein hohes Risiko in Kauf. Ich glaube, er verliert die Kontrolle über sich, und unter diesem immensen Druck wird sein Aggressionspotential noch steigen.

Seien Sie also äußerst vorsichtig!«

Er hielt ihr die Tür zum Café del Sole auf.

Jördis drängte sich mit einem Lächeln dicht an ihm vorbei und roch teures Parfum, leider viel zu dick aufgetragen. Überhaupt hatte er sich für ein zwangloses Frühstück übertrieben elegant angezogen.

Horst Schön trug einen halblangen schwarzen Wollmantel, den er nicht geschlossen hatte, sodass Jördis darunter einen dunkelgrauen Anzug mit Nadelstreifen, ein weißes Hemd und eine passende silberfarbene Krawatte erkennen konnte.

Sie selbst trug eine legere Bluejeans, eine eng geschnittene beige Bluse und darüber ihren warmen braunen Mantel, der sie vor dem immer noch stark böigen Wind schützte.

»Nur hereinspaziert«, sagte Horst Schön. Sein selbstbewusstes Lächeln entblößte auffällig weiße Zähne. Sie wirkten gebleicht, fand Jördis. Neben Alex im Bett liegend hatte sie gestern Abend noch bei Schön angerufen und um ein Treffen gebeten. Aber nicht im Literaturcafé, darauf hatte sie bestanden, sondern an einem öffentlichen Ort, und sie hatte sogleich das große, immer gut besuchte Café del Sole vorgeschlagen. Schön war, ohne zu zögern, darauf eingegangen. Jördis hatte ihm vorgespielt, unbedingt seine Meinung zu ein paar Manuskriptseiten hören zu wollen, und zwar, ohne dass ihre Freundin Carla oder sonst jemand dabei war. Alex hatte im Anschluss an das Telefonat gemeint, mit der zuckersüßen Stimme, die sie aufgesetzt hatte, hätte sie Schön auch direkt ins Gefängnis locken können.

Die Geräuschkulisse des Restaurants hüllte sie ein. Es war groß und hoch und im kubanischen Stil eingerichtet. Die Wände bestanden aus Holz, ebenso der Fußboden, überall standen meterhohe Grünpflanzen herum. Zehn Uhr war eine beliebte Brunchzeit, dementsprechend voll war es. Die meisten Tische waren besetzt, doch nachdem Horst Schön sich umgeschaut hatte, dirigierte er Jördis zu einem kleinen runden Tisch neben dem Eingang zu den Toiletten. Ohne eine Bedienung zu fragen, schob er den Tisch kurzerhand weiter weg, sodass nur noch zwei Personen daran sitzen konnten, weil eine Seite an einer Palme stand.

»Selbst ist der Mann«, sagte Jördis anerkennend und ließ sich von ihm aus dem Mantel helfen.

Er brachte ihren und seinen Mantel zur Garderobe und kehrte zu ihrem Tisch zurück.

Jördis hatte sich mittlerweile gesetzt. Wahrscheinlich hätte er ihr auch noch den Stuhl zurechtgerückt, wenn sie ihn gelassen hätte, aber sie wollte es nicht übertreiben.

Neben ihr auf dem Tisch lag die grüne Mappe, in der sich ein paar beschriebene Blätter Papier befanden. Zwei Stunden hatten sie und Alex gestern Nacht daran herumgefeilt, nur um festzustellen, dass es gar nicht so einfach war, einen vernünftigen Anfang für eine Geschichte zu erfinden. Letztendlich war es viel weniger Text geworden, als sie sich vorgenommen hatten, also würde Jördis es so lange wie möglich hinauszögern müssen, ihn einen Blick hineinwerfen zu lassen. Aber das würde sie schon hinbekommen.

Als Schön sich setzte, registrierte Jördis seinen schnellen Blick in ihren Ausschnitt.

Die obersten drei Knöpfe der übertrieben engen Bluse waren geöffnet, und ein bisschen was von dem sündhaft teuren BH mit Spitze lugte daraus hervor. Es war ein Push-up, damit das bisschen Busen, das sie hatte, wenigstens zur Geltung kam.

Du hast schon verloren, dachte Jördis und schenkte ihm ein herzliches Lächeln.

»Dass wir uns so schnell wiedersehen, freut mich wirklich«, sagte er und strahlte sie an.

Jördis fragte sich, ob Schön ihr ohne ihr Hintergrundwissen sympathisch gewesen wäre. Nein, wahrscheinlich nicht. Er war zu aufdringlich, zu bemüht, ihm fehlte die Coolness, die Alex an den Tag legte, ohne dafür irgendetwas tun zu müssen. Schön war im Umgang mit ihr so emsig wie eine dumme Hummel.

»Es ist mir ein bisschen peinlich«, sagte sie.

»Ach was, das muss es nicht. Ich verstehe das, wirklich. Ich habe gestern Abend schon gespürt, wie gern Sie mit mir gesprochen hätten, aber mit Ihrer Freundin an Ihrer Seite war das ja ein wenig ... nun ja, schwierig.« Jördis machte eine abwertende Handbewegung.

»Ach, Carla. Ich hätte sie gar nicht mitnehmen sollen, aber allein habe ich mich nicht getraut. Sie ist immer gleich so negativ und sieht nur das Schlechte in den Menschen.«

Alex war der Auffassung, es wäre klug, sich während des Gesprächs auf Schöns Seite zu schlagen und ein bisschen über Carla zu lästern. So schuf man Vertrautheit. Zwei Menschen auf der gleichen Wellenlänge, die sich gegen Ignoranten behaupten mussten.

Es schien zu funktionieren.

Schön nickte und sah sie ernst an. »Die meisten Menschen erkennen einfach nicht, wenn sich ihnen eine Chance bietet. Aber Sie haben es erkannt und sich entschieden, sie zu nutzen. Das ist echte Leidenschaft, der unbedingte Glaube an sich selbst – das sind die allerwichtigsten Voraussetzungen für eine angehende Schriftstellerin.«

»Ehrlich?«

Er nickte erhaben, und Jördis musste sich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen.

»Wollen wir uns nicht duzen?«, fragte er plötzlich.

»Klar, warum nicht.«

»Schön. Ich bin Horst.«

Natürlich quittierte sie dieses Wortspiel mit einem anerkennenden Lächeln, ergriff seine überflüssigerweise ausgestreckte Hand, die sich schwitzig anfühlte, und sagte: »Jödis.«

»Jödis«, wiederholte er ihren Namen mit einem besonders warmen Klang und hielt ihre Hand dabei viel zu lange fest. »Ein ganz wunderbarer Name. Die Königin des Schwertes, nicht wahr?«

»Ich bin überrascht«, sagte Jödis und entzog ihm ihre Hand. »Das wissen nur die Wenigsten.«

»Ich kenne mich ein wenig in der Etymologie aus, von Berufs wegen sozusagen.«

Seine Mimik veränderte sich. Jödis konnte nicht genau sagen, was in seinem Gesicht geschah, aber plötzlich fühlte sie sich von ihm bedrängt, obwohl er nicht näher gekommen war. Fühlte sich durchschaut, obwohl das doch nicht sein konnte. Er lächelte nicht mehr, und in seinen Augen schlich sich eine unangenehme Kälte ein.

»Und?«, fragte er mit dunkler, rauer Stimme. »Bist du auch wirklich eine Königin des Schwertes?«

Jödis ließ sich mit der Antwort einen Moment Zeit. »Willst du es herausfinden?«

Nachdem Horst Schön in einem schwarzen Opel Astra aus der engen Hofeinfahrt in der Katzengasse 11 gerollt war, das Hoftor geschlossen hatte und die Straße hinuntergefahren war, hatte Alex, der sich in seinem Wagen geduckt hatte, noch einen Moment gewartet und dann Jödis anrufen.

»Okay, er ist losgefahren und müsste in zehn Minuten bei dir sein. Alles klar?«

»Alles bestens«, hatte sie geantwortet.

»Halt ihn möglichst lange hin und ruf an, sobald er das Lokal verlässt.«

»Wie besprochen. Und Alex ...«

»Ja.«

»Sei bitte vorsichtig.«

»Ich mach mir keine Sorgen. Der böse Bube ist ja bei dir.«

»Na, herzlichen Dank.«

Er hatte das Gespräch beendet, seinen schwarzen Rucksack genommen und war ausgestiegen.

Während er jetzt auf die Hausnummer elf zuing, sah er sich immer wieder um. Bei dem eiskalten starken Wind waren kaum Menschen auf der Straße unterwegs, aber natürlich konnte ihn jemand aus einem der vielen Fenster heraus beobachten. Die Straße war eng, hier kannte wahrscheinlich jeder jeden, und mindestens einen der üblichen neugierigen Nachbarn würde es auch geben.

Ohne Risiko ging es eben nicht. Alex hatte sich ganz in Schwarz gekleidet und eine schwarze Baseballkappe aufgesetzt, die sein Gesicht beschattete. Sollte ihn jemand beobachten, würde der ihn später wenigstens nicht beschreiben können.

Er probierte das Holztor. Es war nicht verschlossen. Rasch schlüpfte er hindurch und schloss es wieder.

Auf der linken Seite wurde der schmale, konkav zulaufende Hof von der Seitenwand des Hauses begrenzt, in dem das Literaturcafé untergebracht war. Nach hinten gab es eine Garage. Rechts zog sich die grau verputzte Wand des Nachbargebäudes ohne Fenster drei Stockwerke in die Höhe. Es sah so aus, als hätte in dieser Lücke früher auch ein Haus gestanden, das aber abgerissen worden war. Für Alex' Vorhaben war das ideal, denn der Hof war nach allen Seiten vor Blicken geschützt.

Alex wandte sich dem Haus zu. Eine alte Holztür mit gelblichem Glaseinsatz auf halber Höhe führte hinein. Neben der Tür standen Getränkeboxen mit leeren Flaschen, ein Müllcontainer und ein großer Berg bereits nass gewordenen Altpapiers. Auffällig waren die vielen runden Plastikblumentöpfe mit gefrorenem Wasser darin. Alex zählte sie nicht, aber es waren sicher vier Dutzend.

Dieser Hof war ein schaurig-schmuddeliger Ort, in den wahrscheinlich so gut wie nie die Sonne hineinschien, der aber bestens geeignet war, um unbemerkt von den übrigen Anwohnern etwas ins Haus zu bringen. Es herrschte eine Atmosphäre wie in einem Hollywood-Thriller, und Alex fragte sich, ob das alles nicht ein bisschen zu gut passte. Vielleicht war Schön gar nicht der, für den er ihn hielt – oder er übertraf seine schlimmsten Befürchtungen.

Tja, er würde es herausfinden.

Jetzt gleich.

In dem Rucksack befand sich unter anderem sein Schlosserwerkzeug, mit dem er das altmodische Schloss in zehn Sekunden geöffnet hatte. Sobald er die Tür hinter sich zugedrückt hatte, stieg ihm muffiger Geruch in die Nase, und als er sich herumdrehte, sah er die Quelle des Gestanks. Auf dem gekachelten Boden des fünf Meter langen Flurs standen über die gesamte Länge verteilt getragene Herrenschuhe. Sneaker, Sportschuhe, City- und Businessschuhe, Gummistiefel, Wanderstiefel. Was ihm in die Nase stieg, war Horst Schöns Fußgeruch.

Auf dem Weg durch den Flur versuchte Alex, die Luft anzuhalten. Durch eine weitere Tür gelangte er in eine Art Büro. Es gab einen Schreibtisch mit PC und einen Drehstuhl; darüber hinaus war der Raum noch mit allem möglichen anderen vollgestopft. Getränkekisten, hier mit vollen Flaschen, Kartons, Regale voller Bücher und eine Unmenge Papierstöße. Alte Zeitschriften, Magazine, Nachschlagewerke, dazwischen wieder Blumentöpfe mit kümmerlichen Pflanzen und überall Kleidungsstücke, aufgehängt wie zum Trocknen.

In seinem ganzen Leben hatte Alex noch keinen derart wüsten Raum betreten. Die Tortur des Stiefelflurs wurde zwar nicht übertroffen, viel besser roch es hier aber auch nicht. Die Luft war abgestanden und irgendwie feucht.

Alex bemerkte eine blaue Schlafcouch an der hinteren Wand. Kissen und Decken lagen darauf, Ärmel und Hosenbeine eines Pyjamas lugten darunter hervor. Auf dem Boden vor der Couch verschwand ein voller Aschenbecher unter Kippen, daneben lagen zwei leere, umgekippte Bierflaschen.

Hier schlief Horst Schön also, aber lebte er hier auch?

Der Schreibtisch stand vor einem mit dicken gelben Vorhängen verhüllten Fenster. Den Spinnweben an der Gardinenstange nach zu urteilen waren die Vorhänge seit Jahren nicht bewegt worden. Der Schreibtisch selbst war eine Kopie des Raumes. Alex konnte auf die Schnelle gar nicht aufnehmen, was da alles herumstand. Sein eigener Schreibtisch war auch nicht gerade ein Ausbund an Sauberkeit, aber dies war eine regelrechte Müllhalde.

Der PC lief, das verriet das surrende Geräusch des Lüfters.

Nachdem er den Stuhl inspiziert hatte, setzte Alex sich und drückte eine

Taste. Auf dem Bildschirm erschien das Windowslogo. Er versuchte sich einzuloggen und scheiterte an dem Passwort. Aber sein Rucksack hielt ja noch ein paar Überraschungen parat. Er holte eine CD-Rom daraus hervor und schob sie in den PC. Die darauf befindlichen Programme, Erfindungen eines Freundes aus alten Tagen, würden die Sache mit dem Passwort für ihn erledigen und gleichzeitig ein Abbild der Festplatte brennen. Derweil konnte er sich im Haus umsehen.

Ein Blick auf die Uhr.

Zehn Minuten waren vergangen von der Dreiviertelstunde, die er sich selbst gegeben hatte.

Er schaltete den kleinen Empfänger, den er am Gürtel trug, ein und schob sich den winzigen Knopf ins Ohr.

»Nur hereinspaziert«, sagte Horst Schön laut und deutlich.

Die Technik funktionierte einwandfrei. Das Mikrofon trug Jördis als Ohrstecker getarnt am Ohr, einen leistungsstarken Sender mit Tape auf der Haut am unteren Rücken befestigt. So konnte Alex, während er sich hier umsah, dem Gespräch folgen und würde rechtzeitig mitbekommen, falls es aus dem Ruder lief. Jördis war eine gute Schauspielerin, keine Frage, aber Schön war alles andere als dumm. Vielleicht würde er den Braten riechen. Dann müsste Alex schnellstmöglich verschwinden, immerhin beging er hier einen Einbruch und Diebstahl.

»Dass wir uns so schnell wiedersehen, freut mich wirklich«, sagte Schön.

Freu dich bloß nicht zu früh, dachte Alex.

Im Untergeschoss gab es nur einen weiteren Raum, das Literaturcafé. Daran hatte Alex kein Interesse, denn es war ein öffentlicher Ort, ungeeignet für Geheimnisse und Verstecke. Stattdessen wandte er sich der schmalen, steilen Treppe zu und stieg in den ersten Stock hinauf. Die Stufen knarrten beängstigend.

In dem oberen Flur war es dunkel. Braune Vorhänge verdeckten das einzige Fenster. Alex holte seine Taschenlampe aus dem Rucksack und schaltete sie ein. In dem scharf gebündelten Lichtstrahl schwebten Legionen von Staubpartikeln. Der Flur war mit einem rot-braunen Läufer ausgelegt, die Wände mit einer vergilbten Mustertapete verziert. Alles, auch die beiden goldfarbenen Wandlampen, wirkte uralte.

Jetzt verstand Alex, warum die Zimmer nicht vermietet waren. Wer

würde für dieses Loch schon Geld bezahlen.

Vom Flur gingen vier Türen ab.

Das erste Zimmer war ein kleines, aber im Verhältnis zu den Zuständen unten gepflegtes Bad. Das zweite ein Abstellraum voller Kartons und, wie sollte es anders sein, ineinander gestapelter Plastikblumenkübel in der gleichen Größe, wie sie unten im Hof lagerten.

Der Mann muss ein echter Pflanzenliebhaber sein, dachte Alex.

Außerdem lagen unter dem Regal einige Paar alte, getragene Schuhe.

Zusammen mit denen im Stiefelflur waren es bestimmt drei Dutzend.

Einen Reim konnte Alex sich darauf nicht machen, aber ein Verbrechen war es schließlich nicht, alte Schuhe und Blumenkübel zu sammeln.

Den dritten Raum konnte man als Bibliothek bezeichnen. Drei Wände waren mit Regalen zugestellt, aus denen die Bücher und Zeitschriften nur so hervorquollen.

Der vierte Raum war interessant.

Er war absolut sauber.

Ein großes französisches Bett stand in der Mitte, perfekt bezogen mit Satinwäsche und eingerahmt von kitschig roten Lampen. Unter der Decke und an einer Wandseite befanden sich große Spiegel. Der Boden war mit hochflorigem, rotem Teppich ausgelegt. In zwei Ecken standen silbergraue Stative mit Scheinwerfern darauf, dazwischen ein weiteres, kleineres Stativ, auf dem eine Fotokamera installiert war.

Alex sah sie sich genauer an.

Es war eine EOS 5D. Hochmodern, sündhaft teuer und in der Lage, neben Fotos auch professionelle Videos aufzuzeichnen.

Die Augenbrauen nachdenklich zusammengezogen, sah Alex sich um.

Einen Raum wie diesen erwartete man in einem Bordell, aber doch nicht hier, in dieser siffigen Bude.

Horst Schön wurde immer rätselhafter.

»Wasserstoffperoxid wird unter anderem dazu benutzt, um in der landwirtschaftlichen Mastviehhaltung die Rohrleitungen zu reinigen, durch die das Futter in die Stallungen gelangt.«

Nele Karminter, die ihre Dienstwaffe gerade angelegt und die Jacke auf dem Arm hatte, sah Holger Sälzle an, der in der geöffneten Tür ihres Büros stand.

»Woher wissen Sie das?«, fragte sie.

»Aus dem Internet. Dann habe ich bei der Vereinigung der Mastviehhalter angerufen, und die haben es bestätigt. Das Zeug wird dort in großen Mengen eingesetzt.«

»Von wem?«

»Kommt darauf an. Viele Landwirte übernehmen die Reinigung selbst, manchmal machen es aber auch Fremdfirmen.«

Neles Gedanken begannen zu rotieren. Holger Sälzle hatte eine glasklare Verbindung gefunden. Sie alle hatten sich gefragt, warum gerade der einsame Maststall als Tatort diene. Und hier war die Antwort. Das konnte nicht bloß ein Zufall sein.

»Okay, danke«, sagte sie und zog ihre Jacke an. »Gute Arbeit. Ich werde sofort rausfahren und mich nochmal gründlich mit dem Besitzer unterhalten.«

Sälzle nickte und wandte sich ab.

Nele traf Anou vor dem Getränkeautomaten, aus dem sie sich gerade eine Flasche Mineralwasser gezogen hatte. Sie nahm ihr die Flasche ab, trank einen großen Schluck und unterrichtete ihre Partnerin von der Planänderung. Eigentlich hatten sie vorgehabt, Miriam Singers Arbeitsplatz aufzusuchen.

»Hast du mal rausgeschaut?«, fragte Anou.

»Warum?«

»Na ja, hier in der Stadt geht es ja, aber da draußen wird der Sturm sicher riesige Schneeverwehungen aufgetürmt haben. Im Radio warnen sie schon den ganzen Morgen davor.«

»Lass es uns trotzdem versuchen. Ich muss persönlich mit diesem Mann reden, am Telefon geht das nicht.«

Während sie mit dem Fahrstuhl in die Tiefgarage hinunterfuhren, telefonierte Nele mit Eckert Glanz. Im Anschluss an die Besprechung hatte er ihr mitgeteilt, dass er seinen Hausarzt aufsuchen müsse, um sich eine Spritze geben zu lassen.

»Tut mir leid, es geht nicht mehr, die Tabletten helfen nicht«, waren seine Worte gewesen, und sie hatte ihm ansehen können, wie schwer es ihm fiel. Eigentlich hatte er den Auftrag, nach Bruchhausen hinauszufahren und sich weiter umzuhören, doch das würden Anou und sie jetzt übernehmen.

Sie erreichte Eckert im Wartezimmer und fragte ihn, wie er den Landwirt

Harms einschätze.

»Als ich das erste Mal mit ihm sprach, war er angetrunken, und das am Vormittag«, sagte Eckert. »Ist ein ziemlich übellauniger, wortkarger Typ. Warum?«

Nele informierte ihn über die Neuigkeit.

»Ist ja ein Ding«, sagte Eckert. »Nach Wasserstoffperoxid habe ich ihn nicht gefragt, weil ich zu dem Zeitpunkt noch nichts davon wusste.«

»Okay, macht nichts. Ich fahre mit Anou hin. Wenn es dir mit der Spritze nicht besser geht, dann bleib zu Hause, hörst du?«

»Aber ...«

»Kein Aber. Ist zwar schlechtes Timing, aber die Gesundheit geht vor.« Nele legte auf, als sie den Wagen erreichten.

Sie war aufgedreht. Endlich tat sich etwas.

»Darf ich?«, fragte Horst Schön, und seine Hand deutete auf die Mappe. *Das ist zu früh*, schoss es Jördis durch den Kopf.

Sie befanden sich seit vielleicht zwanzig Minuten im Café del Sole, hatten sich eben am Büffet bedient und waren mit voll beladenen Tellern an den Tisch zurückgekehrt. Eine Bedienung hatte ihnen Kaffee eingeschenkt. Jördis hatte gehofft, dass sie erst essen würden, doch Horst Schön hatte ihr gerade mal genug Zeit gelassen, von einer Scheibe Honigmelone abzubeißen. Wahrscheinlich war Alex noch nicht fertig, und wenn Schön den Text erst in der Hand hielt, würde diese Farce schnell vorbei sein. Sie musste ihn hinhalten.

»Wohnst du eigentlich auch in der Katzengasse?«, fragte sie, weil ihr auf die Schnelle nichts anderes einfiel.

Sie wischte sich Mund und Finger an der Serviette ab und zog die Mappe ein Stück zu sich her. Dabei machte sie einen verlegenen Gesichtsausdruck. Er sollte ruhig denken, sie traue sich nicht, ihn ihr Selbstgeschriebenes lesen zu lassen.

»Ich habe oben ein kleines Zimmer mit einem schönen Bett darin, falls es mal wieder spät wird oder ich zuhause keine Ruhe finde. Aber wirklich wohnen tue ich dort nicht. Ich habe noch ein Haus im Grünen. Es ist sehr schön dort, würde dir bestimmt gefallen.«

»Ich bin eher ein Stadtkind. Vermietest du die Wohnung über dem Literaturcafé? Das Haus ist doch groß genug und ideal gelegen.«

Er zuckte mit den Schultern und steckte sich eine Gurkenscheibe in den

Mund.

Während er kaute, sagte er: »Habe ich mal gemacht, ja, aber ständig dieser Ärger mit den Mietern, das war mir irgendwann zu viel. Warum fragst du? Suchst du eine Wohnung?«

Jördis nickte eifrig. »Ja. Schon seit längerem. Aber etwas Günstiges zu finden ist gar nicht so einfach.«

Die Idee war ihr spontan gekommen und würde noch ein paar Minuten Zeit herausschinden. Dass sie damit ins Schwarze traf, konnte sie sehen. Schön steckte sich eine weitere Gurkenscheibe in den Mund und spielte kauend die Situation in Gedanken bereits durch. Seine Augen leuchteten. »Ich mache dir einen Vorschlag«, sagte er schließlich. »Wenn ich dein Manuskript, das ich bestimmt gleich zu lesen bekomme ...«, er zwinkerte ihr zu, »an einen Verlag vermitteln soll, brauchen wir dazu Coverfotos. Das ist heutzutage so üblich. Die Verlage wollen ein Gesicht zu dem Text, je hübscher, desto besser. So etwas erhöht die Verkaufszahlen. Solche Fotos bei einem Fotografen machen zu lassen ist aber ziemlich teuer, deshalb mache ich das schon seit längerem selbst. Ich habe ein kleines Studio in der Katzengasse, mit allem, was dazu gehört.«

Er sah sie auffordernd an.

»Na, was sagst du? Du kommst vorbei, wir machen ein paar Aufnahmen, und du schaust dir die Zimmer an.«

Jördis konnte kaum glauben, was sie hörte. Für wie naiv hielt der Mann sie? War das seine Masche, die Mädchen, die sich Hoffnung auf eine Veröffentlichung machten, in sein Haus zu locken? Und was dann? Was für Aufnahmen würde er dort machen? Alex hatte vollkommen Recht: Der Typ war so verdächtig, wie es nur ging.

Plötzlich hatte Jördis das Bedürfnis, Horst Schön eine ordentliche Ohrfeige zu verpassen. Sie hielt sich zurück, spürte aber, dass sie ihre Schauspielerei nicht mehr lange aufrechterhalten konnte. Zu sehr widerte dieser Mann sie an.

»Das finde ich ganz wunderbar«, sagte sie.

Seine Finger landeten auf ihrer Hand, die noch immer die Mappe bewachte.

»Aber erst muss ich lesen.«

Jetzt wirkte auch sein vorher noch so sympathisches Lächeln nicht mehr

bei Jördis. Sie hatte das Gefühl, der Teufel grinse sie an.

Sie zog ihre Hand weg und nickte.

»Aber nicht lachen«, brachte sie mühsam hervor.

Er deutete es als Schüchternheit und strich noch einmal über ihren Handrücken.

»Auf keinen Fall!«, sagte er. »Hab Vertrauen, Jördis.«

Ohne sie aus den Augen zu lassen, zog er die Mappe zu sich, befeuchtete in einer langsamen, geradezu anzüglichen Bewegung mit der Zunge die Kuppe seines Zeigefingers und schlug den Deckel auf.

Erst jetzt senkte er den Blick.

»Worum geht es?«, fragte er.

»Es ist ein Krimi. Eine Entführungsgeschichte.«

»Wunderbar! Kriminalliteratur verkauft sich immer.«

»»Der Lügner««, las er vor. »»Von Jördis Kettelhake.««

Er sah sie wieder an. »Dein Name würde sich richtig gut auf einem Buchdeckel machen.«

Dann blätterte er um und begann zu lesen.

Jördis, die ja wusste, was da stand, las in Gedanken mit.

Der Winter wollte einfach nicht zu Ende gehen. Es war bereits Ende Februar, und noch immer bedeckten Schneereste die Landschaft. Die Nächte waren nach wie vor kalt. Jeden Morgen mussten die Menschen Eis von den Scheiben ihrer Autos kratzen, eine mühevollen, leidgewordene Arbeit. Zu dieser kalten Zeit verschwand ein Mädchen spurlos. Ihr Name war ...

Horst Schön sah zu ihr auf. Der Ausdruck der Geilheit in seinen Augen war einer Mischung aus Verwirrung und aufkeimender Wut gewichen.

»Was soll das?«, fragte er tonlos.

Plötzlich stach Jördis der Hafer. Auf Teufel komm raus wollte sie diesen blöden Arsch vorführen.

»Wieso? Gefällt es dir nicht? Liegt es am Namen des Mädchens?

Daniela Gerstein? Den kann ich noch ändern.«

Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln, spürte aber selbst, dass es ihre Augen nicht erreichte. Von unzähligen Trainingseinheiten vor dem Spiegel wusste sie, wie sie ihre Pupillen zu Eiswasser erstarren lassen konnte.

Mit einer heftigen Bewegung schlug er die Mappe zu und stand auf.

Jördis erschrak und zuckte zurück, weil sie befürchtete, er würde auf sie losgehen, doch er sah sich nur in dem überfüllten Lokal um.

»Suchst du jemanden?«, fragte Jördis.

»Hast du deinen Freund mitgebracht?« Er wandte sich ihr zu, straffte die Schultern und zeigte auf die Mappe. »Was ist das für ein Arsch, der eine Frau vorschickt?«

»Ich weiß gar nicht, was du meinst.«

Jördis versuchte, die Rolle der unschuldigen Unwissenden weiterhin durchzuziehen. Zum einen, weil sie Horst Schön damit mächtig auf die Palme brachte, zum anderen verschaffte es Alex mehr Zeit. Mit einer geschmeidigen Bewegung schlug sie die Beine übereinander, lehnte sich zurück und drückte die Brust durch.

Trotz seiner Wut sah Schön ihr in den Ausschnitt, und seine Zunge glitt schnell wie die einer Schlange über seine Oberlippe.

»Erzähl mir keine Scheiße, ich bin doch nicht blöd. Das ist ein abgekartetes Spiel. Kam mir doch gleich alles merkwürdig vor, gestern schon. Solche Tussis wie du und deine Freundin haben nie und nimmer Interesse an Literatur, geschweige denn das Talent zu schreiben. Sag deinem Schnüfflerfreund, er kann mich mal kreuzweise!«

Er war puterrot und laut geworden und fuchtelte mit den Händen herum. Einige der anderen Gäste in ihrer Nähe wurden auf sie aufmerksam. Dieses gut besuchte Lokal als Treffpunkt zu wählen war die richtige Entscheidung gewesen, fand Jördis. Wer konnte schon sagen, wozu Horst Schön in diesem Zustand fähig war.

»Dann wird es nichts mit der Veröffentlichung?«, fragte sie.

Horst Schön kam um den Tisch herum, beugte sich zu ihr hinunter, stützte sich mit beiden Händen auf und brachte sein Gesicht ganz nah an ihres. Nahe genug, um seinen Atem spüren und abermals das zu dick aufgetragene Parfum riechen zu können.

Jördis wich keinen Zentimeter zurück.

»Wenn ich nicht genau wüsste, dass dein Freund hier irgendwo ist, weißt du, was ich dann mit dir machen würde?«

»Nein. Was denn?«, fragte Jördis und hoffte, er würde es in Worte fassen. Schließlich zeichnete Alex das Gespräch auf.

Ein Lächeln umspielte seine Lippen.

»In deinen schlimmsten Alpträumen besitzt du nicht annähernd genug

Phantasie, um es dir auszumalen.«

»Wow!«, machte Jödis. »Wie poetisch. Schon mal versucht, ein Buch zu schreiben?«

»Du Fotze!«

Das sagte er sehr leise, und trotz aller zur Schau gestellten Coolness jagte seine Stimme ihr doch eine Gänsehaut über den Rücken. Sein Blick dauerte eine Ewigkeit an, und Jödis wusste, diese Augen würde sie niemals wieder vergessen. Er schien sie mit seinem Blick vergewaltigen zu wollen, und Jödis konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass er tatsächlich in Bereiche ihres Körpers eindrang, in denen er nichts zu suchen hatte.

Für eine bissige Erwiderung war ihr Hals plötzlich zu eng. Sie spürte, wie ihr am ganzen Körper der Schweiß ausbrach.

Hoffentlich beobachten die anderen Gäste uns noch, dachte sie.

Schließlich richtete er sich auf, holte einen Fünfzig-Euro-Schein aus seinem Portemonnaie und warf ihn auf den Tisch.

»Behalt den Rest, du Nutte«, sagte er und verschwand.

Jödis sah ihm nach, und erst, als sich die Tür hinter ihm schloss, wagte sie wieder auszuatmen.

»Raus da, Alex, er kommt!«, warnte sie ihren Freund über das Mikrofon. Alex hatte alle Zimmer im ersten Stock durchsucht. Jetzt stand er vor der schmalen Holzstiege, die ins Dachgeschoss des Hauses führte. Er stieg hinauf. An der einfachen, hölzernen Tür am Ende der Treppe war ein gelbes Plastikschild angebracht.

Privat. »Betreten verboten« stand in roten Lettern darauf.

Alex bückte sich und betrachtete das Schloss. Es würde ebenso leicht zu überwinden sein wie alle anderen Schlösser in dieser Bruchbude. Die Frage war, ob er noch genug Zeit hatte. Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass von seinen fünfundvierzig Minuten nur noch zehn übrig waren. Er hatte viel Zeit damit verbracht, mit seinem Handy Fotos von sämtlichen Räumen, vor allem aber von dem Puffraum zu machen. In dem kleinen Nachtschrank neben dem Bett hatte er sieben ungeöffnete Packungen Kondome gefunden sowie Handschellen, einen Knebel und zwei Plastikdildos. Sexspielzeug an sich war ja nichts Ungewöhnliches, in dieser Konstellation ließ es Horst Schön jedoch noch zwielichtiger erscheinen, als er es ohnehin schon war.

Während Alex noch darüber nachdachte, ob er das Dachgeschoss inspizieren sollte, tat sich bei Jördis etwas.

Er hielt inne und lauschte.

In diesen Sekunden begann Horst Schön zu lesen.

Verdammt, das war zu früh!

Zehn Minuten maximal, mehr standen ihm jetzt nicht mehr zur Verfügung.

Alex lief die Treppe hinunter.

Zurück vor dem Schreibtisch, sah er, dass er gerade rechtzeitig kam; die erste DVD war voll. Er wechselte sie gegen eine neue aus.

Dann setzte er sich noch einmal auf den Drehstuhl und ließ seine Finger über die Tastatur flitzen. Während er sich ins Internet einloggte, entdeckte im Café del Sole Horst Schön, dass er verarscht wurde.

Jördis machte ihre Sache gut. Alex konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. So richtig wohl war ihm nicht dabei, sie praktisch als Köder einzusetzen, aber er wusste, dass ihr in dem gut besuchten Lokal nichts passieren konnte. Und sie hatte den Auftrag, drinnen zu bleiben, bis er sie abholte. Nicht einmal auf den Parkplatz hinausgehen durfte sie.

Alex rief die Seite von Lovers World auf.

Jeder angemeldete User dieser Seite schien über die IP-Nummer seines PC identifiziert, beim Betreten begrüßt und über den Stand der neuen Nachrichten informiert zu werden. Zum Abrufen der Nachrichten und zum Chatten musste man aber ein Passwort eingeben, ebenso, wenn man sich von einem fremden Rechner aus einloggte, wie Alex es zuhause getan hatte.

Blitzschnell baute sich die Seite auf und begrüßte ihn als Freedomwriter.

Horst Schön war Freedomwriter.

Er hatte sich in diesem Chat mit Daniela Gerstein unterhalten.

Alex zuckte zusammen, als Jördis plötzlich sehr laut ins Mikrofon sprach.

»Raus da, Alex! Er kommt.«

Er loggte sich aus und überprüfte den Brennstatus. Achtundsiebzig Prozent der Festplatte befanden sich bereits auf seinen DVDs. Für die letzten zweiundzwanzig Prozent prognostizierte das Programm eine Brenndauer von sieben Minuten.

Falls Horst Schön vom Café del Sole aus direkt hierher fahren würde,

könnte es knapp werden. Drei Minuten Spielraum waren nicht viel, schließlich musste Alex Haus und Hof noch verlassen.

Scheiß drauf!

Jetzt wollte er alles, was sich auf diesem Rechner befand.

Der blaue Balken, der den Brennstatus dokumentierte, schob sich enervierend langsam voran. Alex' Finger tippten nervös auf die Schreibtischplatte. Draußen auf der Straße fuhr ein Auto vorbei. Alex beugte sich vor, schob die Vorhänge einen Spaltbreit auseinander und schaute hinaus. Er konnte die Toreinfahrt sehen.

Nein, da war niemand.

Noch vier Minuten.

»Schatz, ich hoffe, du bist draußen. Der Typ ist echt sauer!«, sagte Jördis über das Mikro.

Alex nahm sein Handy, rief sie an und sagte ihr, dass er im Aufbruch begriffen war.

Noch zwei Minuten.

Wieder Lärm auf der Straße.

Er lugte durch die Vorhänge. Vor der Toreinfahrt parkte ein brauner Lieferwagen von UPS. Gerade stieg der Fahrer aus und lief mit einem Paket unterm Arm zur anderen Straßenseite hinüber. Hinter dem Lieferwagen, das konnte Alex gerade noch erkennen, wartete ein schwarzes Fahrzeug.

Mit »Komm schon, komm schon« versuchte Alex das Programm zu beschleunigen.

Schließlich war der Balken vollständig und die Übertragung abgeschlossen. Alex nahm die DVD heraus und tippte schnell noch den Befehl ein, der seine Spuren auf dem PC vernichten würde. Dann steckte er alles in seinen Rucksack und verließ das Büro.

War die Tür offen gewesen?

Alex wusste es nicht mehr.

Er rannte durch den Stiefelflur, verließ das Haus, nahm sich aber die Zeit, wieder abzuschließen. Als er damit fertig war, hörte er den UPS-Lieferwagen wegfahren. Kurz darauf erklang das nächste Motorengeräusch direkt vor dem Tor. Eine Autotür wurde geöffnet. Hektisch sah Alex sich auf dem Hof um.

Er brauchte ein Versteck.

Eine Sekunde, bevor Schön das Tor nach innen öffnete, presste er sich an die backsteinernen Mauer und verschwand hinter dem linken Torflügel. Durch den Spalt zwischen Mauer und Tor beobachtete Alex, wie Schön seinen Wagen langsam zwischen den Pfeilern hindurchmanövrierte und dann bis zu der Garage rollte. Er wartete ab, bis er sicher war, dass Schön ihn durch die Seitenspiegel nicht sehen konnte, dann schnellte er aus seinem Versteck hervor und lief auf die Straße hinaus. Dort rannte er bis zum nächsten geparkten Auto und versteckte sich vor dem Kühler. An der Stoßstange vorbei beobachtete er die Einfahrt.

Schön ließ sich nicht blicken.

Die Torflügel schlossen sich mit dem lauten Knarren eines Sargdeckels in einem alten Vampirfilm.

Wilhelm Harms war Alkoholiker.

Nele und Anou konnten sich zwar mit ihm unterhalten, doch der Landwirt war auch diesmal nicht nüchtern, deshalb wussten sie nicht, inwieweit sie seinen Aussagen trauen konnten. Harms lebte allein auf seinem großen, heruntergekommenen Hof. Seine Frau und seinen erwachsenen Sohn hatte er mit seiner Sauferi und der daraus erwachsenen Aggressivität längst vertrieben. Natürlich war er verbittert und sah die ganze Welt als Feind an. Alle waren schuld, nur er nicht. Die Milchpreise hatten ihn bereits fast ruiniert, als er beschlossen hatte, auf die einträglichere Ferkelmast umzusteigen. Da war es aber schon zu spät, die anderen Landwirte waren ihm längst voraus gewesen, außerdem fehlte es ihm an Erfahrung. Zwei Seuchen in seinen Ställen hatten ihm den Rest gegeben. Nach seiner festen Überzeugung hatte seine Konkurrenz diese absichtlich bei ihm eingeschleppt.

Harms behauptete, er könne die Ställe wegen der Seuche nicht verkaufen. In der Gegend erzählte man sich, es würde ein Fluch darauf liegen, und für größere Investoren aus dem Ausland waren die Ställe zu klein. Sie zu erweitern erlaubte der Bebauungsplan der Gemeinde nicht. Also hockte er da mit seinen Schulden und ersäufte seine Sorgen im Alkohol.

Die Endreinigung seiner Ställe hatte eine Firma für Industrieservice übernommen. Er hatte Nele die Rechnung ausgehändigt. Die Firma kam aus Hamburg und nannte sich ISS.

Noch auf dem Hof des Landwirts rief Nele abermals Eckert Glanz an. Er

sagte, es ginge ihm besser und er könne arbeiten. Nele gab ihm die Adresse der Hamburger Firma durch und bat ihn, sich dort umzuhören. Sie hatte kaum aufgelegt, da läutete ihr Handy.

Es war Klaus Quandt.

»Herr Quandt, was haben Sie für mich?«

»Die Identität des Opfers.«

Neles Herzschlag beschleunigte sich. Endlich die Information, die sie so dringend benötigten.

»Schießen Sie los.«

»Daniela Gerstein. Achtzehn Jahre alt. Vor einem Monat als vermisst gemeldet. Wohnhaft in Beckedorf.«

Er gab die Adresse durch, und Nele schrieb mit.

»Wie haben Sie es herausgefunden?«, fragte sie dann.

»Ohne das zahnärztliche Gutachten wäre es nicht so schnell gegangen, außerdem liegen die Röntgenbilder einer Oberarmfraktur aus dem Jahre 2006 vor. Ihre Kollegen haben äußerst gründlich gearbeitet«, sagte Quandt.

Nele bedankte und verabschiedete sich, dann setzte sie Anou ins Bild.

»Fahren wir also zu den Eltern?«, fragte diese.

Nele nickte. »Auf jeden Fall!«

Sie gab Gas. Mit den Eltern zu sprechen hatte oberste Priorität! Natürlich würde es ein unangenehmes, belastendes Gespräch werden, aber mit ein bisschen Glück würde es ihnen auch die Informationen verschaffen, die sie benötigten, um Miriam Singer vor dem zu bewahren, was Daniela Gerstein leider hatte erleben müssen.

Vorausgesetzt, sie schafften es zurück in die Stadt!

Keine zweihundert Meter vom Hof entfernt sah die Welt plötzlich ganz anders aus.

Wie geisterhafter Nebel trieb der vom Sturm aufgewirbelte Schnee über Felder und Straßen. Eine bewegte weiße Masse, die scheinbar mit aller Macht auf ein Ziel zustrebte. Und es schneite immer noch weiter. Der Schnee klebte an allem: an Schildern, Bäumen, Häusern und Autos.

Innerhalb weniger Stunden war die Welt in Weiß versunken, und so sehr die Räumdienste sich auch anstrebten, gegen Xynthias Naturgewalt kamen sie nicht an. An exponierten Stellen türmte der Sturm gewaltige Schneewehen auf.

Auf der Hinfahrt waren sie hinter einem Schneepflug hergefahren und hatten die Strecke zwar langsam, aber ohne Probleme bewältigt. Danach sah es jetzt nicht mehr aus. Dass sich der Schnee in der kurzen Zeit erneut so hoch auftürmen würde, hätte Nele nicht für möglich gehalten. »Mist!«, sagte sie. »Hat sich das Wetter jetzt auch noch gegen uns verschworen?«

Anou warf ihr einen Blick zu. »Wieso auch? Wer hat sich sonst noch gegen uns verschworen?«

Nele zuckte mit den Schultern. »War nur so dahergesagt. Aber wenn das ... Vorsicht!«

Sie trat hart auf die Bremse. Ein Fehler!

Die Schneewehe hatte sich in dem weißen Nebel versteckt und war erst in letzter Sekunde aufgetaucht. Vielleicht hätten sie es hindurchgeschafft, wenn Nele Vollgas gegeben hätte, so aber blieb der Passat stecken.

Nele fluchte laut und schlug mit der Hand aufs Lenkrad. Dann schaltete sie abwechselnd zwischen Vorwärts- und Rückwärtsgang, gab dabei aber zu viel Gas. Die durchdrehenden Reifen polierten den Schnee zu Eis, bis nichts mehr ging. Weder vor noch zurück.

Nele wollte nicht aufgeben, wollte unbedingt zurück in die Stadt, um mit den Eltern zu sprechen, deshalb rammte sie immer wieder die Gänge ein, bis Anou ihr Handgelenk packte.

»Nele ... lass es«, sagte sie. »Das hat doch keinen Sinn. Wir sitzen fest.« Nele starrte sie aus geweiteten Augen an. Schweiß stand ihr auf der Stirn. Sie spürte Wut in sich aufsteigen, weil Anou scheinbar so ruhig war.

Kapiert sie denn nicht, was davon abhängt, den Täter so schnell wie möglich zu finden?

Sie stieß die Tür auf.

»Dann graben wir die Scheißkiste eben aus.«

Schon war sie draußen und sackte bis zu den Knien im Schnee ein. Der Wind schlug ihr heftig ins Gesicht, sofort konnte sie nichts mehr sehen und kaum noch atmen.

»Komm wieder rein!«, rief Anou.

Nele drehte den Rücken in den Wind und starrte den Wagen an. Die Reifen steckten bis zur Hälfte im Schnee, die Radkästen waren voll

davon, das ganze Auto schien darin zu schwimmen.

Keine Chance, schoss es ihr durch den Kopf.

Mit Tränen der Wut in den Augen kapitulierte sie und kämpfte sich in den Schutz des Wagens zurück. Sie zog die Tür zu und konnte wieder sehen und atmen. Schnee klebte in ihren Haaren und auf den Wimpern.

»Ruf an«, sagte sie atemlos zu Anou. »Die sollen einen Wagen rausschicken, der uns abholt.«

»Und wie soll der hierherkommen? *Wir* hätten schon gar nicht fahren dürfen.«

»Ist mir egal. Wir müssen ...«

Plötzlich erschien eine große schwarze Gestalt hinter Anou am Fenster der Beifahrertür. Nele zuckte erschrocken zurück und griff nach ihrer Waffe.

Anou bemerkte ihren Blick und drehte sich um.

Im selben Moment pochte die Gestalt auch schon gegen die Scheibe.

»Kann ich helfen?« Die dumpfe Stimme drang nur leise ins Wageninnere.

Nele hob ihre Waffe und zielte auf die Seitenscheibe.

»Nicoolaaaaaaa.«

Er war wieder da!

Und er war dreist genug, auch am helllichten Tage auf dem Grundstück herumzulaufen.

Aber Nicola war vorbereitet. Schon seit dem frühen Vormittag waren sämtliche Rollläden heruntergelassen. Das sonst lichtdurchflutete Haus war zu einem dunklen Bunker geworden, der zwar Sicherheit bot, gleichzeitig aber auch tiefe Angst in ihr auslöste. So abgeschottet zu sein und nichts sehen zu können machte Nicola zu schaffen, aber sie hatte sich vorgenommen, es durchzuziehen.

Auch ihn konnte sie nicht sehen, aber das musste sie nicht. Er machte sich bemerkbar, ließ sie wissen, dass er da war.

Auf der Terrasse wurde ein Stuhl verschoben. Eine Hand rutschte am Rollladen des Wohnzimmerfensters entlang. Ein hässliches, markerschütterndes Geräusch, trotzdem widerstand Nicola dem Drang, sich in eine Ecke des Hauses zu verkriechen.

Damit musste jetzt Schluss sein!

»Nicoolaaaa.«

Trotz der Mauern und Fenster konnte sie hören, wie er mit kindlicher Singstimme ihren Namen rief. Seine Stimme kroch in ihren Kopf und suchte dort nach dem Platz, den sie solange eingenommen hatte. Sie presste sich die Fäuste auf die Ohren und versuchte, seine Stimme zu ignorieren.

»Nicolaaa.«

Es klappte nicht, also nahm sie ihr Handy und wählte die Nummer, die sie zuvor gespeichert hatte.

Die Polizistin meldete sich nach dem vierten Läuten.

»Er ist hier«, flüsterte Nicola ins Telefon.

»Nicola, sind Sie das?«

»Ja ... Mein Mann, er ist hier.«

»Ist er im Haus?«

»Nein. Draußen.«

»Lassen Sie ihn auf keinen Fall herein, aber versuchen Sie, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Ich beeile mich. Haben Sie das verstanden, Nicola?«

»Ja, aber ... Ich weiß nicht ...«

»Halten Sie ihn hin, ich bin gleich bei Ihnen.«

Dann war das Gespräch beendet.

Nicola lauschte. Wo war er jetzt? Sie konnte ihn nicht mehr hören.

Ihn hinhalten, hatte die Polizistin gesagt. Aber wie sollte sie das machen? Sie wusste ja nicht einmal, wo er sich gerade befand. Sie schlich von Fenster zu Fenster, traute sich aber nicht, die Rollläden zu öffnen. Als sie in der Küche war, hörte sie ein schepperndes Klappern, konnte es aber nicht zuordnen. Danach vergingen fünf stille Minuten, in denen sie sich die Lippen blutig biss.

»Nicola!«

Das klang jetzt überhaupt nicht mehr wie kindlicher Gesang, sondern hart und fordernd, und es kam von der Haustür.

Nicola schlich in den dunklen Flur. Mit beiden Händen umklammerte sie immer noch das Telefon, während sie sich dicht an die Tür schob.

Halten Sie ihn hin!

»Was willst du?«, fragte sie.

Durch das dicke Holz hindurch konnte sie ihn spüren. Er stand auf der anderen Seite und presste wahrscheinlich genau wie sie sein Ohr an die

Tür.

»Warum geht das Garagentor nicht auf?«

Er hatte es also schon entdeckt.

Gestern Nacht hatte sie sich erneut in die Garage geschlichen und festgestellt, dass er nichts anderes getan hatte, als die beiden Kanister mitzunehmen. Die weißhaarigen Köpfe standen unberührt auf dem Tapetentisch. Allerdings hatte sie neben der Verbindungstür zum Haus eine schwere Brechstange gefunden. Die Spuren, die er bei seinem Einbruchversuch hinterlassen hatte, waren auf dem lackierten Metall des Rahmens deutlich zu sehen. Nicola hatte daraufhin den Motor, der das elektrische Garagentor antrieb, abgeschaltet. Das war nicht schwer gewesen. Sie hatte nur die Leiter holen und den einzigen Schalter an dem Motor so umlegen müssen, dass anstelle der grünen die rote Lampe leuchtete.

Noch vor einer Woche hätte sie sich so etwas nicht getraut.

»Keine Ahnung«, sagte sie.

»Ich muss in die Garage, hörst du! Ich brauche ganz dringend etwas daraus, für die Firma.«

»Ich weiß nicht, warum sie nicht aufgeht«, log Nicola. Auch das hätte sie vor einer Woche noch nicht gekonnt.

»Dann mach wenigstens die Tür auf, damit ich durchs Haus in die Garage komme.«

»Du darfst hier nicht rein. Das hat die Polizistin gesagt.«

»Ach, was wissen die Bullen denn schon. Ich habe Fehler gemacht, das weiß ich jetzt, und ich werde sie nie wieder machen, versprochen. Glaub mir bitte, mein Schatz! Glaubst du mir?«

»Nein!«, beantwortete Nicola seine Frage laut und deutlich.

Er schlug von außen hart gegen die Tür, und Nicola zuckte erschrocken zurück.

»Jetzt pass mal auf, du blöde Kuh. Was glaubst du eigentlich? Dass die Bullen dich ewig vor mir schützen können? Früher oder später erwische ich dich, also mach die verdammte Garage auf, bevor ich ...«

Plötzlich verstummte er.

Nicola, die einen Meter zurückgewichen war, starrte die weiße Haustür an.

Was war passiert? War die Polizistin endlich da?

Sie lief in die Küche und zog den Rollladen gerade weit genug hoch, um durch einen schmalen Spalt blicken zu können.

Tatsächlich! In der Hofeinfahrt stand ein Polizeiwagen.

Die Polizistin und ihr Mann trafen sich in der Mitte des Hofes. Er gestikulierte und zeigte immer wieder aufs Haus, doch die Polizistin schüttelte nur den Kopf. Dann redete sie eine ganze Weile auf ihn ein, und schließlich ging ihr Mann zu seinem Wagen, stieg ein und fuhr davon.

Nicola konnte es nicht fassen.

Warum hatte sie ihn nicht festgenommen?

Siegfried Gerstein wusste sofort Bescheid.

»Also doch«, sagte er, als Nele und Anou vor seiner Tür standen. »Ich hab es gewusst, seitdem dieser junge Mann die Röntgenbilder und die Zahnunterlagen geholt hat.«

»Herr Gerstein«, versuchte Nele den Faden wieder aufzunehmen, an dem sie sich hatte entlanghangeln wollen und der durch Gersteins Verhalten gekappt worden war. »Ich bin Hauptkommissarin Karminter, dies ist Oberkommissarin Rossberg. Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass ...«
»Ersparen Sie mir den Scheiß«, schnitt er sie abermals ab und wollte die Haustür schließen.

Nele stellte einen Fuß in den Flur und legte die rechte Hand an das Türblatt. Wieder spürte sie Wut in sich aufsteigen und schluckte sie mühsam hinunter. Die Fahrt hierher war eine einzige Katastrophe gewesen und hatte viel Kraft gekostet. Kraft, die ihr für dieses Gespräch jetzt fehlte.

Es war der Landwirt Harms gewesen, der an die Seitenscheibe geklopft und den Nele fast erschossen hätte. Von seinem Hof aus hatte er alles beobachtet. Trotz seines Alkoholpegels war der Mann in der Lage gewesen, seinen Traktor zu holen und sie damit aus der Schneewehe zu ziehen. Dabei hatten sie eine halbe Stunde Zeit verloren, konnten aber wenigstens weiterfahren. Harms hatte ihnen einen Weg durch den Wald gezeigt, wo der Sturm nicht so stark und die Straße halbwegs befahrbar gewesen war.

Sie waren direkt nach Beckedorf durchgefahren, und jetzt, eine Stunde, nachdem Harms sie herausgezogen hatte, und obwohl Anou die Hälfte der Strecke gefahren war, fühlte Nele sich am Ende und hielt sich nur

noch dank der Adrenalinausschüttung aufrecht.

»Herr Gerstein«, setzte sie neu an. »Ich weiß, wie schwer es für Sie sein muss, aber wir müssen dringend mit Ihnen sprechen. Der Täter, der Ihrer Tochter das angetan hat, hat eine weitere Frau in seiner Gewalt. Sie lebt aber wahrscheinlich noch, deshalb ...«

»Glauben Sie wirklich, das interessiert mich? Er könnte zehn Frauen in seiner Gewalt haben, und es würde mich nicht interessieren. Meine Tochter ist tot!«

Nele sah den wütenden, verzweifelten Mann an, der nur versuchte, seine Fassung zu wahren, und sich nicht anders zu helfen wusste, als sie zu beschimpfen, die ganze Welt zu beschimpfen. Sie wusste, er meinte nicht, was er sagte, trotzdem fachte er mit seinem Verhalten ihre Wut noch ein bisschen mehr an.

»Bitte, Herr Gerstein. Können wir reingehen und uns unterhalten?«

»Siegfried«, kam es von drinnen. »Lass sie rein.«

Er öffnete die Tür weiter als nur den Spalt, den er bisher mit seinem Körper abgedeckt hatte. Elke Gerstein tauchte neben ihrem Mann auf. Nele bemerkte, wie schnell er beiseite ging und ihr das Feld überließ.

»Daniela ist tot?«, fragte sie und starrte Nele aus roten, geschwollenen Augen an.

»Es tut uns leid, Frau Gerstein. Ja. Ihre Tochter ist tot.«

»Bringen Sie mich zu ihr.«

»Das geht nicht. Wir haben ...«

»Bringen Sie mich sofort zu meinem kleinen Mädchen!«, schrie Elke Gerstein und riss die Fäuste hoch.

Nele befürchtete, die Frau würde jetzt auf sie losgehen, doch ihr Mann hielt sie zurück. In seinen Armen begann sie zu kreischen und zu heulen, krallte sich in seinen gelben Pullover, zerrte daran, zerriss die Naht auf der Schulter und brachte ihn ins Taumeln. Nur das Treppengeländer bewahrte beide vor einem Sturz.

Nele schritt ein.

Sie legte beide Hände auf die Unterarme der Frau und wollte sie mit sanfter Gewalt von ihrem Mann wegziehen, doch so einfach war das nicht. In diesem Moment war die zierliche Frau unglaublich stark.

»Du hast sie aus dem Haus getrieben ... Du, du, du!«, schrie Elke Gerstein ihren Mann an.

Erst als auch noch Anou eingriff, gelang es ihnen, die Frau von ihrem Mann zu trennen. Anou brachte sie ins Wohnzimmer, während Nele mit dem Mann auf dem Flur zurückblieb.

Er richtete seine Kleidung, bemühte sich um Ordnung und Anstand, wirkte dabei aber wie ein Ertrinkender auf einer langsam sinkenden Schiffsplanke. Nele befürchtete, dass er sich gleich bei ihr für das Verhalten seiner Frau entschuldigen würde, doch er schwieg. Gott sei Dank schwieg er.

»Wo können wir reden?«, fragte Nele. Jedes Mitgefühl war aus ihrer Stimme gewichen.

»Gehen wir in die Küche.«

Aus dem Wohnzimmer hörten sie Anous beschwichtigende Stimme und Elke Gersteins herzerreißendes Heulen. Nachdem die Küchentür geschlossen war, wurde es erträglicher.

»Ich ... Ich ...«, begann Siegfried Gerstein.

Er verschränkte die Arme vor der Brust und wich bis an die Wand zurück, die am weitesten von der Tür entfernt war. »Sie war so schwierig in letzter Zeit. Ich habe mich doch nicht absichtlich mit ihr gestritten, aber sie war so schwierig.«

Sein Blick war ein einziges Betteln.

Nele ging zu ihm, legte ihm einen Arm um die Schultern, führte ihn zum Tisch und drückte ihn auf einen Stuhl. Dann setzte sie sich ihm gegenüber. »Meine Kollegin ruft einen Arzt. Der wird Ihrer Frau ein Beruhigungsmittel verabreichen. Aber Sie müssen für Ihre Frau da sein in der nächsten Zeit. Haben Sie mich verstanden, Herr Gerstein?«

Er nickte, aber sein jetzt leerer Blick strafte ihn Lügen. Dieser Mann hatte gar nicht die Kraft, für andere da zu sein, nicht in einer solchen Situation. Mit krummem Rücken, schwer auf die Ellenbogen aufgestützt, saß er am Tisch und schlug die Hände vors Gesicht. Aber er weinte nicht, er versteckte sich dahinter.

Nele ließ ihm diesen Moment. Zwar spürte sie jede verrinnende Minute tonnenschwer auf sich lasten, aber in einer solchen Situation hatte es keinen Sinn, den Mann zu drängen. Sie musste schon froh sein, wenn er nicht auch noch zusammenbrach. Um das zu verhindern, stand sie auf, füllte an der Spüle ein Glas Wasser und stellte es vor ihn auf den Tisch.

»Trinken Sie. Bitte!«

Er ließ die Hände sinken. Seine Augen waren blutunterlaufen, so stark hatte er sie gerieben. Er starrte erst sie, dann das Glas an. Schließlich nahm er es und trank es in einem Zug leer.

»Herr Gerstein. Wer könnte Ihrer Tochter das angetan haben?«

Er umklammerte das Glas so fest, dass Nele befürchtete, er könnte es zerbrechen. Sie nahm es ihm weg.

»Hatte Ihre Tochter einen Freund?«

»Wie ist sie gestorben?«

Nele schüttelte den Kopf. »Darüber sprechen wir, wenn es Ihnen besser geht.«

»Hat sie ... gelitten?«

»Nein«, log Nele. »Herr Gerstein. Wir tun alles, um den Täter zu fassen, der Ihnen Ihre Tochter genommen hat, aber dazu brauche ich Ihre Hilfe. Sie müssen mir ein paar Fragen beantworten. Es ist wichtig.«

»Nein.«

»Wie bitte?«

»Sie hatte keinen Freund ... Jedenfalls weiß ich von keinem.«

Was nichts heißen muss, dachte Nele. »Was ist passiert, bevor Ihre Tochter verschwand?«

Er schüttelte den Kopf. »Nichts. Nur das Übliche. Wir haben gestritten.«

»Worüber haben Sie gestritten?«

»Ich ... Ich weiß es nicht mehr.« Er fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar. »Das ist schon vier Wochen her.«

Plötzlich starrte er sie an. Seine Wut, die Nele schon an der Haustür gespürt hatte, war wieder da.

»Vier Wochen!«, wiederholte er. »Wenn Sie und Ihre Leute vor vier Wochen besser gearbeitet hätten, dann könnte meine Tochter noch leben. Verstehen Sie! Sie könnte noch leben. Aber nein, es war ja klar, dass der strenge Vater das Kind aus dem Haus getrieben hat. Es ist allein die Schuld der Polizei, was meine Frau jetzt über mich denkt. Sie haben alles kaputt gemacht!«

Er deutete mit seinem langen, dünnen Zeigefinger auf Nele.

Nele hielt seinem Blick stand, sagte aber zunächst nichts. Darauf konnte sie nichts erwidern. In dieser Phase höchster Emotionalität waren vernünftige Gespräche immer schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, und trotzdem musste sie mit dem Mann reden. Es musste ganz einfach

etwas geben, das sie auf die richtige Spur brachte.

Nachdem sie abermals eine kostbare halbe Minute hatte verstreichen lassen, sank Gersteins Hand auf die Tischplatte zurück, und der lodernde Blick in seinen Augen erlosch.

»Helfen Sie mir bitte, Herr Gerstein. Um Ihrer Tochter willen. Wohin wollte Daniela damals?«

»Ich weiß es nicht. Sie hat es mir nicht gesagt. Meine Frau kam besser mit ihr zurecht. Sie müssen meine Frau fragen ... Oder diesen Detektiv, der weiß auch alles.«

»Welchen Detektiv?«

»Den wir vor ein paar Tagen damit beauftragt haben, unsere Tochter zu finden, nachdem die Polizei ja nichts getan hat.«

»Warum haben Sie ihn nicht verhaftet?«

Mit Tränen in den Augen, der ganze Körper angespannt, stand die Frau in der geöffneten Haustür, als Tanja Schildknecht auf sie zutrat.

»So einfach ist das nicht.«

»Aber er darf doch nicht hier rein! Sie müssen ihn verhaften, bitte!

Lassen Sie ihn nicht frei herumlaufen.«

Tanja Schildknecht legte Nicola eine Hand auf den Unterarm – sie stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

»Kommen Sie, wir gehen hinein. Dort können wir reden.«

Zitternd ließ Nicola sich in die Küche führen. Tanja sorgte dafür, dass sie sich hinsetzte, dann füllte sie Wasser in einen Schnellkocher, ließ sich zeigen, wo Teebeutel und Tassen standen, und brühte für sie beide einen Tee auf. Derweil saß Nicola weinend am Tisch und schnäuzte sich immer wieder in ein Papiertaschentuch.

Tanja setzte sich ihr gegenüber und sah sie fest an.

»Waren Sie heute bei Gericht und haben ein Annäherungsverbot beantragt, so wie ich es Ihnen am Samstag geraten habe?«, fragte sie.

Nicola schüttelte den Kopf. »Ich ... Ich hatte so viel zu tun.«

Tanja hatte es geahnt.

In den letzten beiden Jahren, seitdem sie in der Sondereinheit für häusliche Gewalt arbeitete, hatte sie viele Frauen kennen gelernt, die von ihren Partnern geschlagen wurden. Einige davon über Jahre hinweg immer wieder, so wie Nicola. Es waren verängstigte, eingeschüchterte Frauen ohne jedes Selbstbewusstsein, die sogar noch in ein tiefes Loch

stürzten, wenn der prügelnde Mann plötzlich nicht mehr da war. Es reichte einfach nicht, die Männer aus dem Haus zu verbannen, solange sie noch in den Köpfen dieser Frauen präsent waren, und sie da rauszubekommen konnte lang dauern. Bei manchen gelang das nie. Nicht wenige ließen ihre Männer wieder herein und fügten sich in ihr Schicksal. Vielleicht gerade die Hälfte der Frauen, die sie betreut hatte, so schätzte Tanja, hatte es bis zum erfolgreichen Ende durchgezogen, und oft waren es nur die, die wirklich in Lebensgefahr schwebten und das auch wussten. Die meisten hätte man eigentlich an die Hand nehmen und zumindest auf den ersten Schritten in ein anderes, selbstbestimmtes Leben begleiten müssen. Dafür waren die Hilfsgruppen und Frauenhäuser da, aber was nützte das, wenn selbst dieser eine Schritt zu viel war. Tanja konnte nicht jede Frau dorthin begleiten. Anfangs hatte sie das getan, aber schnell erkannt, dass es auf Dauer zu viel Kraft und Zeit kostete. Mittlerweile neigte sie sogar zu der Ansicht, dass die Frauen, die diesen einen Schritt nicht gehen wollten, es nicht anders verdient hatten. Sie wusste, wie zynisch das klang, konnte sich aber nicht dagegen wehren. Vielleicht war Zynismus mittlerweile ihre einzige Verteidigung gegen die seelische Überlastung, die so ein Dienst mit sich brachte.

»Nicola ... Bitte, lügen Sie mich nicht an. Sie hätten Zeit gehabt, dorthin zu gehen. Oder zu einer der Selbsthilfegruppen, die ich Ihnen empfohlen habe.«

Ihr Gegenüber nickte mit gesenktem Blick.

Tanja seufzte. »Wenn Sie kein gerichtliches Annäherungsverbot erwirken, kann ich Ihren Mann auch nicht verhaften, er war schließlich nicht im Haus. Ich weiß, das klingt erschreckend, aber anders geht es nicht. Die Beratungsstelle hätte Sie auch beim Gang zum Gericht unterstützt. Und was machen Sie? Sie sitzen hier in ihrem Haus und warten darauf, dass er wiederkommt.«

»Das stimmt nicht. Ich habe nicht gewartet.«

Nicola hob ihre Teetasse an, dabei zitterte ihre Hand jedoch derart, dass sie sie wieder absetzen musste.

Mit leerem Blick sah sie Tanja an. »Doch ... Sie haben Recht. Ich habe gewartet. Ich habe sogar gehofft, dass er wiederkommt. Ich habe gehofft, dass alles wieder so werden würde wie früher, als er ... als er noch nicht

so war. Ich dachte wirklich, er hätte etwas gelernt dadurch.«

»Nicola. Sie sind so mutig gewesen und haben im Krankenhaus mit uns gesprochen. Das darf nicht umsonst gewesen sein. Sie können nicht wieder in Ihr altes Leben zurück. Ihr Mann wird Ihnen das hier nie verzeihen. Sie können und dürfen ihm nicht trauen, selbst wenn er Ihnen das Blaue vom Himmel herunter verspricht, hören Sie!«

Nicola nickte. Ihre Mundwinkel zuckten nervös.

»Ich wünschte mir, es wäre anders, aber glauben Sie mir, solche Männer ändern sich nicht. Sie müssen unbedingt Fakten schaffen. Schützen Sie sich, Nicola. Gehen Sie morgen zum Gericht. Wenn dieser eine Schritt getan ist, läuft alles andere fast von allein.«

Das Bordellzimmer in Horst Schöns Haus war für professionelles Fotografieren ausgestattet, deshalb hatte Alex sich zuerst auf die Bilddateien gestürzt, die er von Schöns Rechner kopiert hatte.

Mit seiner Vermutung lag er richtig.

Dieser Mistkerl hatte auf dem französischen Bett junge Mädchen fotografiert. Auf seinem PC gab es Hunderte Aufnahmen von Mädchen in knapper Wäsche, manche auch ganz nackt. Einigen sah man an, wie wenig Freude sie daran hatten; sie wirkten verkrampft und hölzern.

Andere wiederum schienen die Session zu genießen, und diese Aufnahmen überschritten deutlich die Grenze zur Pornografie.

Alex hatte die Bilder, auf denen ihm die Mädchen besonders jung erschienen, ausgiebig studiert, aber weder hatte er Daniela Gerstein darunter gefunden, noch war er sich sicher, ob es sich um Minderjährige handelte. Sie mochten sechzehn, siebzehn oder auch achtzehn sein – in diesen Posen und dieser Wäsche war das schwer zu sagen.

Es waren auch Portraitaufnahmen darunter, so, wie Schön es Jördis beim Frühstück erzählt hatte, aber nur ein paar wenige.

Alex war von Schöns Haus in der Katzengasse direkt zum Café del Sole gefahren und hatte zusammen mit Jördis erst einmal gefrühstückt. Sie war ziemlich aufgedreht gewesen und hatte ihm alles berichtet, was vorgefallen war. Dass sie in den letzten Minuten wirklich Angst vor Horst Schön gehabt hatte und ihm jetzt, nach diesem Gespräch, alles zutraute, erzählte sie Alex ebenfalls. An ihrer Stimme und an ihren Augen erkannte er, wie sehr sie das alles mitgenommen hatte, und Alex nahm sich vor, Jördis nicht noch einmal für so etwas einzuspannen.

Aber als sie das Café verließen, war Jördis bereits wieder die Königin der Schwerter gewesen und hatte ihn darum gebeten, sie bei Carla abzusetzen. Die beiden planten eine ausgiebige Shoppingtour durch irgendein Outletcenter in der Nähe, dessen Namen Alex noch nie gehört hatte. Wenn es ums Shoppen ging, konnte selbst das haarsträubende Wetter die beiden nicht aufhalten, und Alex war eigentlich ganz froh darum, denn so hatte er Zeit und Ruhe, sich mit Schöns Festplatte zu beschäftigen.

Er hatte die Bilder zur Hälfte durchgesehen, und bisher war keines davon geeignet, den Wichser dranzukriegen. Eine direkte Verbindung zu Daniela Gerstein fehlte auch noch, aber Alex war sich sicher, dass er irgendwas Belastendes finden würde. Horst Schön war so unschuldig wie die Jungfrau Maria, so viel stand fest. Seine Menschenkenntnis reichte Alex aus, um jeden Zweifel beiseitezuwischen. In seinem früheren Job hatte er gelernt, wie man Menschen durchschaute, und er bildete sich immer noch ein, darin einer der Besten zu sein.

Es klingelte an der Haustür.

Und zwar auf besonders dreiste Weise gleich dreimal hintereinander. Manchmal klingelte Jördis so, aber die hatte einen Schlüssel, und außerdem erwartete er sie nicht vor achtzehn Uhr zurück. Vielleicht hatten die beiden ja doch vor dem Wetter kapituliert.

Alex stand auf und öffnete.

Es war aber nicht Jördis, sondern zwei ihm unbekannte Frauen.

Eine gertenschlanke Blondine mit schulterlangem Haar und tiefer Falte zwischen den Augenbrauen; sie blickte ziemlich finster drein. Hinter ihr stand eine dunkelhaarige Schönheit mit kakaofarbener Haut.

Schwarz und weiß, schoss es Alex sofort durch den Kopf.

Noch bevor eine von ihnen etwas sagen konnte, wusste er, dass es Bullen waren. Auch dafür hatte er einen Riecher.

Die Weiße klappte ihren Ausweis auf.

»Kriminalhauptkommissarin Karminter, Kripo Lüneburg«, stellte sie sich vor. »Meine Kollegin, Frau Rossberg. Sind Sie Alexander Seitz?«

»Ja, bin ich.«

»Wir würden Sie gern sprechen. Dürfen wir hereinkommen?«

»Und worum geht es?«

»Sind Sie als Privatdetektiv für die Familie Gerstein tätig?«, fragte die

Weißer und steckte ihren Ausweis wieder ein.

Alex nickte und behielt seinen unverbindlichen Gesichtsausdruck bei, doch innerlich fluchte er. Warum mussten ausgerechnet jetzt, wo er vorankam, die Bullen vor seiner Tür aufkreuzen? Es musste eine neue Entwicklung in dem Fall geben, sonst hätten sie nicht mit den Gersteins gesprochen, und nur von denen konnten sie Information ...

Alex kam ein absurder Gedanke. Hatte etwa Horst Schön ihn bei den Bullen angezeigt?

Er würde es gleich herausfinden, denn dass ihm nichts anderes übrigblieb, als die beiden Polizistinnen hereinzulassen, war ihm klar. Die Weiße, die sich als Karminter vorgestellt hatte, schien nicht zum Scherzen aufgelegt zu sein. Von ihr ging eine regelrecht düstere Stimmung aus.

»Okay«, sagte Alex, »dann kommen Sie bitte herein.«

Er eilte voraus und schaltete den Bildschirm seines Computers ab.

Natürlich bemerkten die beiden Frauen das, und er konnte ihnen ansehen, wie merkwürdig sie sein Verhalten fanden. Und noch etwas anderes meinte er ihnen ansehen zu können: Horst Schön hatte sie nicht geschickt. Die beiden waren aus einem ganz anderen Grund hier.

»Haben Sie Daniela gefunden?«, sprach er seinen Gedanken aus.

Die Weiße starrte ihn an. Ihr Blick gefiel ihm immer weniger. Scheinbar hielt sie ihn für verdächtig.

»Leben Sie hier?«, sagte sie, statt seine Frage zu beantworten.

Das klang unhöflich, aber Alex war gewillt, darüber hinwegzuhören.

Er zuckte mit den Schultern. »Klar. Es ist zwar eine Wochenendhütte, aber als ständiger Wohnsitz zugelassen und angemeldet.«

Sie ließ ihren Blick durch das nicht gerade aufgeräumte und ziemlich vollgestellte Wohnzimmer gleiten, verweilte etwas zu lange beim Schreibtisch, auf dem noch immer Danielas Laptop stand, und sah ihn dann wieder an. »Können wir uns setzen?«

Alex nickte und zeigte auf die Sitzgruppe aus billigem Kiefernholz, die er eigentlich nie benutzte. »Bitte, nehmen Sie Platz.«

Zwei Stühle musste er von irgendwelchen Zeitschriften befreien, dann erst konnten sie sich alle setzen.

»Wir kommen gerade von Danielas Eltern«, begann Nele Karminter.

»Herr Gerstein sagte uns, Sie seien für ihn tätig und im Besitz des

Computers seiner Tochter. Stimmt das?«

»Die Eltern haben ihn mir für die Ermittlungen überlassen, das stimmt.«

»Den benötigen wir jetzt. Haben Sie etwas gelöscht, verändert oder kopiert? Befindet sich sonst noch etwas aus dem Besitz des Mädchens hier bei Ihnen?«

Der Ton der Blondine gefiel Alex immer weniger. Nicht nur, dass sie seine Frage immer noch nicht beantwortet hatte, sie war auch noch unfreundlich, und dazu hatte sie keinen Anlass. Bisher zumindest nicht, aber das würde sich gleich ändern. Er spürte, wie es in seinem Inneren zu brodeln begann.

»Ist Daniela tot?«, fragte er.

»Könnten Sie bitte meine Frage beantworten.«

»Nachdem Sie meine beantwortet haben, gern.«

Schwarz und Weiß wechselten einen schnellen Blick, dann nickte die Karminter. »Ja, Daniela Gerstein ist tot. Mehr werde ich Ihnen zu den laufenden Ermittlungen aber nicht sagen. Wie sieht es nun aus mit ...«

»Nein, außer dem PC habe ich nichts von ihr«, log Alex. »Und den können Sie gern mitnehmen. Da ist nämlich nichts von Interesse drauf. Wie ist sie gestorben?«

»Ich sagte doch gerade, dass ich mich dazu nicht äußern werde.« Nele Karminter beugte sich vor und sah ihn fest an. »Wir benötigen eine Speichelprobe von Ihnen«, sagte sie.

»Geht es Ihnen noch gut?«, platzte es aus Alex heraus. »Sie kommen hier rein wie ein Überfallkommando und behandeln mich wie einen Verdächtigen, statt mich um Hilfe zu bitten. Macht man das heutzutage so bei der Polizei?«

Alex war etwas zu laut geworden, aber die Frau kotzte ihn wirklich an. So ein großspuriges Verhalten, allein gegründet auf staatliche Autorität, konnte er auf den Tod nicht ausstehen.

»Wir können Sie auch mit aufs Revier nehmen, wenn Sie nicht kooperieren. Treiben Sie keine Spielchen mit mir, Herr Seitz, dazu bin ich im Moment überhaupt nicht aufgelegt. Sagen Sie uns einfach, wie weit Sie mit Ihren Ermittlungen gekommen sind, um alles andere kümmern wir uns.«

Da war ein gefährliches Funkeln in ihren Augen, aber das interessierte Alex jetzt überhaupt nicht mehr. So gefährlich wie die blöde Kuh war er

schon lange.

»Nee«, sagte er, lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Wissen Sie was? Nehmen Sie mich doch mit. Da schieß ich drauf. Aber Informationen bekommen Sie von mir erst, nachdem Sie sich entschuldigt haben.«

»Herr Seitz! Übertreiben Sie es nicht. Wir ermitteln in einem Mordfall. Da gibt es keinen Raum und keine Zeit für persönliche Animositäten.«

»Sie können mich mal«, sagte Alex und wusste im selben Moment, wie unklug das war. Aber er hatte sich nicht mehr unter Kontrolle. Da war sie wieder, diese allzu leicht zu entfachende Wut, die so viel zerstören konnte und so viel zerstört hatte.

Nele Karminter stand auf.

»Herr Seitz, ich nehme Sie wegen Behinderung der Ermittlungen vorläufig fest«, sagte sie. »Meine Kollegin wird Ihnen Handschellen anlegen.«

Während jetzt auch die Dunkelhaarige aufstand, blieb Alex zunächst noch sitzen.

»Das ist nicht euer Ernst, oder?«

Die Blondine trat vom Tisch zurück, schob ihre Jacke beiseite und löste den Sicherungsriemen für die Dienstwaffe.

»Probieren Sie es gar nicht erst«, sagte sie.

Alex sah sie lächelnd an. Die beiden waren zu allem entschlossen, deshalb war es wohl klüger, sich zu fügen. Außerdem könnte das höchst interessant werden. Er würde mehr über die Umstände von Danielas Tod erfahren, wenn er sich mit aufs Revier nehmen ließ, denn spätestens dort würden die beiden Polizistinnen herausfinden, mit wem sie es zu tun hatten.

»Welcher Rechner gehört Daniela?« fragte die Weiße.

»Der Laptop auf dem Schreibtisch.«

»Der andere gehört Ihnen?«

»Ja.«

»Ist beschlagnahmt«, sagte sie.

»Hey, das können Sie nicht machen. Da sind meine sämtlichen Firmendaten drauf. Sie brauchen einen richterlichen Beschluss, um hier ...«

»Den besorgen wir per Eilantrag telefonisch bei der Staatsanwaltschaft,

keine Bange«, sagte die Weiße. »Selbst schuld. Durch Ihr verdächtiges Benehmen haben Sie uns die rechtliche Handhabe dazu geliefert. Schon mal was von Gefahr im Verzug gehört? Also, entweder holen Sie ihn selbst unter dem Schreibtisch hervor, oder ich mache es. Wie es Ihnen lieber ist.«

Alex schüttelte den Kopf, sank auf die Knie und krabbelte unter den Schreibtisch. Er hatte noch Glück, dass die Weiße es ihn selbst tun ließ, denn in dem unter die Schreibtischplatte geschraubten Halfter steckte seine Waffe. Die war zwar angemeldet und er im Besitz eines Waffenscheins, für Verwirrung hätte sie aber trotzdem gesorgt und wäre zunächst ebenfalls eingezogen worden.

Er löste sämtliche Kabel, packte den PC, kam unter dem Schreibtisch hervor und hielt ihn der Weißen entgegen. Er spürte, wie rot sein Kopf mittlerweile geworden war.

»Wissen Sie was«, sagte die Karminter. »Am besten tragen Sie ihn selbst hinaus. Handschellen kann meine Kollegin Ihnen auch noch im Wagen anlegen.«

Ihr zuckersüß aufgelegtes Lächeln stachelte seine Wut noch ein bisschen mehr an, aber Alex fügte sich.

Anou platzte in Neles Büro.

»Hier ist der Eilantrag für die Beschlagnahme«, sagte sie und legte ihn auf ihren Schreibtisch. »Der Staatsanwalt hat geflucht, weil es eigentlich zu spät war. Er spielt nur mit, weil es eine tote Polizistin gibt in diesem Fall, aber nochmal macht er das nicht, das soll ich dir bestellen.«

»Ja, ja«, sagte Nele, die davon nichts hören wollte. Sie hatte den Privatdetektiv Alexander Seitz in den Vernehmungsraum auf dieser Etage des Präsidiums verfrachtet. Dort saß er jetzt und konnte ein wenig abkühlen. Aber er war nicht der Einzige, der das brauchte. Nele hatte sich ganz anders verhalten, als sie es von sich selbst kannte.

Normalerweise provozierte sie andere Menschen nicht und versuchte, in ihrem Job immer professionell vorzugehen, egal, was auch passierte. Aber seit sie die Leiche in dem Maststall entdeckt hatten, war sie reizbar und empfindlich, dazu kamen noch der Zusammenbruch bei Quandt im Büro und das Gefühl, krank zu werden.

»Warum warst du vorhin so wütend«, fragte Anou und stocherte noch zusätzlich in der Wunde.

Nele warf einige Papiere in den Ablagekorb und ließ sich in den Schreibtischstuhl fallen.

»Weil mir solche Kerle gewaltig auf den Keks gehen! Das ist doch kein Kinderspiel hier. Verdammt noch mal! Die Kleine ist auf entsetzliche Art getötet worden, und da soll ich auf irgendeinen Privatschnüffler Rücksicht nehmen?«

Anou warf einen Blick auf den Gang hinaus, schloss dann die Tür und kam zu Nele hinüber. Sie stellte sich hinter ihre Freundin, legte ihr die Hände auf den Nacken und begann, sie leicht zu massieren.

»Nicht ...«, sagte Nele und machte eine unwillige Kopfbewegung.

Anou hörte trotzdem nicht auf. »Schscht ...«, machte sie, verstärkte den Druck ihrer Finger ein wenig, und Nele spürte, wie gut sich das anfühlte.

»Viel zu viel Anspannung«, sagte Anou leise.

Nele schloss die Augen.

Mit ihren zärtlichen Fingern, die jetzt zu den Schläfen wanderten, schaffte es Anou tatsächlich, Neles Wut ein wenig abzumildern. Eben hätte sie die Wände hochgehen können. Alles ging viel zu langsam, das Wetter spielte nicht mit, und jetzt auch noch ein störrischer Privatschnüffler, der sich für Humphrey Bogart hielt. Sie wollte Miriam Singer finden, bevor der Täter sie mit seinem Wasserstoffperoxid behandelte. Sie wollte endlich Schluss machen mit dieser ganzen beschissenen Grausamkeit auf der Welt, kam sich aber vor, als renne sie immer nur mit dem Kopf gegen eine Wand. War sie denn die einzige, die sah, dass alles den Bach hinunterging?

Eine Achtzehnjährige!

Ein Mädchen am Beginn ihres Lebens. Alles hatte noch vor ihr gelegen. Abenteuer, Liebe, Familie, eigene Kinder. Alle Träume ausgelöscht mit einer ätzenden Flüssigkeit und der puren Lust am Töten.

Nele genoss zwar das Gefühl der kreisenden Finger an ihren Schläfen, zugleich war ihr aber auch bewusst, dass sie für so etwas keine Zeit hatte. Für nichts hatte sie Zeit, außer für den Abschaum der Gesellschaft. Wobei – war das wirklich der Abschaum der Gesellschaft, gegen den sie kämpfte? War es nicht eher die Gesellschaft selbst? Aus ihrer Mitte gingen diese Bestien hervor, blitzten für einen Moment in ihrer Grausamkeit auf wie Sternschnuppen am nächtlichen Himmel, bevor sie wieder in das schützende Dunkel der Normalität abtauchten. Bevor sie

wieder Ehemann, Vater und netter Nachbar wurden.

Nele musste an das Seminar zurückdenken. Vier von hundert. Eine Legion, allein auf die Einwohnerzahl Deutschlands bezogen. Und es kostete so verdammt viel Kraft, nur einen Einzigen von ihnen zu finden.

»Danke«, sagte sie, rutschte ein Stück nach vorn und beendete damit den intimen Moment.

Anou ging neben ihr in die Hocke. »Es tut mir leid, wegen all dem ... Na ja, du weißt schon.«

»Schon okay.«

»Nein, ist es nicht. Wir sollten über so etwas sprechen können wie Erwachsene, aber das konnte ich nicht. Ich werde mich ändern, versprochen.«

Nele nickte. »Okay.«

Anou erhob sich. »Ich hole Kaffee, du überprüfst den sauberen Herrn Seitz, und dann knöpfen wir ihn uns gemeinsam vor.«

Nele ordnete ihr Haar, atmete tief durch und ließ dann den PC nach Informationen über Alexander Seitz suchen. Die Suche dauerte keine fünf Sekunden und bescherte ihr eine Überraschung. Die Polizeiakte war gesperrt. Sie brauchte eine Freigabe vom Staatsanwalt, um sie lesen zu können – oder vom Polizeichef.

Schon wieder eine Verzögerung.

Nele griff zum Telefon. Sie erreichte Dag Hendrik in seinem Büro und erklärte ihm das Problem.

»Alexander Seitz«, sagte Dag, und Nele konnte deutlich hören, dass ihm der Name nicht unbekannt war. »Komm rüber. Wir reden hier.«

»Soll Anou ...«

»Nein. Komm allein.«

Nele legte auf. Sie war verwirrt. Damit hatte sie nicht gerechnet. Dag Hendrik war fast zwanzig Jahre länger im Polizeidienst als sie, davon allein acht Jahre länger in diesem Präsidium. Hatte es vor ihrer Zeit schon einen Fall gegeben, in den Alexander Seitz involviert gewesen war? Aber warum diese Geheimniskrämerei?

Auf dem Gang begegnete ihr Anou mit drei Kaffeebechern in den Händen.

»Warte noch«, sagte Nele. »Ich muss zu Hendrik. Es gibt Probleme mit Seitz.«

Anou sah ihr verständnislos nach, während sie den Gang hinuntereilte und durch das Treppenhaus ein Stockwerk höher lief.

Hendrik hielt ihr bereits die Tür auf.

Sein Blick war ernst. »Setz dich. Möchtest du etwas trinken?«

Nele lehnte ab, obwohl sie Durst verspürte. Aber sie wollte nicht noch mehr Zeit verlieren. »Ich muss diesen Mann vernehmen. Wenn ich keine Verbindung zwischen der Gerstein und Miriam Singer finde, sehe ich schwarz für die Frau.«

Dag nickte und sah sie an. »Alles, was wir jetzt besprechen, bleibt unter uns.«

»Aber ich muss wenigstens mein Team einweihen.«

Dag schüttelte den Kopf. »Nein. Kommt nicht in Frage. Nicht mal ich habe eine Freigabe für die Akte Seitz.«

»Wie bitte? Wer dann?«

»Das Ministerium fürs Innere.«

»Scheiße«, entfuhr es Nele. »Ist der Kerl im Zeugenschutzprogramm, oder was?«

»Es ist Zufall, dass ich etwas darüber weiß«, begann Dag Hendrik. »Ich war damals zum BKA versetzt. Seitz ebenfalls.«

»Er ist ein BKA-Mann?«

»Ein ehemaliger. Ist seit ... Wie lange ... Ich glaube, seit sechs Jahren raus. Es überrascht mich aber nicht, dass er als Detektiv arbeitet. Alles andere wäre auch Verschwendung von Talent. Seitz ist ein hervorragender Ermittler.«

»Und was ist passiert?«

»Ich war nicht dabei, kenne die Geschichte also nur vom Hörensagen, aber in bestimmten Kreisen hat es damals die Runde gemacht. Also wird schon etwas dran sein, wenngleich auch nicht alles der Wahrheit entsprechen muss. Seitz hat damals Undercover gegen die OK ermittelt.«

»Organisierte Kriminalität?«

Dag nickte. »Es ging wohl gegen die Italiener. 'Nhdrangeta. Einzelheiten kenne ich nicht, aber bei einem Einsatz ging was schief. Am Ende hatten sie vier tote Italiener und zwei tote BKA-Beamte. Seitz hatte die Leitung. Er selbst soll drei Männer getötet haben.«

»Drei getötete Mafiagangster? Na und? Was ist daran ...«

Dag schüttelte den Kopf. »Er soll einen Kollegen erschossen haben.

Seinen Partner.«

Daraufhin herrschte Schweigen. Nele musste die Information erst einmal verdauen. Das war harter Tobak.

»Es ging das Gerücht, es sei kein Unfall gewesen«, setzte Dag dem Ganzen noch die Krone auf. »Das konnte ihm niemand beweisen, aber die Ermittlungen ergaben, dass sein Kollege korrupt war und Seitz an die Mafiosi verraten hat. Irgendein Politiker war eventuell auch in die Sache verwickelt, aber du weißt ja, wie so was läuft. Sie haben Seitz keinen Mord, aber fahrlässige Tötung nachgewiesen und ihn rausgeschmissen.« Nele starrte ihren Chef an. »Das hat mir gerade noch gefehlt. Und wie soll ich mich jetzt verhalten?«

»Du verhältst dich so, als hättest du diese Geschichte nie gehört. Wenn du jemanden aus deinem Team einweihen musst oder willst, dann sagst du nur, Seitz habe fürs Innenministerium gearbeitet. Mehr wissen wir nicht. Mehr dürfen wir nicht wissen.«

»Und ihm selbst gegenüber?«

Dag Hendrik zuckte ein wenig ratlos mit den Schultern. »Mach dich auf einiges gefasst. Der Mann ist ein Profi.«

Nele nickte, stand auf und wandte sich der Tür zu.

»Geht es dir gut?«, fragte Dag Hendrik.

Sie drehte sich noch einmal um. »Ja. Warum?«

»Ich weiß nicht ... Du siehst ein bisschen abgekämpft aus.«

Nele schüttelte den Kopf. »Es ist nichts. Ein bisschen wenig Schlaf vielleicht.«

Damit wandte sie sich ab und verließ das Büro ihres Chefs mit dem Gefühl, er würde ihr nicht glauben. Kein Wunder. Sie glaubte sich ja selbst nicht.

Nachdem die Polizistin gegangen war, spülte Nicola die Tassen und die Kanne ab und polierte das gute Porzellan mit einem Stofftuch auf Hochglanz, so wie ihr Mann es immer von ihr verlangt hatte. Erst als sie die teuren Tassen bereits in den Schrank geräumt hatte, wurde ihr bewusst, was sie da tat.

Sie hielt inne.

Minutenlang starrte sie die Tassen an. Schließlich nahm sie eine, hielt sie in Hüfthöhe über dem Fußboden und ließ sie fallen. Sie zerplatzte auf den Fliesen, und Scherben schossen in alle Richtungen davon. Nicola

nahm eine weitere und ließ auch die fallen. Dieses Geschirr hatte er mit in die Ehe gebracht. Es stammte von seiner Mutter. Feines, weißes, englisches Porzellan mit einer Blume in zartem Pastellrosa darauf. Sie hatte es nie gemocht, doch ihr Mann hatte darauf bestanden, es tagtäglich zu benutzen.

Sie nahm noch zwei Tassen aus dem Schrank mit der Glastür und ließ sie ebenfalls zu Boden fallen. Danach war die Küche voller Scherben.

Unordentlich. Chaotisch. So wie ihr Leben.

Rückwärts ging Nicola aus der Küche und blieb unter der Tür stehen. Chaotisch. Zerstört.

Damit etwas Neues entstehen konnte, musste Altes zerstört werden.

Sie wusste nicht, woher der Satz plötzlich kam. Er war einfach da. So wie die Sehnsucht nach ihrem Lied, das sie so lange nicht mehr gehört hatte.

Sie ging ins Wohnzimmer hinüber und öffnete eine Schranktür. Die CD *Broken English* von Marianne Faithfull lag unter den Tischdecken versteckt. Sie holte sie hervor und blickte sie an wie einen alten Freund, den sie lange nicht gesehen hatte. Dann ging sie hinüber zu der Hightech-Stereoanlage, seinem ganzen Stolz, auf dem niemals auch nur ein Fingerabdruck zu sehen sein durfte. Sie hinterließ gleich eine ganze Batterie davon, als sie die CD einlegte, ihr Lied auswählte und die Lautstärke hochdrehte.

Sekunden später begann Marianne zu singen.

... the morning sun touched lightly on the eyes of Lucy Jordan ...

Nicola schloss die Augen und ballte die Hände zu Fäusten. Tränen quollen unter ihren geschlossenen Lidern hervor, während sie dem Text lauschte, den sie seit Jahren auswendig konnte. So wie Lucy Jordan war auch sie nie in Paris gewesen, war nie in einem Cabrio gefahren und hatte nicht den warmen Wind in ihrem Haar gespürt. In den vergangenen Jahren hatte sie überhaupt nichts mehr gespürt.

... Till the world turned to orange ... and the room went spinning round ... and the room went spinning round ... spinning round ...

Nicola drehte sich im Kreis, immer schneller und schneller, bis ihr schwindelig wurde und sie zu Boden ging. Heftig atmend blieb sie auf dem Rücken liegen und lauschte den letzten Klängen des Liedes.

Als es still wurde, hallte seine Drohung sofort wieder durch ihren Kopf.

Was glaubst du eigentlich? Dass die Bullen dich ewig vor mir schützen können? Früher oder später erwische ich dich ...

Tanja Schildknecht hatte Recht. Nur sie allein konnte etwas ändern.

Aber sie würde es auf eine andere Art tun, als die Polizistin glaubte.

»Das hat aber gedauert«, sagte Alexander Seitz. »Sind die Rechner hier so langsam, oder gab es Probleme bei meiner Personenüberprüfung?«

Wie schon vorhin, in seiner Hütte draußen im Naturschutzgebiet, zog Alexander Seitz einen seiner Mundwinkel leicht nach oben. Dadurch wirkte er wie ein Mann, der vor der Welt und den Menschen darin Abscheu empfand. Es war eine arrogante Mimik, mit der er sich, bewusst oder nicht, von seiner ihm unterlegenen Umwelt abgrenzen zu wollen schien.

Niemand mochte solche überheblichen Typen, Nele auch nicht, aber sie zwang sich zu einem Lächeln und stellte einen Kaffeebecher vor ihm auf dem Tisch ab.

»Für Sie.«

»Was für eine nette Geste. Den hätten wir aber auch bei mir zuhause trinken können.«

Nele hatte beschlossen, in die Offensive zu gehen, denn alles andere würde er ihnen sowieso nicht abnehmen.

»Sie haben laut Computer früher für das Innenministerium gearbeitet. Weitere Informationen sind aber gesperrt. Wollen Sie selbst etwas dazu sagen?«

Sein Blick war abschätzend, fast schon kalt. Er suchte in Neles Augen nach der Wahrheit, wollte herausfinden, wie viel sie tatsächlich wusste.

»Das muss reichen, es hat ohnehin nichts mit dem zu tun, weshalb wir hier sind.«

»Das werden wir noch sehen«, sagte sie. »Ein Kollege ist gerade damit beschäftigt, Ihren PC und den von Daniela Gerstein zu durchsuchen. Das wird eine Weile dauern. Vielleicht haben Sie Ihre Meinung ja inzwischen geändert und ersparen uns ein wenig Arbeit.«

Nele sah ihm direkt in die Augen und versuchte sich an einem Blick, der Seitz nicht gleich wieder in die Defensive zwingen würde. Dass sie mit der Böser-Bulle-Masche bei diesem Mann nicht weit kommen würde, war ja nun klar.

Er zuckte mit den Schultern. »Wie schon gesagt: Wenn Sie eine

Zusammenarbeit anstreben, bekommen Sie von mir auch Informationen.«

Nele trank von ihrem Kaffee, stellte den Becher ab und drehte ihn zwischen den Händen hin und her. Sie traute Alexander Seitz nicht, aber dass er in den Mord an Daniela Gerstein verwickelt war, konnte sie wohl ausschließen. Er war kein normaler Privatschnüffler, kein Anfänger, sondern ein Profi, der die Seiten gewechselt hatte. Eigentlich sprach nichts dagegen, auf einem eng begrenzten Gebiet mit ihm zusammenzuarbeiten. Vielleicht hatte er ja etwas herausgefunden, was sie selbst weiterbringen würde.

»Sie wurde zu Tode gebleicht«, sagte sie.

Sein Blick blieb ausdruckslos. »Verstehe ich nicht.«

»Daniela wurde so lange mit hoch konzentriertem Wasserstoffperoxid übergossen, bis sie durch das Einatmen der ätzenden Dämpfe starb«, konkretisierte Nele.

Er starrte sie an. Seine Augen wurden etwas dunkler, sonst änderte sich nichts an seiner Mimik.

»Wie können Sie sicher sein, dass es sich um Daniela handelt?«

»Durch ihr Zahnbild und alte Röntgenaufnahmen. Der Genabgleich steht noch aus, wird es aber nur bestätigen.«

»Verdächtige?«

»Das geht jetzt zu weit. Ich habe nicht vor, Sie in die laufende Ermittlung einzuweihen ... Auch wenn Sie selbst mal Polizist waren.« Die letzten Worte wählte Nele mit Bedacht.

Alexander Seitz ließ erneut das kleine Lächeln sehen. »Bestellen Sie Dag einen schönen Gruß von mir, oder besser: dem Herrn Polizeichef.«

Seine Stimme triff vor Sarkasmus.

Nele schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht blöd, wissen Sie. Ihr Verhalten und der Hinweis auf eine Tätigkeit beim Innenministerium lassen gar keinen anderen Schluss zu. Ich tippe mal auf BKA.«

»Tippen Sie, was Sie wollen, aber meine Vergangenheit hat trotzdem nichts mit dem Fall Daniela Gerstein zu tun, also lassen wir sie aus dem Spiel.«

»Meinetwegen. Dann sagen Sie mir bitte, was Sie bisher gefunden haben.«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich etwas gefunden habe?«

»Frau Gerstein sagte, Sie wären im Internet auf Nacktfotos ihrer Tochter gestoßen.«

Seitz schüttelte den Kopf. »Das stimmt nicht. Ich habe Hinweise darauf gefunden, aber nicht die Fotos selbst. Das werden Sie bei Durchsicht der Mails selbst herausfinden. Zu mehr bin ich noch nicht gekommen. Ich habe den Fall ja erst seit ein paar Tagen.«

Jetzt war es Nele, die in seinen braunen Augen nach der Wahrheit suchte. War er ein Mörder? Hatte er damals seinen Kollegen erschossen, um etwas zu vertuschen? Sie konnte nicht anders, als sich auch diese Fragen zu stellen, zusätzlich zu denen, die Daniela betrafen.

Er hielt ihrem Blick stand, blinzelte kaum, und seine Hände lagen ruhig auf der Tischplatte. Beim BKA wurden sie gut ausgebildet in Verhörtaktiken. Sie würde aus diesem Mann immer nur so viel herausbekommen, wie er ihr freiwillig gab.

»Das ist nicht viel«, sagte Nele.

»Da gebe ich Ihnen Recht.«

»Sie dürfen ab sofort nicht mehr an dieser Sache arbeiten, es laufen jetzt offizielle Ermittlungen.«

»Hören Sie auf damit«, sagte Seitz gelangweilt. »Sie wissen doch genau, dass Sie es mir nicht verbieten können. Solange ich den Auftrag der Eltern habe, mache ich auch weiter.«

»Ich werde mit den Eltern reden.«

»Das hätten Sie schon viel früher tun sollen, zu einem Zeitpunkt, als die Eltern die Hilfe der Polizei gesucht haben. Da stießen die Gersteins aber auf taube Ohren. Jetzt ist es zu spät. Das Mädchen ist tot. Den Täter zu finden wird für die Eltern die Katastrophe nicht abmildern.«

»Dann werden die Eltern Sie auch nicht weiter beschäftigen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Kann schon sein. So ist eben der Job.«

Nele beugte sich vor. »Und mein Job ist es, den Täter zu finden, der dem Mädchen das angetan hat. Sie können sich vielleicht vorstellen, wie die Leiche aussieht, aber Sie können sich nicht vorstellen, welche entsetzlichen Qualen das Kind aushalten musste, bevor sie endlich sterben durfte. Das ist mit Abstand das Widerlichste, was ich je gesehen habe, und ich werde dieses Schwein finden, glauben Sie mir. Sie können dabei helfen oder es lassen, aber finde ich heraus, dass Sie uns Informationen vorenthalten, dann mache ich Ihnen das Leben zur Hölle.

Dann können Sie ihre Sachen packen und nach Ecuador auswandern.
Das schwöre ich Ihnen bei allem, was mir heilig ist.«

Einen Moment herrschte eisiges Schweigen.

»Dann kann ich also gehen?«, fragte Seitz schließlich und hatte wieder dieses kleine Lächeln im Mundwinkel, das Nele so auf die Palme brachte.

Sie hätte ihn gern dabehalten, wenigstens vierundzwanzig Stunden, wusste aber, dass sie dafür nicht genug in der Hand hatte. Eine Klage wollte sie wegen des Mistkerls auch nicht riskieren.

»Bring ihn raus«, sagte sie zu Anou und verließ den Vernehmungsraum, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Alex war stinksauer.

Die Dunkelhaarige hatte ihn bis vor die Tür des Präsidiums begleitet und ihm auf seine Frage, wie er nach Hause kommen sollte, den Weg zur nächsten Bushaltestelle erklärt. Zum Abschluss hatte sie ihm noch ihre Karte überreicht und gesagt: »Falls Ihnen doch etwas einfällt.«

Mit ihrer exotischen Schönheit war sie eigentlich genau der Typ Frau, auf den er abfuhr, aber in dem Moment hätte er ihr gern einen Tritt in den hübschen Arsch verpasst.

Er hatte fast fünfzehn Minuten bis zur Bushaltestelle gebraucht, nur um dort festzustellen, dass es keinen Bus gab, der zu ihm hinausfuhr. In die Nähe, ja, aber von dort würde er noch einmal mindestens eine Viertelstunde zu Fuß gehen müssen. Und das bei dem Wetter!

Der kalte Wind kühlte zwar seinen erhitzten Kopf, und die Bewegung half, seinen Blutdruck zu senken, trotzdem hatte ihm schon der Weg hierher gereicht. Der Sturm trieb die Schneeflocken waagerecht durch die Luft, man konnte kaum etwas sehen, außerdem waren die Bürgersteige rutschig.

Im Schutz der Bushaltestelle zog Alex sein Handy hervor und wählte Jördis' Nummer. Vielleicht waren die beiden ja schon zurück von ihrem Einkaufsbummel.

Es meldete sich niemand.

Carlas Nummer hatte er leider nicht.

»Verfluchte Scheiße!«, sagte er laut und widerstand der Versuchung, das teure iPhone aufs Pflaster zu schmettern.

Stattdessen nutzte er es dazu, ein Taxi zu rufen. Die Fahrt würde ihn ein

kleines Vermögen kosten, und das nur, weil diese blöde Blondine ihn nicht ausstehen konnte.

Selbst wenn sie ihn eingesperrt hätte, hätte sie von ihm keine Informationen zu dem ...

Alex erstarrte.

Siedend heiß fiel ihm ein, dass er die DVD in der Lade seines Computers vergessen hatte.

Das war ein regelrechter Schock. Minutenlang stand er einfach nur da, starrte in den Schnee und versuchte, seine Gedanken zu ordnen.

Sie würden die DVD entdecken, keine Frage. Was würde dann passieren? Und war das überhaupt noch wichtig?

Daniela Gerstein war tot.

Damit war sein Auftrag erledigt. Die Eltern würden jetzt auf die Polizei setzen. Für die zweitausend Euro, die er bekommen hatte, würde er aber gern noch ein bisschen weitermachen, und sei es nur, um Horst Schön dranzukriegen. Der Mann hatte Dreck am Stecken. Ob er tatsächlich etwas mit dem Tod der Kleinen zu tun hatte, war eine andere Frage, aber wenn dem so war, würden die Bullen es herausfinden, jetzt, wo sie seinen Namen und die Verbindung kannten. Gegen seinen Willen hatte Alex ihnen die notwendige Information dazu geliefert und sich damit selbst aus dem Fall katapultiert.

»Scheiß drauf«, sagte Alex leise zu sich selbst.

Während sie sich durch den Schnee gekämpft, mit den Gersteins gesprochen und sich um Seitz gekümmert hatten, war im großen Konferenzraum im Erdgeschoss des Polizeipräsidiums die Zentrale der Soko Singer eingerichtet worden.

Sechs Computer standen betriebsbereit auf den Tischen. Drei Telefonapparate waren mit Sondernummern freigeschaltet worden, die allen Mitgliedern der Soko bekannt waren. Ein junger Beamter aus der Einsatzzentrale war für den Telefondienst abkommandiert, dazu Dag Hendriks persönliche Sekretärin, da der junge Mann auch mal schlafen musste. An der langen Wandseite des Raumes waren vier mit Korkflächen ausgestattete Stellwände aneinandergereiht worden. Sie bildeten eine fast vier Meter lange und einen Meter hohe Fläche. Die mittleren beiden Wände waren mit weißen Papierbahnen behaftet. Nele stand davor und betrachtete die Wand, als Anou zurückkam.

»Ist er weg?«, fragte Nele.

»Ja. Er wollte gefahren werden. Ich hab ihm den Weg zur Bushaltestelle erklärt.«

»Gut gemacht. Der Kerl hat mich echt genervt.«

Anou setzte sich auf einen der Tische.

»Erklärst du mir jetzt, was mit dem Typen los ist?«

Nele zuckte mit den Schultern. »Da gibt es nicht viel zu erklären. Er hat für das Innenministerium gearbeitet. Es gibt zwar eine Akte über ihn, aber die ist gesperrt. Dag hat auch keinen Zugriff, dafür braucht er eine Genehmigung der zuständigen Stelle.«

»Sehr geheimnisvoll«, sagte Anou.

Nele überlegte kurz, ob sie ihr den Rest auch noch erzählen sollte, entschied sich aber dagegen. Seitz hatte Recht gehabt damit, dass seine Vergangenheit nichts mit diesem Fall zu tun hatte, deswegen würde es sie auch nicht weiterbringen, diese zu thematisieren. Nele würde es Anou irgendwann später erzählen, aber jetzt mussten sie sich ganz auf den Fall konzentrieren.

Also nahm sie einen Stift und schrieb mit grüner Farbe zwei Namen an die Wand. Daniela Gerstein und Miriam Singer. Um beide Namen zog sie einen Kreis.

»Wo ist die Verbindung?«, fragte sie.

»Es muss eine geben«, sagte Anou. »Es gibt immer eine. Denk mal an Murach zurück. Bei dem sah es auch so aus, als töte er wahllos, aber am Ende hat sich die Bahnlinie als Verbindung herausgestellt.«

Nele nickte und ließ ihren Blick über die Wand schweifen. Links waren Tatortfotos angeheftet worden. Auf ein Foto des verätzten Leichnams von Daniela Gerstein hatten sie bewusst verzichtet. Ansonsten war aber alles da. Die Mastställe von außen und innen, Miriam Singers Haus, der blutige Schriftzug an der Wand, die Leiche in der Diele und noch einiges mehr, was relevant war oder sein konnte. Jemand hatte aus dem Internet Informationen zu Wasserstoffperoxid und Scopolamin ausgedruckt und angepinnt. Über dem Zettel, der sich mit Scopolamin befasste, stand handschriftlich Burundanga. Auch die wesentlichen Merkmale aus der Tatortanalyse von Dr. Sternberg waren angeheftet.

Die rechte Seite war noch frei und wartete darauf, gefüllt zu werden.

»Versuchen wir es über das Ausschlussverfahren«, sagte Nele. »Sie sind

nicht im selben Alter, teilen nicht den gleichen Freundes- oder Bekanntenkreis, haben nicht die gleichen Hobbys ... soweit wir bisher wissen. Eine Verbindung über den Arbeitgeber kann es nicht geben, da Daniela Schülerin war und Miriam Arzthelferin ist. Sie benutzten auch nicht täglich ähnliche oder gleiche Wege oder Verkehrsmittel. Wir haben bisher nicht entdecken können, dass beide in einem Verein aktiv waren. Daniela hat keinen Kampfsport betrieben und war nie in einem Fitnessstudio. Miriam hat entfernt etwas mit Landwirtschaft zu tun, Daniela nicht im Geringsten.«

»Kurz gesagt: zwei völlig unterschiedliche Leben ohne Schnittmenge«, sagte Anou.

»Es scheint so. Selbst über die Eltern gibt es keine Verbindung ... Das ist wirklich frustrierend.«

Die Tür ging auf, und beide drehten sich um.

Holger Sälzle betrat den Raum.

Nele hatte ihn damit beauftragt, Danielas und Seitz' PC zu überprüfen. Er wirkte aufgekratzt, also schien er etwas gefunden zu haben.

»Das sollten Sie sich ansehen«, sagte er.

Auf dem Weg in sein Büro erklärte er ihnen, was er gefunden hatte. »Ich hab mich erst auf den Laptop des Mädchens gestürzt. Das reinste Chaos. Keine Struktur, Hunderte von Mails und Tausende Bilder. Ich glaub dem Seitz aufs Wort, dass er da nichts gefunden hat. Aber als ich seine Kiste angeschlossen habe und sie hochfahren wollte, entdeckte ich eine DVD im Lesefach.«

Sie erreichten sein Büro.

Sälzle ließ sich auf den Drehstuhl fallen und bewegte die Maus, damit der Bildschirmschoner, eine James-Bond-Karikatur, verschwand.

Stattdessen tauchten erotische Fotos auf.

»Davon gibt es einige Dutzend.«

Sälzle vergrößerte eines.

Ein junges Mädchen, vielleicht achtzehn Jahre alt, vielleicht auch jünger, lag auf einem großen französischen Bett. Sie trug nur rote Spitzenunterwäsche und sah mit Schlafzimmerblick in die Kamera. Sie hatte weizenblondes Haar und war stark gebräunt.

»Wenn die minderjährig ist ... Und wir haben den Kerl gehen lassen«, begann Anou.

»Gibt es Namen dazu?«, fragte Nele.

Sälzle schüttelte den Kopf. »Die Fotos haben zwar einen digitalen Stempel, aber der gibt nur Auskunft über die Kamera und den Aufnahmetag. Dieses hier stammt vom 07.12.2009.«

»Verstehe ich nicht«, dachte Nele laut nach. »Er hat eine DVD mit erotischen Fotografien in seinem PC und gibt sie uns mit? Er hat ihn doch selbst unter seinem Schreibtisch hervorgeholt und hätte die Möglichkeit gehabt, sie rauszunehmen.«

»Vielleicht hat er es einfach nur vergessen«, mutmaßte Anou. »Wir haben ihn schließlich regelrecht überfallen.«

»Frau Gerstein sagte etwas von Nacktaufnahmen, die ihre Tochter ins Netz gestellt haben soll, und das hat Seitz herausgefunden. Vielleicht hat er ja doch mehr entdeckt, als er uns weismachen wollte«, sagte Nele.

»Trauen kann man ihm jedenfalls nicht«, meinte Anou.

»Sieh doch mal nach, was sonst noch auf der DVD ist«, bat Nele Holger Sälzle.

»Okay.«

Während sie ihm über die Schulter schauten, klickte er durch die Dateien. »Das ist merkwürdig«, sagte er schon nach wenigen Klicks.

»Was denn?«

»Wissen Sie, wie das aussieht?« Er drehte den Kopf und sah nacheinander Nele und Anou an.

»Nun sagen Sie schon.«

»Als hätte er eine Festplatte gebrannt. Auf dieser DVD ist alles Mögliche enthalten, nicht nur Fotos. Auch Systemprogramme, gelöschte Dateien, Musik, Worddateien und so weiter. Praktisch alles, was ein User so auf seinem Rechner hat.«

»Ich ahne etwas«, sagte Nele. »Er verdächtigt jemanden und war an dessen PC. Weißt du noch, Anou? Er konnte gar nicht schnell genug den Bildschirm abschalten, als wir bei ihm aufgetaucht sind.«

»Stimmt. Soll ich ihn suchen? Vielleicht steht er ja noch an der Bushaltestelle.«

Nele dachte einen Moment nach. »Nein. Er würde sich doch nur rausreden.«

Sie tippte Sälzle auf die Schulter. »Wir brauchen einen Namen, am besten eine Adresse, irgendwas. Wir müssen wissen, von wessen PC

Seitz diese Daten hat. Dann haben wir auch seinen Verdächtigen.«
Während der zwanzigminütigen Rückfahrt zu ihrer Dienststelle hatte Tanja Schildknecht viel Zeit zum Nachdenken. Ihr Kollege Hartmut Siek feierte heute Überstunden ab, deswegen war sie allein rausgefahren. Sie mochte Hartmut, er war ein ehrlicher Typ, immer geradeheraus und nicht geschwätzig, aber richtig gut denken konnte sie nur, wenn sie allein im Wagen saß.

Sie hatte ein ganz schlechtes Gefühl bei dieser Sache.

Zwar hatte Nicolas Mann sich bei dem kurzen Gespräch in der Hofeinfahrt einsichtig gezeigt und versprochen, seine Frau nicht wieder zu belästigen, doch Tanja traute ihm nicht. Heute noch weniger als nach ihrer letzten Begegnung. Mit dem Mann stimmte etwas nicht. Er war nicht einer dieser tumben, unter Alkoholeinfluss zu Gewalt neigenden Männer, mit denen sie es sonst zu tun hatte. Nicolas Mann machte einen äußerst intelligenten Eindruck, er war redegewandt und außerdem Chef seiner eigenen Firma. Deswegen war er nicht automatisch ein besserer Mensch, aber trotzdem anders.

Er war berechnend.

Er verhielt sich genauso, wie Frau Dr. Sternberg in ihrem Seminar einen Psychopathen beschrieben hatte. Jedes Wort, das er sagte, schien wohl überlegt zu sein, obwohl er doch allen Grund hatte, vor Wut zu rasen. Außerdem hatte er vorhin um Verständnis für seine Situation gebeten – hatte regelrecht um Mitleid gebettelt.

Verstehen Sie mich doch! Das ist auch für mich nicht einfach. Wo soll ich denn hin? Das ist doch mein Zuhause hier, ich habe doch sonst niemanden. Mir tut das alles so leid, glauben Sie mir, und es wird auch nie wieder vorkommen. Das wollte ich meiner Frau sagen, deswegen bin ich hier. Können Sie das denn nicht verstehen? Sie sind doch auch verheiratet. Eine Ehe ist nicht immer nur eitel Sonnenschein.

Trotz seiner Situation und der Anspannung, unter der er zweifellos stand, hatte er ihren Ehering bemerkt und diesen Umstand zu nutzen versucht, hatte versucht, sie auf seine Seite zu ziehen. Dabei hatte er die Schultern zusammengezogen und sich kleiner gemacht, als er war. Er hatte mit hoher, flehender Stimme gesprochen, verzweifelt gestikuliert und es sogar geschafft, seine Augen feucht werden zu lassen.

Er hatte wirklich alle Register gezogen. Aber wie schon am Abend zuvor

hatte Tanja heute noch mehr das Gefühl gehabt, dass der Mann sich nur mühsam unter Kontrolle hielt. Nur so lange, wie es unbedingt nötig war. Er würde seine Frau nicht in Ruhe lassen. Dieser Typ Mann musste das Spiel gewinnen.

Psychopathen wollen immer gewinnen.

Diesen Satz aus dem Seminar hatte Tanja sich eingeprägt.

Was, wenn dieses Spiel in einer Katastrophe endete? Was, wenn er seine Frau tötete, und sie hätte es verhindern können? Genau dafür hatte sie das Seminar doch besucht. Um besser erkennen zu können, wie solche Menschen tickten und welche Gefährdung von ihnen ausging. Allerdings waren ihre Möglichkeiten eingeschränkt. Beim Dienststellenleiter würde sie aufgrund ihres schlechten Bauchgefühls keine Observierung durchbekommen, allenfalls regelmäßige Streifenfahrten, aber auch das würde schon schwierig werden. Der Sparzwang und die dünne Personaldecke hatten in den letzten Jahren alles schwieriger werden lassen.

Als Tanja auf den Hof der Dienststelle fuhr, hatte sie ihre Entscheidung getroffen. Sie wusste, an wen sie sich wenden konnte.

Anou stoppte ihren Wagen in der Toreinfahrt; es war der einzige freie Platz in der engen Einbahnstraße.

Nele stieg als erste aus und betrachtete das Gebäude.

Holger Sälzle hatte die benötigte Adresse relativ schnell gefunden. Er war auf einen Ordner gestoßen, in dem Dokumente archiviert waren, die online verschickt worden waren. Unter anderem Abrechnungen für PC-Sicherheitssoftware. Und eben diese Rechnungen waren adressiert an einen Horst Schön, Katzengasse 11, hier in der Stadt.

Nele und Anou waren sofort aufgebrochen. Weil sie beide hungrig waren, hatten sie auf dem Weg bei einem Bäcker gehalten und belegte Brötchen geholt, die sie während der Fahrt gegessen hatten. Nele war etwas ruhiger seitdem, wenngleich die Anspannung, die sich während der letzten Stunden in ihr aufgebaut hatte, nicht nachgelassen hatte.

Nachdem die Identität des Opfers aus dem Maststall bekannt war, hatten die Ermittlungen eine Eigendynamik entwickelt, die Nele an eine Achterbahnfahrt erinnerte. Und dementsprechend fühlte sie sich auch: durcheinander, durchgeschüttelt, ohne klares Ziel vor Augen. Es gab noch einige Spuren, denen nachgegangen werden musste, aber im

Moment erschien ihr die Spur, auf die Alexander Seitz sie gestoßen hatte, am dringlichsten. Warum sonst sollte ein so erfahrener Mann sich die Mühe machen, die Festplatte eines PC zu kopieren? Der Besitzer, Horst Schön, hatte ihm dazu sicher keine Erlaubnis erteilt. Folglich war Seitz hier eingebrochen.

»Was für eine Bruchbude«, sagte Anou und schloss zu ihr auf.

Gemeinsam gingen sie zur Tür des Gebäudes.

»Literatur vor Ort«, las Anou von dem Schild ab, das in dem zugeklebten Schaufenster hing. »Literaturbrunch jeden Sonntag. Was ist das hier? Ein Treffpunkt für Literaten?«

Nele trat einen Schritt zurück und blickte an der schmutzigen Fassade empor. Die Fenster waren allesamt verhüllt. »Hat Frau Gerstein nicht gesagt, ihre Tochter wollte Schriftstellerin werden?«, dachte sie laut nach.

Anou sah sie an. »Du hast Recht. So ist Seitz also auf diesen Mann gestoßen. Na, auf den bin ich gespannt.«

Sie drückte auf den Klingelknopf. Irgendwo drinnen schellte es leise.

»Sind Sie von der Polizei?«, rief jemand in ihrem Rücken.

Nele und Anou drehten sich um.

In dem Gebäude gegenüber lehnte im ersten Stock eine Frau aus dem Fenster. Sie war korpulent, hatte ein feistes, rosiges Gesicht und kurze graue Locken, die an ihrem runden Kopf zu kleben schienen. Die Art, wie sie auf dem Kissen auf der Fensterbank lehnte, ließ erahnen, dass sie es öfter tat.

»Ja«, rief Nele. »Warum fragen Sie?«

Die Frau deutete mit ihrem Kinn auf das Haus, vor dem sie standen.

»Na, wegen der Schreie. Ich hab doch angerufen.«

»Wie bitte? Was für Schreie?«

»Ich denk, Sie sind von der Polente?«

Nele ging bis zur Mitte der Straße vor. »Könnten Sie bitte herunterkommen, damit wir uns unterhalten können?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich schaff die Treppe nicht mehr. Ohne meinen Sohn kann ich nicht raus, und der ist auffa Arbeit.«

»Was haben Sie denn gehört?«, fragte Nele mit weit in den Nacken gelegtem Kopf.

»Na, Schreie halt. Wie wenn eine Frau schreit. Hab ich mir erst ja nichts

bei gedacht, der hat ja oft so Frauen da drüben. So merkwürdige, Sie wissen schon. Rotlicht und so. Aber irgendwie hat's mir keine Ruhe gelassen, weil's so laut war. Lauter als sonst.«

»Sie haben wegen der Schreie also die Polizei angerufen. Wann war das?«

»Also die Schreierei war vor ...«, sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, »vor siebenundvierzig Minuten. Bei der Polente angerufen hab ich vor zwölf Minuten.«

»Warum haben Sie so lange gewartet?«

»Na, hören Sie mal! Als ob mich das was anginge. Jetzt muss ich mir auch noch Vorwürfe anhören, wegen dem geilen Bock.«

»Ruf mal in der Zentrale an und überprüf das«, sagte Nele zu Anou. Als die ihr Handy hervorgeholt hatte, kam ein Streifenwagen die Einbahnstraße hinaufgefahren. Nele, die immer noch mitten auf der Straße stand, stoppte ihn mit ausgestrecktem Arm. Ein Kollege und eine Kollegin stiegen aus. Nele kannte sie nicht. Sie stellte sich und Anou vor und erfuhr, dass die beiden wegen des Anrufs einer Frau Kollmann hier waren, die Schreie aus dem Gebäude gegenüber gemeldet hatte. Anou klingelte noch ein paarmal.

»Das bringt nix«, rief die dicke Frau aus dem Fenster. »Der ist ja weggefahren.«

»Wer ist weggefahren?«

»Na, der Schön. Vor zwanzig Minuten. Deswegen hab ich ja angerufen. Er kommt, fährt in den Hof, nach einer Weile höre ich Schreie, und kurz darauf fährt der wieder wech. Da stimmt doch was nich.«

Nele winkte die beiden Streifenbeamten zu sich. »Okay, wir gehen rein. Meine Kollegin und ich gehen vor, Sie beide folgen uns. Möglicherweise steht die Person, die hier lebt, mit einem Mordfall in Verbindung.«

Nele warf einen Blick über die Schulter. Die Dicke war noch immer am Fenster, und so weit, wie sie sich mittlerweile herauslehnte, würde sie bald runterfallen.

»Sobald wir drin sind und die da oben uns nicht mehr beobachten kann, ziehen Sie Ihre Waffen.«

»Wie ernst ist es?«, fragte der Streifenbeamte.

»Sie haben es ja gehört: Die Zielperson ist weggefahren. Wir sollten aber trotzdem äußerst vorsichtig sein.«

Er hatte dem Taxifahrer zehn Euro extra über den regulären Fahrpreis hinaus versprochen, trotzdem hatte der Kerl während der Fahrt gemeckert wie ein Rohrspatz, weil er bei dem Wetter so weit rausfahren musste.

»Hier kann man wohnen?«, fragte er, nachdem Alex ihn an einer Stelle auf der wenig befahrenen Landstraße gestoppt hatte, die Unkundigen wie im Nirgendwo erscheinen musste. Von dort führte ein schmaler, unbefestigter Stichweg zwischen hohen Tannen hindurch zweihundert Meter in den Wald hinein. Am Ende öffnete er sich zu einer großen Lichtung, auf der die Hütte stand.

»In den Weg fahre ich aber nicht rein«, sagte der Fahrer, als er den Postkasten auf dem Holzpfehl neben der Einfahrt entdeckte. »Wer weiß, ob ich da wieder rauskomme.«

»Nicht nötig«, sagte Alex und zog sein Portemonnaie hervor, obwohl er den schlecht gelaunten Kerl lieber gar nicht bezahlen würde. Aber auf zusätzlichen Ärger hatte er keine Lust. Für heute reichte es ihm. Er wollte nur noch hinein und nachsehen, was sich auf der anderen DVD befand, die er von Schöns PC gezogen hatte.

»Siebenundzwanzig«, sagte der Fahrer. »Plus die Zehn extra.« Alex drückte ihm das Geld in die Hand, ließ sich aber herausgeben.

»Gute Rückfahrt«, sagte er und stieg aus.

Der Fahrer wendete seinen Wagen in der schmalen Einfahrt und verschwand.

Alex blieb am Anfang des geschotterten Weges stehen und atmete tief durch. Es hatte zu schneien aufgehört, und auch der Wind ließ langsam nach. Hier draußen war es wie immer herrlich ruhig, und er merkte, wie die Anspannung, die er im Taxi noch gespürt hatte, langsam nachließ. Er war nicht grundlos hier rausgezogen. Für sein Geschäft war es eigentlich sogar schädlich, weil niemand ihn fand und er alle Klienten schon für das erste Gespräch aufsuchen musste. Für sein Inneres dagegen war der Ort wie Medizin. Kein Seelenklempner der Welt würde je erreichen, was Stille und Abgeschlossenheit bei ihm bewirkten.

Nach der Sache damals in Frankfurt hatte er es noch eine Weile in seiner Wohnung in Wiesbaden ausgehalten. Schon allein wegen der Verhandlung hatte er dort nicht weggekonnt, aber es war eine Qual gewesen. Sein Gesicht und sein Name waren zwar aus den Medien

herausgehalten worden, trotzdem hatte er immerzu das Gefühl gehabt, die Leute würden ihn anstarren. Darüber hinaus bestand auch die Gefahr, dass die Mafia ihn aufspürte. Die Mafiosi, mit denen er in engerem Kontakt gestanden hatte und die ihn hätten identifizieren können, waren zwar tot, aber er wusste nicht sicher, ob nicht doch einer ein schnelles Handyfoto von ihm an die Führungsebene geschickt hatte.

Im Grunde bestand das Risiko auch heute noch. Die Mafia vergaß nie. Aber die Gefahr wurde mit jedem Jahr, das er in diesem selbstgewählten Exil verbrachte, kleiner. Hätte er nach seiner Enttarnung damals seinen Kollegen nicht erschossen, hätte er selbst nicht mehr lange gelebt. Die Mafia hätte einen Weg gefunden, aus David herauszubekommen, wer der verdeckte Ermittler war, der ihren Rauschgiftring hatte aufliegen lassen – gerade im Knast, wo David zweifelsohne gelandet wäre. Weil Alex sich darüber im Klaren gewesen war, hatte er nicht gezögert und auch nicht auf die Beine gezielt, als David damals seine Waffe gegen ihn gerichtet hatte.

David.

Der einzige Freund, den er je gehabt hatte.

Die Sucht nach dem großen Geld hatte ihre Freundschaft beendet, nicht seine Kugel, und wer etwas anderes dachte oder sagte – und das waren viele –, der hatte keine Ahnung. Der konnte ihn am Arsch lecken.

Alex verdrängte die Gedanken, bückte sich, nahm etwas Schnee auf und fuhr damit über sein Gesicht. Die Kälte tat gut.

Er bemerkte noch nicht ganz zugeschneite Reifenspuren im Schnee. Sie führten die Einfahrt hinauf.

Also war Jördis doch zurück.

Wieso ging sie nicht an ihr Handy?

Alex rammte die Hände in die Taschen seiner Jacke und stiefelte durch den fünf Zentimeter hohen Neuschnee. Schon von weitem sah er Carlas Wagen vor der Hütte stehen. Dach und Scheiben waren eingeschneit, folglich parkte sie schon länger hier.

Auf Carlas freches Mundwerk hatte er heute gar keinen Bock mehr.

Hoffentlich hatte Jördis ihr nicht angeboten, wegen des Wetters bei ihm auf der Couch zu schlafen.

Wenige Meter, bevor er die Hütte erreichte, fiel Alex eine Trittspur auf, die von rechts aus dem Wald zum Auto führte und sich dort mit den

anderen, wahrscheinlich Carlas und Jördis' Spuren, vermischte. Vor der Hütte sah es aus, als hätte eine größere Gruppe Polka getanzt.

Stirnrunzelnd blieb Alex stehen und betrachtete die einzelne Spur genauer. Es waren große Abdrücke von Schuhen mit derber Sohle, wahrscheinlich Winterstiefel.

Er hob den Kopf und sah zur Hütte hinüber. Erst jetzt fiel ihm auf, dass die Haustür nicht geschlossen war. Sie stand einen Spaltbreit offen.

Schnee war bereits in den Flur gerieselst.

Mit dem einstudierten Automatismus vieler Jahre schnellte seine Hand unter seine Jacke. Dorthin, wo früher, als er noch Beamter gewesen war, die Waffe im Halfter gesteckt hatte. Jetzt griff sie ins Leere.

Mit vorsichtigen Schritten schlich Alex um den Wagen herum, drückte sich neben der Haustür an die Hüttenwand und lauschte. Außer dem Rauschen des Windes in den Tannen war nichts zu hören. Keine Stimmen, kein albernes Lachen. Wenn Jördis und Carla zusammen waren, lachten sie immer. Das schwere Gefühl der Bedrohung verstärkte sich noch. Hier stimmte etwas nicht.

Er schob sich ein paar Zentimeter vor und spähte um die Ecke in den Flur. Es war dunkel drinnen. Er konnte nichts erkennen.

Mit einer Hand drückte er die Tür vorsichtig weiter auf. Der Menge Schnee nach zu urteilen, die bereits auf den Fliesen im Flur lag, stand sie schon eine ganze Weile offen und war nicht einfach nur einen Moment vergessen worden.

Alex schlich in den Flur. Nach links ging es ins Wohnzimmer. Auf dem Teppich sah er nasse Spuren. Sie ähnelten denen draußen im Schnee, die aus dem Wald herauskamen. Dann entdeckte er noch etwas anderes: die schmalen Sohlen eines Paares brauner Damenstiefel, deren Spitzen zur Decke zeigten.

Es war Carla.

Sie lag auf dem Rücken, die Arme weit über den Kopf ausgestreckt. Ihre Augen waren unnatürlich geweitet, der Mund aufgerissen, so als hätte sie in den letzten Sekunden geschrien oder nicht genug Luft bekommen.

Ihr Hals war eine einzige Wunde. Er war von einem Ohr bis zum anderen geöffnet. Sämtliches Blut war aus Carlas zierlichem Körper herausgelaufen und in den braunen Teppich gesickert. Die Lache war erschreckend groß. In der Hütte roch es intensiv nach Blut. Alex stellte

fest, dass es noch nicht geronnen war. Ein dünner Strom sickerte immer noch aus der grässlichen Wunde am Hals.

Mit einem langen Satz war er am Schreibtisch, bückte sich und zog die Glock aus dem Halfter unter der Tischplatte. Herumwirbeln und entsichern war eine einzige, fließende Bewegung.

»Jördis!«, rief er.

Eine Antwort bekam er nicht. Ihm wurde flau im Magen vor Angst.

Die Möglichkeiten, sich in der Hütte zu verstecken, waren sehr begrenzt.

Alex suchte zuerst in der Küche, doch da war niemand. Danach überprüfte er das Bad. Ebenfalls Fehlanzeige. Schließlich postierte er sich vor der geschlossenen Tür zum Schlafzimmer.

Weil der Raum so eng war, ging die Tür nach außen auf. Er legte die linke Hand auf die Klinke und zielte mit der Glock auf das Türblatt.

Doch dann verharrte er mitten in der Bewegung.

War er vorbereitet auf das, was er dort drinnen vorfinden würde? Könnte er es ertragen, Jördis ebenfalls mit durchtrennter Kehle auf dem Bett liegen zu sehen?

Nein, nein, nein, aber er hatte keine Wahl.

Also drückte er die Klinke hinunter und riss die Tür auf.

Hinter der Tür verbarg sich ein Dachgeschoss mit schrägen Wänden, in dem man nur in der Mitte aufrecht stehen konnte. Zwischen den offenen Balkenlagen waren die nackten Unterseiten der roten Tonpfannen zu sehen. Die einzelnen Pfannen waren mit Mörtel miteinander verbunden. Oben in der Spitze hatte der Staub vieler Jahre Spinnenweben in dicke, graue Netze verwandelt, vereinzelt hingen lange Fäden davon herunter. Die gemauerten Wände zweier Schornsteine zogen sich durch den langen, tiefen Raum, dessen Enden im Dunkel lagen. Fenster gab es nicht. Durch zwei Glaspfannen in der Mitte fiel milchiges Licht herein. Staubpartikel tanzten darin. Eine dieser Glaspfannen befand sich genau über einem Schaukelstuhl.

Darin saß eine Leiche.

Das Licht floss nicht über den nackten Körper, es schien in dem schrecklich zugerichteten, teilweise bis auf die Knochen offenen Fleisch zu versickern. Die Wunden waren frisch. Sie glänzten rosig-feucht, Flüssigkeit lief heraus und tropfte auf die staubigen Dielenbretter, in deren groben Poren sie versickerte. An den Unterarmen, die mit

Kabelbinder an den Schaukelstuhl gefesselt waren und wo die Gewebeschicht naturgemäß besonders dünn war, waren Elle und Speiche zu erkennen. An beiden Knien ragten weiß die Kniescheiben hervor.

Raserei, dachte Nele. *Er hat die Kontrolle verloren.*

Sie und Anou standen nur einen Schritt von der schmalen Tür am Ende der Treppe entfernt. Die Leiche war aufrecht auf dem Schaukelstuhl positioniert, ihr Kopf mit einem Kabelbinder fixiert – sodass sie jeden, der den Dachboden betrat, aus zwei Metern Entfernung anstarrte. Selbst bei dem schlechten Licht war das noch zu nah, die Details zu krass, die Wucht des unerwarteten Anblicks zu heftig.

Anou wandte sich würgend ab und lief die Treppe hinunter.

Bei Nele war es anders. Ihr schnürte der Anblick des Opfers die Kehle zu, und zwar so stark, dass sie kaum noch Luft bekam. In den Mastställen war es schon schlimm gewesen, doch hier wurde das Grauen, das sie eigentlich noch gar nicht verarbeitet hatte, noch überboten. Daniela Gersteins Leiche war alt gewesen, trocken, von einer leichten Staubschicht überzogen, fast schon eine Mumie.

Hier war alles frisch. Es roch sogar frisch nach Blut und Fleisch und Ausscheidungen. Außerdem war der Täter, vielleicht aus Zeitnot, nicht so vorsichtig vorgegangen wie noch bei Daniela. Er schien das Opfer mit Wasserstoffperoxid direkt aus dem Kanister übergossen zu haben.

Kaum erträglich war der Anblick dessen, was einmal das Gesicht gewesen war. Keine Haut, nur noch Reste von rohem, rotem Fleisch, freigelegte Knochen und Zähne, teilweise zerstörtes Zahnfleisch und die Ohren, von denen nur noch der weiße Knorpel zu sehen war.

In diesem Moment wurde Nele bewusst, dass die Säure ihr Werk noch gar nicht vollendet hatte. Sie war noch immer dabei, sich in den toten Körper zu fressen.

Nele spürte ihren Atem und Herzschlag schneller werden. Rasch wandte sie den Blick von der Leiche ab und atmete heftig aus, so als hätte sie die ganze Zeit über die Luft angehalten. Es war eiskalt auf dem Dachboden. Ihr Atem stieg als weiße Nebelfahne auf.

Ein Geräusch ließ sie herumfahren.

Anou kam wieder die Treppe herauf. Trotz ihres dunklen Teints wirkte ihr Gesicht bleich und eingefallen. Die Hoffnung, Miriam Singer lebend zu finden, war gerade bei Anou besonders intensiv gewesen. Sie hatte

die junge Frau gemocht, weil sie sich dem Täter widersetzt hatte. Aber trotz ihres Mutes und ihrer Kampfkünste hatte sie letztendlich keine Chance gehabt. Im zweiten Anlauf hatte sich der Täter geholt, was er wollte, und sein Versprechen, mit Blut an die Wand im Haus der Singer geschrieben, erfüllt.

»Das ist so unfair«, sagte Anou mit zitternder Stimme. »Wir hätten sie besser schützen müssen.« Ihre Hände waren zu Fäusten geballt, ihre Unterlippe vibrierte.

Nele packte sie bei den Schultern und drehte sie weg. »Geh bitte runter, ruf Quandt und die Spurensicherung an, und nimm sie in Empfang. Ich komme gleich nach.«

Wortlos wandte Anou sich ab und stieg die Treppe hinunter.

Nele wartete, bis sie sie nicht mehr sehen konnte, dann drehte sie sich mit einem Ruck um und betrachtete den Dachboden genauer.

Zwei alte Matratzen lagen herum, darauf mindestens sechs Paar schwarze Stiefel, alle getragen und schmutzig. Nele dachte an die Vielzahl von Schuhen, die unten im Flur vor sich hin stanken. Weiterhin sah sie einen Bretterstapel, einige Dachlatten sowie vier Rollen Dämmwolle, alles dick eingestaubt. Unweit des Schaukelstuhls standen zwei blaue Kunststoffkanister auf dem Boden. Der eine war voll, der andere bis zur Hälfte entleert. Außerdem lagen dort eine leere Plastiktüte und eine Packung Latexhandschuhe.

Nele ging in die Knie und suchte nach Etiketten auf den Kanistern, fand aber keine.

Sie wusste auch so, was sich darin befand.

Wasserstoffperoxid.

Sie hatten den Täter gefunden.

Leider zu spät. Ein klein wenig nur, vielleicht eine Stunde. Zeit, die sie mit dem störrischen Privatdetektiv verplempert hatten. Miriam Singer könnte noch leben, wenn Seitz ihnen gleich in seiner Hütte von Horst Schön erzählt hätte.

Sie musste es lange klingeln lassen, bis er endlich abnahm.

»Was?«

Nicola zuckte zurück.

Er klang abgehetzt, aufgeregt und wütend. Sie hatte den denkbar schlechtesten Zeitpunkt erwischt, ihn anzurufen, aber das spielte jetzt

keine Rolle mehr. Sie würde das jetzt durchziehen, egal, wie es ihm ging.

»Ich bin's.«

»Was willst du?«

»Bitte ... Wir müssen reden.«

»Ich glaube nicht, dass wir beide noch etwas zu bereden haben. Du hattest deine Chance. Jetzt leb mit den Konsequenzen.«

Nicola hörte an seiner Stimme, wie unglaublich wütend er war.

Außerdem schien er im Wagen zu sitzen, denn im Hintergrund waren Fahrgeräusche zu hören.

»Es tut mir leid ... Wirklich, ich war so durcheinander und hatte Angst. Ich weiß gar nicht mehr, was ich tue.«

»Den Eindruck habe ich auch. Hör zu, ich habe keine Zeit für deine Heulerei. Ich muss arbeiten.«

»Kannst du nicht vorbeikommen? Ich nehme auch alles zurück. Du darfst wieder ins Haus. Es war ein ganz großer Fehler von mir, aber diese ... Diese Polizistin hat mich dazu angestiftet, allein hätte ich das nie getan.«

Er schwieg. Sie hörte ihn schwer atmen.

»Bitte ... Ich will nicht mehr allein sein.«

»Ich habe noch in der Stadt zu tun. Danach komme ich vorbei, aber ich habe nicht viel Zeit. Lass dir bloß nicht einfallen, mich vor der Tür stehen zu lassen ... oder wieder die beschissenen Bullen zu rufen!«

Die unvorstellbare Wut hatte sich in glühende Lava verwandelt, die sein Innerstes ausfüllte, ihn überschwemmte, trotzdem nicht genug Platz fand und aus ihm herausquoll. Aus jeder Pore drang ihm der Schweiß, helle Lichtblitze zuckten über seine Pupillen. In seinen Ohren rauschte und dröhnte es, sein Rachen brannte von dem infernalischem Schrei, den er in seiner Hütte ausgestoßen hatte.

Ein Fehler!

Er hatte einen unsagbar dummen Fehler begangen, indem er Horst Schön unterschätzt hatte. Niemals hätte er Jördis und Carla mit ihm in Kontakt bringen dürfen. Niemals.

Schön hatte sich grausam gerächt. Niemand anders konnte für das Blutbad in seiner Hütte verantwortlich sein. Vielleicht hatte Schön ihn in seinem Hof doch bemerkt und war ihm gefolgt. Vielleicht war er Jördis und Carla aber auch schon am Sonntag nach dem Literaturbrunch

gefolgt. Wie auch immer: Er hatte herausgefunden, wo er lebte, und einen Zeitpunkt abgewartet, zu dem die beiden Frauen wehrlos waren. Wie hatte er nur so dumm sein können?

Der schwere T5 rutschte seitlich durch eine lang gezogene Linkskurve. Alex dachte gar nicht daran, das Tempo zu drosseln. Vielleicht hatte er noch eine Chance, vielleicht hatte Jördis noch eine Chance, aber nur, wenn er so schnell wie möglich in die Stadt kam. Schön musste einen guten Grund dafür haben, warum er Jördis nicht so wie Carla sofort getötet, sondern entführt hatte. Er wollte mit ihr spielen, sie quälen, sich für die Schmach rächen, die sie ihm im Café zugefügt hatte.

Die Worte der blonden Polizistin schossen ihm durch den Kopf.

Er bleicht sie zu Tode.

Das durfte einfach nicht passieren. Er würde alles daran setzen, das zu verhindern.

Hinter der Kurve brachte er den Wagen wieder unter Kontrolle und drückte das Gaspedal noch weiter durch. Auf der Straße lag eine fünf bis zehn Zentimeter hohe, geschlossene Schneedecke, auf der es sich mit den neuen Winterreifen, die er im Dezember aufgezogen hatte, relativ gut fahren ließ. Bisher waren kaum Fahrzeuge durchgekommen, sodass der Schnee noch locker lag.

Abwechselnd wischte Alex sich die Handflächen an den Oberschenkeln seiner Jeans ab. Immer wieder bildete sich ein Schweißfilm darauf. Schweißtropfen liefen ihm auch vom Haaransatz in den Nacken und weiter bis in den unteren Rücken, wo im Hosenbund seine Glock steckte. Das Magazin war voll geladen.

Schön musste sterben, das stand fest. Er würde ihn nicht davonkommen lassen. Und sollte er Jördis etwas angetan haben, sollte er ihr auch nur einen einzigen Kratzer zugefügt haben, dann würde Alex ihn zu Tode quälen, so langsam, wie es nur möglich war. Er würde die Welt befreien von diesem Abschaum.

Bei freier Straße dauerte die Fahrt in die Stadt eine gute halbe Stunde. Trotz des Wetters schaffte Alex es in der gleichen Zeit. Als er durch die Innenstadt fuhr und andere Fahrzeuge dabei rücksichtslos schnitt, war er vollkommen durchgeschwitzt, und die Wut war noch lange nicht erloschen. Sie glühte weiterhin hellorange in seinem Inneren. Er überfuhr zwei rote Ampeln und entging hinter der letzten nur knapp

einem Zusammenstoß. Das Quietschen der Bremsen, das Hupen und Gestikulieren der anderen Autofahrer bekam er kaum mit. In seinen Gedanken spulte sich wie ein Film immer wieder eine einzige Szene ab. Er sah sich die Tür zu Horst Schöns Haus eintreten. Sah sich die Treppe hinauflaufen und in das Bordellzimmer stürmen. Dort lag Jödis gefesselt auf dem Bett, mit einem Knebel im Mund. Aus weit aufgerissenen, panischen Augen starrte sie ihn an.

Schön stand hinter der Kamera.

Alex schoss ihm eine Kugel direkt ins Auge. Blut und Gehirnmasse spritzten an die Wand hinter ihm.

So, und nicht anders, würde es kommen.

Doch er wurde schon in die Realität zurückkatapultiert, da hatte er das Haus Nummer 11 in der Katzengasse noch gar nicht erreicht. Konnte er auch nicht, denn davor stand eine Armada von Polizeifahrzeugen. Bei einigen zuckten die Einsatzlichter und warfen ihr blaues Licht gegen die Häuserwände. Rot-weißes Flatterband war quer über die Straße gespannt, dahinter standen uniformierte Beamte mit steinernen Gesichtern.

Alex brachte seinen Bus mit einer Vollbremsung zum Stehen.

Er verstand nicht, was er sah.

Wieso waren die Bullen ihm zuvorgekommen?

»Jödis«, brachte er mühsam hervor, dann stieß er die Tür auf und stieg aus.

Die Polizisten hatten ihn fest im Blick, lange bevor er das Absperrband erreichte.

»Hier geht es nicht weiter«, sagte einer, während der andere schon zur Waffe griff.

Alex schlug einen Haken, bückte sich unter dem Band hindurch, kam aber nicht weit. Plötzlich war er eingekeilt zwischen vier Beamten, die ihn gegen die Hauswand drängten.

»Waffe!«, schrie jemand. »Er hat eine Waffe!«

Nele wollte eben die Straße überqueren, um die dicke Frau am Fenster zu vernehmen, da bemerkte sie den Tumult.

Polizisten liefen auf eine einzelne Person zu. Jemand schrie etwas von einer Waffe. Daraufhin zog Nele ihre eigene und eilte zwischen den quer gestellten Polizeifahrzeugen auf die Stelle zu, an der fünf Beamte eine

Person zu Boden geworfen und fixiert hatten.
Sie kannte das in den Schnee gedrückte Gesicht.
Alexander Seitz.

»Lassen Sie ihn los«, befahl Nele den Beamten.

»Er war bewaffnet«, sagte der Einsatzleiter und hielt eine Glock hoch.
Seine Männer machten keine Anstalten, Seitz loszulassen.

»Behalten Sie die Waffe, aber Ihre Männer sollen ihn loslassen. Ich muss mit dem Mann reden.«

Der Einsatzleiter sah sie zwar skeptisch an, drehte sich dann aber um und wiederholte Neles Befehl. Erst jetzt folgten ihm die Männer. Sie ließen von Seitz ab und traten einen Schritt zurück, hielten sich aber bereit, um sofort wieder zugreifen zu können, wenn es nötig werden sollte.

Seitz drückte sich hoch und schüttelte den Kopf. Er hatte ordentlich was abbekommen. Seine Kleidung war verdreckt, sein Haar wirr, an der rechten Wange und der Schläfe war die Haut abgeschürft, wo die Beamten ihn gegen die Hauswand gedrückt hatten. Nele beobachtete, wie er sich mühsam auf die Beine kämpfte, und widerstand dem Impuls, ihm zu helfen.

»Was soll das?«, fuhr sie ihn stattdessen an. »Sind Sie verrückt, hier mit einer Waffe aufzukreuzen?«

Als Seitz sie ansah, bemerkte Nele, dass mit ihm etwas nicht stimmte. Das war nicht mehr der selbstsichere, beißend ironische, überhebliche Kerl, den sie im Präsidium vernommen hatte. Er wirkte gehetzt und schien völlig neben der Spur zu sein.

»Er hat sie getötet«, stieß er hervor und spuckte Blut in den Schnee.

»Wer hat wen getötet?«, fragte Nele und zwang sich, den roten Fleck im strahlenden Weiß nicht zu beachten.

Seitz stand jetzt aufrecht und starrte sie an. Seine Augen waren blutunterlaufen.

»Schön. Er hat Carla getötet und meine Freundin entführt.«

Nele verstand gar nichts. Die beiden Namen hatte sie noch nie gehört. Sie packte Seitz an der Schulter und zog ihn mit sich.

»Kommen Sie. Wir unterhalten uns drinnen.«

»Soll ich mitkommen?«, fragte der Einsatzleiter.

»Danke, es geht schon. Aber schicken Sie bitte jemanden los, der die Frau da oben vernimmt.«

Nele deutete mit dem Kinn auf das Fenster, aus dem immer noch der dicke Kopf lugte. Natürlich hatte die Dame auch diese Szene mit Interesse verfolgt und würde sie später freimütig der Presse schildern, angereichert mit eigenen Ansichten natürlich.

Sie führte Seitz ins Literaturcafé. Dort waren sie allein. Seitz begann mit bebender Stimme und in abgehackten Sätzen zu erzählen.

Noch eine Tote. Wieder mit durchtrennter Kehle. Dazu noch eine entführte junge Frau. *Großer Gott, nimmt dieser Alptraum denn überhaupt kein Ende?*, dachte Nele und fühlte Verzweiflung in sich aufsteigen. Sie erklärte Seitz, was sie auf dem Dachboden gefunden hatten.

»Wir gehen davon aus, dass es sich bei der Leiche um Miriam Singer handelt«, sagte sie. »Aber die Identifizierung ist schwierig.«

Seitz starrte sie an. »Kann ich sie sehen?«

Nele wusste, was in seinem Kopf vorging. Auch sie hatte sofort daran gedacht, dass die junge Frau auf dem Dachboden ebenso gut Seitz' Freundin sein könnte.

»Wollen Sie sich das wirklich antun? Das ist kein schöner Anblick.«

»Wenn ich sie sehe, kann ich Ihnen sagen, ob es Jödis ist«, sagte Seitz mit tonloser Stimme.

Nele nickte und ging voran.

Eiskaltes Wasser umspülte ihren nackten Körper. Sämtliche Gefäße zogen sich zusammen, das Herz verformte sich zu einem festen Klumpen. Verzweifelt keuchend atmete sie ein, bevor die Lunge mitten im letzten Atemzug verkrampfte. Aus weit aufgerissenen Augen starrte sie zum Himmel empor, an dem wie zum Spott die Sterne glitzerten. Die Weite dort oben war unerträglich, denn sie selbst wurde immer kleiner und enger, hatte keinen Platz mehr in ihrem eigenen Körper, aus dem das Wasser sie herauszupressen schien.

Sie musste fort von hier! Musste nach dort oben, wo irgendeine Form von Existenz sie aufnehmen und ihr ein Fortbestehen sichern würde.

Hier unten war alles vorbei. Sie hatte lange gekämpft und doch verloren. Ein Schrei löste sich von ihren Lippen.

Gleichzeitig riss sie die Augen auf.

Es war hell! Durch die Fensterleiste oben in der Wand drang graues Tageslicht herein.

Sie lag immer noch in dem Schwimmbecken. Ihre Hände waren nach wie vor auf dem Rücken gefesselt, und sie spürte ihre Arme nicht mehr. Was für ein entsetzlicher Traum! Sie hatte ihren eigenen Tod geträumt und war ...

Nein!

Nicht dieser Traum hatte sie geweckt, sondern etwas anderes. Ein Geräusch. Ein lautes Plätschern, wie von einem Wasserfall. Und auch, dass ihr Körper im Wasser lag, war Realität!

Auf dem Boden des Schwimmbeckens standen zwei Zentimeter Wasser. Wo kam es her?

Sie sah sich um und entdeckte rechts von sich oben am Rand des Schwimmbeckens ein Rohr von gewaltigem Durchmesser, aus dem sich ein dicker Schwall hellen Wassers unablässig ins Becken ergoss.

Es war genauso kalt, wie sie es geträumt hatte, nur blieben Herz und Lunge nicht stehen. Ganz im Gegenteil. In der aufkeimenden Panik raste ihr Puls.

Das Wasser stieg unglaublich schnell.

Kubikmeter um Kubikmeter stürzten ins Becken, und schon nach wenigen Minuten musste sie den Kopf nach oben recken, um noch atmen zu können. Doch das verschaffte ihr nur eine kurze Galgenfrist, denn ein paar Sekunden später gab es keinen Spielraum mehr. Die

Wasseroberfläche schloss sich über ihrem Gesicht, hüllte sie nun komplett ein wie ein tödlicher Kokon. Sie wehrte sich gegen den letzten Atemzug, gab sich der törichten Hoffnung hin, irgendjemand würde kommen und sie in letzter Sekunde retten.

Doch das geschah nicht.

Sie riss den Mund auf und atmete das kalte Wasser ein.

In dem Moment erwachte Miriam Singer zum wiederholten Mal aus diesem Traum, der sich im Laufe der zurückliegenden Nacht zu einer Wahnvorstellung entwickelt hatte. Wieder und wieder war sie ertrinkend erwacht, wieder und wieder hatte sie ihren eigenen Tod gespürt und sich doch nicht dagegen wehren, nicht wirklich aufwachen können.

Was immer er ihr eingeflößt hatte, hatte dieselben Auswirkungen auf ihren Verstand gehabt wie in der Nacht, als der Wald über ihr Auto hergefallen war. Jener Nacht, in der dieser Terror seinen Anfang genommen hatte. Doch jetzt schien es vorbei zu sein. Sie hatte einen

Ausweg aus diesem tödlichen Strudel gefunden.

Plötzlich vermisste sie ihren Großvater.

Cem, ihren Trainer.

Dieses Gefühl war so intensiv, dass sie zu weinen begann. Ein Heulkrampf durchlief ihren Körper, ließ sie zittern und schluchzen und am Ende sogar laut um Hilfe schreien.

Nach ein paar Minuten war es vorbei, und die Stille kehrte in die Schwimmhalle zurück. Kein Laut von ihr hatte das Gebäude oder auch nur das Becken verlassen.

Hör auf, hör auf, hör auf, sagte Miriam sich.

Sie wusste, sie würde nicht überleben, wenn sie die Hoffnung verlor und in Panik verfiel. Es musste einen Ausweg geben, es musste einfach!

Immerhin lebte sie noch. Er hatte sie nicht getötet, obwohl es so einfach für ihn gewesen wäre.

Miriam rief sich den gestrigen Tag in Erinnerung.

Trotz der Schmerzen, welche die Flüssigkeit auf ihrem Körper entfacht hatte, hatte sie noch einiges mitbekommen.

Innen ist es am wichtigsten, dort seid ihr am schmutzigsten, hatte er gesagt, und dann war er total ausgeflippt, weil der Druckbehälter nicht mehr funktionierte oder leer war, das wusste Miriam nicht genau. Rasend vor Wut hatte er ihr aus einer Flasche Flüssigkeit in den Mund gepresst, und nach dem, was mit ihrer Haut passiert war, hatte Miriam in dem Moment mit dem Leben abgeschlossen.

In der Flasche musste sich aber etwas anderes befunden haben. Das Letzte, woran Miriam sich erinnerte, war, ihm dabei zugesehen zu haben, wie er aus dem Becken stieg, wieder hereinkam, ihre Füße fesselte und ein paar Decken über sie ausbreitete.

Unter diesen Decken lag sie immer noch, deshalb war sie nicht erfroren.

Alte, graue, kratzige Decken, wie man sie bei Umzügen benutzte, um Möbel vor Schrammen zu schützen. Er hatte sie zugedeckt, weil er nicht wollte, dass sie starb. Er brauchte sie noch, und Miriam konnte sich nur zu gut vorstellen, was passieren würde, wenn er mit neuer Flüssigkeit zurückkehrte. Den Anblick des weißen Bläschenschaums auf ihrer Haut, wie er immer weiter an ihrem Körper emporgekrochen war und dabei dieses Feuer aus Schmerzen ausgelöst hatte, würde sie nicht vergessen. Miriam traute sich kaum, unter die Decken zu schauen. Sie erwartete,

eine offene, nässende, rot entzündete Fläche vorzufinden, die einmal ihre Haut gewesen war.

Aber hätte sie dann nicht noch Schmerzen haben müssen?

Verwirrt drehte sie sich auf den Bauch und dann wieder zurück. Die Decken blieben auf dem Boden liegen, und sofort fiel die Eiseskälte über sie her. Aber das war jetzt nebensächlich. Sie spannte ihre Bauchmuskulatur an und richtete ihren Oberkörper auf.

Miriam konnte es nicht glauben!

Ihre Haut sah fast normal aus.

Nur wenige kleine Bläschen, keine nässenden Wunden, allenfalls war sie ein wenig heller als zuvor, aber das mochte auch an dem fahlen Licht liegen.

Beinahe hätte sie gelacht vor Freude. Sie spürte neue Energie in sich, hatte ein zweites Leben, eine zweite Chance bekommen. Und sie würde nicht hier liegen bleiben und warten, bis er wiederkam.

Warum kam er nicht?

Am Telefon hatte er es ihr doch versprochen, aber das lag jetzt schon eine Stunde zurück.

Seit sechzig Minuten war sie bereit. Sie hatte alles so arrangiert, wie sie es zu brauchen glaubte, hatte alles doppelt und dreifach überprüft und sich immer wieder gefragt, ob er darauf hereinfallen würde. An dieser Stelle ihrer Überlegungen war Nicola sich nicht sicher. Doch eigentlich spielte das auch keine Rolle mehr. Mit dem, was sie vorhatte, setzte sie alles auf eine Karte, und so oder so würde ihr Leben, wie sie es die letzten Jahre gelebt hatte, ein Ende finden.

Doch dazu musste er herkommen.

Dazu musste er ihr größtes Geheimnis erfahren.

Vor zwei Jahren waren sie zum ersten Mal gemeinsam bei ihrem Gynäkologen Dr. Dillenburg gewesen. Dass es mit der Schwangerschaft nicht klappte, konnte nach der Auffassung ihres Mannes nur an ihr liegen, deshalb war es nicht in Frage gekommen, dass er sich untersuchen ließ.

Er hatte ihre Hand gehalten und sie fürsorglich angesehen. Darin war er immer gut gewesen, und Dr. Dillenburg musste geglaubt haben, er sei ein besonders liebevoller Ehemann.

Aber als der Doktor begonnen hatte, ihnen seine Diagnose zu erklären,

war sein Griff fester geworden, zum Ende hin sogar schmerzhaft, bevor er ihre Hand abrupt losgelassen und seine eigene an seiner Hose abgewischt hatte. Nicola hatte zu ihm hinüberblickt, nur kurz, aber es hatte gereicht, um zu sehen, welchen Abscheu er in diesem Moment empfand.

Dr. Dillenburg vermutete eine verschleppte Infektion, machte ihnen gleichzeitig aber Hoffnung, dass es durch eine Behandlung mit der Schwangerschaft irgendwann doch klappen würde.

Sie hatten es versucht, doch geklappt hatte es nicht. Seitdem waren sie regelmäßig beim Gynäkologen gewesen, erst vor zwei Monaten wieder. Ihr Mann hatte sie stets gefahren und im Wartezimmer neben ihr gesessen, doch in den Behandlungsraum war er nie wieder mitgekommen. Deshalb hatte er auch nicht alles erfahren, was Dr. Dillenburg durch einige Folgeuntersuchungen herausgefunden hatte. Deshalb wusste er nichts von der großen Chance, die sie ihm verweigerte, seitdem sie selbst davon wusste. Natürlich hatte sie das Schreiben in keinem ihrer privaten Ordner eingeklebt, denn dort hätte ihr Mann es irgendwann entdeckt. Nein. Das vergangene Jahr hatte der Brief zwischen Bild und Rückwand des Rahmens der Kopie von van Goghs Sonnenblumenfeld verbracht, die im Wohnzimmer über der terrakottafarbenen Couchlandschaft hing.

Die Worte und Sätze darin würden ihm das Herz brechen.

Vor allem aber würden sie ihn in Raserei versetzen.

Und darin sah Nicola ihre Chance.

Miriam rollte sich in die Mitte des Beckens, blieb dort auf dem Bauch liegen, hob den Kopf in den Nacken und sah sich um. Die blau gekachelten Wände des Schwimmbeckens waren mehr als zwei Meter hoch und völlig glatt, ohne Kanten oder Vorsprünge. Es gab auch keine Nichtschwimmerzone, in der der Abstand zwischen Beckenboden und oberem Rand nicht so hoch gewesen wäre. Ebenso wenig gab es eine Leiter. Selbst wenn sie nicht gefesselt gewesen wäre, hätte sie es nur mühsam geschafft, aus dem Becken zu entkommen – mit auf dem Rücken gefesselten Händen war es unmöglich.

Sie musste Hände und Füße frei bekommen.

Wenn sie sich mit den Beinen abstoßen und springen würde, könnte sie sich aus dem Becken herausziehen. Die Kraft dafür hatte sie. Im

Training schaffte sie elf Klimmzüge, mehr als jede andere Frau.

Aber wie sollte sie die Kabelbinder durchbekommen? Hier unten gab es nichts, was sie dazu hätte nutzen können.

Miriam zerrte abermals daran und bewegte ihre Hände hin und her, doch die Plastikriemen gaben keinen Millimeter nach. Sie schnitten sich nur noch weiter in ihr Fleisch und verursachten brennende Schmerzen.

Mit Tränen in den Augen nahm Miriam rechts von sich einen hellen Lichtreflex wahr und sah genauer hin. Es war ein silbriges Funkeln direkt im Boden genau in der Mitte des Beckens. Sie robbte darauf zu. Es dauerte eine ganze Weile und tat ihrer immer noch empfindlichen Haut höllisch weh, so über die trockenen Fliesen zu robben, doch sie biss die Zähne zusammen und gab nicht auf.

Bei dem Lichtreflex handelte es sich um einen Abfluss.

Ein Loch im Boden, circa zwanzig Mal zwanzig Zentimeter groß, durch das das Wasser des Schwimmbeckens abgelassen werden konnte. Das Loch war mit einem Gitter aus Edelstahl abgedeckt.

Miriam lag mit dem Gesicht unmittelbar daneben. Sie hob den Kopf, schaute in den dunklen Abfluss und fragte sich, wie ihr das helfen könnte.

Vielleicht wenn sie ...

Schnell drehte sie sich um, brachte ihre auf dem Rücken gefesselten Hände in die Nähe des Abflusses, steckte zwei Finger in das Gitter und zog daran. Es löste sich beim vierten Versuch. Sie ließ es neben den Abfluss fallen und drehte sich wieder um.

Der Rahmen im Boden, in dem das Gitter gelegen hatte, hatte Kanten aus Metall. Die waren nicht scharf, nicht einmal annähernd, aber immerhin waren es gerade Kanten, an denen sie die Kabelbinder hin- und herbewegen konnte. Wenn sie schnell und lange genug scheuerte, müsste die Kombination aus Reibungshitze und gerader Kante den Kunststoff doch durchtrennen.

Miriam überlegte nicht länger. Sie drehte sich auf den Rücken, brachte sich in eine günstige Position und begann zu reiben.

Nele Karminter brachte Alexander Seitz abermals ins Polizeipräsidium. Der Privatdetektiv war in sich gekehrt und stumm, seitdem er auf dem Dachboden in der Katzengasse 11 den Leichnam anhand der Reste eines Tattoos als seine Freundin Jödis Kettelhake identifiziert hatte.

Während der Fahrt rief Nele Dag Hendrik an und unterrichtete ihn über die Wendung in dem Fall. Sie bat ihn, an einer erneuten Befragung von Seitz teilzunehmen und auch Dr. Sternberg hinzuzuziehen.

Nele wusste nicht, was in dem Mann vorging. Als er in der Katzengasse angekommen war, war er rasend vor Wut gewesen, doch das hatte sich auf dem Dachboden rasch geändert. Die Spurentechniker waren für einen Moment beiseitegetreten, und Seitz war erstarrt.

»Das Tattoo«, hatte er flüsternd gesagt. »Das ist nicht Miriam Singer. Es ist Jördis.«

Dann war er vor dem Schaukelstuhl auf die Knie gefallen. Er hatte seine Hände auf die Füße des Leichnams gelegt, den einzigen unversehrten Bereich des Körpers, den Kopf gesenkt, hatte ihren Namen ausgesprochen und war für ein paar Minuten in dieser Stellung eingefroren.

Nele, die hinter ihm gestanden hatte, konnte nicht sagen, ob er geweint hatte. Wenn, dann waren es stille Tränen gewesen, denn sein Oberkörper hatte nicht einmal gezittert. Als sie sich schon überlegt hatte, wie sie ihn von seiner Freundin wegbekommen sollte, war er plötzlich ruckartig aufgestanden und wortlos an ihr vorbei die Treppe hinuntergelaufen. Sie war ihm in den schmutzigen Innenhof gefolgt, wo er sich mit beiden Händen gegen eine Mauer gelehnt und den Kopf tief zwischen die Schultern hatte sinken lassen.

Aber nur kurz.

Dann hatte er sich zu ihr umgedreht und sie aus einem versteinerten Gesicht angesehen.

»Ich will dabei sein«, hatte er mit rauer Stimme gesagt.

Mehr war nicht nötig gewesen. Keine Erklärung, keine Warnung, keine Drohung. Nele hatte auch so verstanden, was Seitz meinte. Sie konnte ihn von den weiteren Ermittlungen ausschließen, zu seinem eigenen Schutz auch inhaftieren, aber dann, das spürte sie, würde er durchdrehen. Obwohl sie sich vor ein paar Stunden noch über ihn aufgeregt hatte, empfand sie in diesem Moment Mitleid. Sie hatte keine Ahnung, was zwischen ihm und Jördis Kettelhake gewesen war, ob es Liebe gewesen war, aber Nele wusste noch allzu gut, wie sie sich selbst gefühlt hatte, als Anou damals von Karel Murach entführt worden war und sie sie schon tot geglaubt hatte.

Wenn man es gewohnt war zu handeln und die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, konnte in einem solchen Moment nichts und niemand einen davon abhalten. Handschellen und Stahltüren waren dann Folter und würden einen gebrochenen Menschen zurücklassen.

Nele würde ihn einbinden. Aber nur soweit, wie sie es verantworten konnte. Sie mussten ihn sowieso erneut vernehmen. Vielleicht wusste Seitz etwas, was sie auf die Spur von Horst Schön bringen würde, denn der hatte immer noch Miriam Singer in seiner Gewalt. Und auch wenn Nele immer weniger daran glaubte, bestand doch noch der Hauch einer Chance, diese lebend zu finden.

Anou war in der Katzengasse geblieben, um dort die Durchsuchung zu leiten. Sälzle war mit einem kleinen Team zu Seitz' Hütte unterwegs. Eckert war noch damit beschäftigt, die Hamburger Firma zu überprüfen, die die Mastställe gereinigt hatte. Ihr kleines Team war weit verstreut im Einsatz, und es lag viel mehr Arbeit an, als sie bewältigen konnten. Aber falls sie herausfinden sollten, wo Horst Schön sich aufhielt, würde Nele alle zur Verfügung stehenden Kräfte zusammenziehen. Die Fahndung nach dem schwarzen Astra lief, ein digitalisiertes Bild von Schön war im Umlauf. Gleich im Präsidium würde sie Dag darum bitten, die Presse einzubeziehen. Die lokalen Sender konnten das Bild noch heute verbreiten, ebenso die Radiosender, und die Tageszeitungen würden sie auch noch erreichen, bevor die in Druck gingen.

Nele fühlte sich unwohl, weil Seitz kein Wort sagte, einfach nur da hockte und mit starrem Blick aus dem Seitenfenster sah. Wenige Minuten, bevor sie das Präsidium erreichten, rang sie sich dazu durch, ihn anzusprechen.

»Es tut mir wirklich leid«, wiederholte sie, was sie schon auf dem Hof in der Katzengasse gesagt hatte.

Er nickte, ohne sie anzusehen.

»Sie dürfen sich keine Vorwürfe machen.«

Jetzt wandte er sich doch zu ihr um. »Darf ich nicht?«, fragte er mit heiserer Stimme. »Ich bin der Einzige, der sich Vorwürfe machen muss, und das tue ich auch. Jördis ist tot, weil ich zu dumm gewesen bin ... weil ich nicht erkannt habe, was für ein Typ Mensch Horst Schön ist. Ich habe ihn für jemanden gehalten, der sich nur an schwache Frauen herantraut, und das war Jördis nicht. Jördis war die stärkste Frau, die ich

je kennen gelernt habe. Also sagen Sie mir bitte nicht, ich dürfe mir keine Vorwürfe machen.«

Seine Stimme klang rau und zitterte vor mühsam unterdrückter Wut.

Nele musste an das Seminar denken. Psychopathen, so hatte Dr.

Sternberg es formuliert, sind wahre Meister darin, sich zu verstellen. Sie sind die denkbar geschicktesten Schauspieler, und um sie zu durchschauen, ihr Spiel zu durchschauen, bedarf es einer großen Erfahrung.

Müsste Seitz nicht erfahren genug sein?, fragte sich Nele, und bog in die Zufahrt zur Tiefgarage des Präsidiums ein.

Sie sprachen nicht, während sie mit dem Fahrstuhl nach oben fuhren, den langen Gang nach rechts hinuntergingen und schließlich die Sokozentrale betraten.

Dag Hendrik und Dr. Sternberg waren schon da. Alle anderen Mitarbeiter waren hinausgeschickt worden.

Seitz ließ sich auf einen Stuhl fallen und presste seine Hände seitlich an den Kopf.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte Nele.

Er schüttelte nur den Kopf.

Sie nickte Dag Hendrik und Dr. Sternberg zu, und sie setzten sich Seitz gegenüber an den Tisch.

»Alexander«, begann Dag. »Ich möchte dir sagen ...«

»Erspar mir diesen Scheiß«, sagte Seitz und hob langsam den Kopf. »Ich will nicht hier herumsitzen und Floskeln austauschen. Ich will diesen Mistkerl schnappen.«

»Du bist kein Poli ...«

Nele schnitt ihrem Chef mit einer raschen Handbewegung das Wort ab.

»Das wollen wir alle, Herr Seitz. Aber wir werden es nur schaffen, wenn wir zusammenarbeiten. Sie müssen uns jetzt alles, aber auch wirklich alles sagen, was Sie über Horst Schön wissen. Wie sind Sie überhaupt auf ihn aufmerksam geworden?«

Seitz berichtete ihnen vom Fund der Visitenkarte in einem Kleidungsstück in Daniela Gersteins Schrank. Er erzählte ihnen auch von der Falle, in die er Horst Schön mit Hilfe seiner Freundin gelockt hatte, und davon, dass Schön alias Freedomwriter über einen Chatroom Kontakt zu Daniela gehabt hatte.

Als er fertig war, klingelte Neles Handy.

Anou war dran.

Aus dem Hintergrund hörte Nele Fahrgeräusche.

»Das Haus in der Katzengasse ist nur sein Zweitwohnsitz«, sagte Anou atemlos. »Horst Schön ist außerdem noch in der Waldstraße 35 gemeldet, das liegt am Stadtrand. Ich bin schon unterwegs.«

In Neles Kopf löste die unerwartete Information ein Déjà-vu aus. Schon wieder handelte Anou eigenmächtig. Schon wieder zog sie allein los.

»Warte auf mich«, befahl Nele. »Ich fahre sofort los.«

»Das ist Quatsch«, hörte sie Anou widersprechen. »Du bist viel zu weit weg, und ich bin in ein paar Minuten da.«

»Du sollst aber nicht allein ...«, begann Nele und sah zu Dag auf, der sie gespannt ansah.

»Bin ich doch nicht«, unterbrach Anou sie. »Ich hab die Jungs mitgenommen, die sowieso vor Ort waren. Das MEK anzufordern hätte viel zu lang gedauert. Ich melde mich, sobald ich etwas weiß.«

Damit beendete Anou das Gespräch.

Nele fühlte sich wie überfahren. Sie spürte die Blicke der anderen, brauchte aber noch einen Moment, um den Kloß im Hals runterzuschlucken, den Anouschkas erneute Eigenmächtigkeit hatte entstehen lassen. Sie war näher dran, okay, das verstand Nele. Sie hatte auch das Einsatzteam aus der Katzengasse dabei, aber sie hätte sie trotzdem schon von dort aus anrufen können, nicht erst von unterwegs. Nele wischte sich mit einer Hand über die Augen. Sie hatte den Eindruck, ein Schatten läge vor ihrem Gesichtsfeld.

»Was ist denn?«, fragte Dag Hendrik.

Nele wiederholte, was sie von Anou erfahren hatte.

Seitz riss die Augen auf. »Er hat so etwas erwähnt, als er mit Jördis sprach, aber ich hielt das für Spinnerei.«

Die Dämmerung war hereingebrochen, und hier draußen am Stadtrand, wo die Häuser von Wald umgeben waren, wurde es schneller dunkel. Der Himmel war wolkenverhangen, aber es hatte endlich aufgehört zu schneien.

Nicola stand mitten in der Garage. Das große Garagentor war weit geöffnet, und helles Licht fiel als großes Viereck auf die unberührte Schneedecke auf dem Hof. Sie fror und hatte die Arme um den

Oberkörper geschlungen. Seit einer Viertelstunde stand sie dort, weil sie es im Haus nicht mehr ausgehalten hatte. Mit jeder verstreichenden Minute war sie lethargischer geworden und hatte sich am Ende sogar ausgemalt, wie der Sturm ihr die Entscheidung abnahm. Vielleicht war er auf glatter Straße ins Schleudern geraten und gegen einen Baum geprallt. Vielleicht war er längst tot. Diese Gedanken hatten an ihrer Entschlossenheit genagt, und das war nicht gut. Sie würde das nicht durchstehen, wenn sie nicht wild entschlossen war. Also war sie in die Garage gegangen, hatte den Motor wieder eingeschaltet und das Tor hochgefahren. Die Kälte tat gut. Sie weckte die Lebensgeister.

Als die Schweinwerfer endlich die lange Auffahrt heraufkrochen, brannte plötzlich jede Stelle an ihrem Körper, die er jemals verletzt hatte, und die Narbe über ihrem rechten Auge schien gar in Flammen zu stehen. Angst und Nervosität lähmten ihr Denken, aber Nicola hielt sich verzweifelt an dem Gedanken fest, dass es für sie nur diese eine Chance gab. Diese oder gar keine. Leben oder sterben.

Er fuhr bis dicht vor die Garage, stellte Motor und Scheinwerfer ab und stieg aus. Als erstes fiel ihr auf, dass es nicht sein Wagen war, dann, wie abgehetzt er wirkte. Seine Kleidung war zerknittert und stellenweise schmutzig, sein Haar nicht so perfekt frisiert, wie sie es von ihm kannte. Seit er von der Polizistin aus dem Haus geworfen worden war, hatte ihr Mann sich auch äußerlich verändert.

»Wo ist dein Wagen?«, fragte Nicola.

»Werkstatt«, sagte er, und sein Blick verdüsterte sich. »Was machst du in meiner Garage? Ich hatte dir verboten, sie zu betreten.«

Nicola rührte sich nicht.

Sie hatte den langen Tapetentisch so verschoben, dass er eine Barriere zwischen der Garage und dem Hof darstellte. Man konnte meinen, sie veranstalte einen Garagenflohmarkt. Auch auf diesem Tisch wurden Dinge dargeboten, doch die waren nicht zum Verkauf gedacht. Es handelte sich dabei um die vier Köpfe mit dem grauen Haar und um die beiden Aluminiumschalen mit der stinkenden, eingetrockneten Masse darin.

Davor lag der Brief.

»Was hast du getan?«, fragte Nicola ohne Umschweife.

Ihr Mann kam bis an den Tisch vor. Sein Blick glitt nur kurz über die

makabre Ausstellung, dann fixierte er sie. »Was soll das alles? Ich denke, du willst mit mir reden.«

»Ja. Über das hier. Ich will wissen, was du getan hast.«

Einen derart dreisten Satz hatte sie sich ihm gegenüber noch nie erlaubt. Es tat gut, so mit ihm zu sprechen. Es schmälerte die Angst und den Respekt.

Seine Augen verengten sich. »Was ich getan habe oder tue, geht dich gar nichts an. Was soll diese Show, die du hier abziehst? Willst du mich provozieren und dann wieder die Bullen rufen? Kapiert doch endlich: Die können dich nicht schützen. Am Ende gewinne ich, so wie immer.«

Nicola schüttelte vehement den Kopf. »Nein, nicht wie immer. Du hast längst verloren.«

Mit seinem intensiven Blick schien er den Sinn dieser Worte aus ihr herauspressen zu wollen.

»Was soll das heißen?«, fragte er.

»Lies den Brief.«

»Ich hab keine Zeit für so eine Scheiße«, sagte er. »Raus aus meiner Garage.«

»Erst liest du den Brief«, beharrte Nicola.

Mit einer schnellen, kraftvollen Bewegung warf er den Tapetentisch zur Seite. Die Köpfe flogen davon und kullerten in den Schnee, die dünnen Aluschalen fielen scheppernd zu Boden, ihr stinkender Inhalt kippte heraus, der Brief landete auf dem Garagenboden.

Nicola hatte mit einem Wutausbruch gerechnet, aber nicht so schnell, sondern erst, wenn er den Brief gelesen hatte. Sie wandte sich ab und lief auf die offenstehende Verbindungstür zum Haus zu. Als sie sie durchquerte, trat sie den Keil beiseite, und die Tür fiel hinter ihr zu. Das verschaffte ihr genau die paar Sekunden Zeit, die sie brauchte.

»Komm sofort hierher«, brüllte er, nachdem er die Tür geöffnet hatte. Das erste Messer befand sich in der Küche griffbereit auf der Ablage neben dem Obst. Im Vorbeilaufen griff Nicola danach, so wie sie es geübt hatte. Sie erwischte den Griff perfekt, lief damit noch ein paar Schritte weiter, drehte sich dann um und ließ die Klinge durch die Luft schnellen.

Ihr Mann, der erschreckend schnell aufgeholt hatte, konnte nicht mehr stoppen. Er lief in die Bewegung hinein, und das Messer schnitt ihm

durch die rechte Wange. Er schrie auf, stolperte aber weiter auf sie zu und riss sie mit sich.

Noch im Fallen versuchte Nicola, ihm das Messer in den Bauch zu rammen, doch er war zu nah dran, sie konnte nicht ausholen. Schon gingen sie zu Boden, und die Klinge wurde nach rechts weggedrückt. Dann traf seine flache Hand sie im Gesicht. Kein wirklich harter Schlag, da war sie Schlimmeres gewohnt. Als er nach dem Messer greifen wollte, schaffte Nicola es, ihn von sich zu stoßen. Er kippte nach hinten gegen den Küchentisch. Nicola robbte von ihm weg, bis sie die zweite Tür im Rücken spürte. Einen Moment überlegte sie, ob es Sinn machte, das Messer zurückzuholen. Sie entschied sich dagegen. Es lag zu nah bei ihm.

Ihr Mann hielt die Hand auf die Wunde in seinem Gesicht gepresst. Blut lief ihm über das Kinn in den Hemdkragen. Er nahm die Hand weg und betrachtete es.

»Das wirst du büßen.«

Nicola wartete nicht ab. Sie schnellte hoch, lief durch den Flur und zur Treppe. Als sie die Hälfte der Stufen geschafft hatte, bekam er ihren rechten Fuß zu fassen. Nicola schrie, trat mit dem linken Bein aus, traf ihn aber nicht. Er schlug ihr mit der Faust hart in den Nacken. Einen Moment wurde alles schwarz. Ohne sich wehren zu können, musste Nicola sich von ihm am rechten Bein ins Wohnzimmer zerren lassen. Dort ließ er sie fallen, stützte sich auf seine Oberschenkel ab und versuchte zu Atem zu kommen. Sein blutiges Gesicht war vom Irrsinn entstellt.

Nicola erholte sich. Sie drehte sich herum, wollte zum Sessel, denn hinter dem Kissen lag das Tortenmesser. Es war zwar nicht besonders scharf, hatte aber eine lange, schmale Klinge.

Er kam ihr zuvor. Packte sie bei den Haaren und zog sie auf die Beine. Dann schlug er ihr brutal in den Magen. Nicola klappte zusammen. Sie konnte nicht mehr atmen, sich nicht mehr bewegen, nichts mehr ... Verloren ... Sie hatte verloren ... So oder so würde sich jetzt alles ändern.

Er warf das Kissen beiseite und fand das Messer.

»Du hinterhältige Schlange«, stieß er mühsam hervor.

Dann stellte er sich breitbeinig über sie, packte abermals ihren Kopf bei

den Haaren, zog ihn hoch, überdehnte ihren Hals und legte die Klinge an ihre Kehle.

Nicola spürte nichts mehr außer dem schmalen Metallgrat an ihrem Hals. Während des langen Nachmittags hatte sie sich auch auf diesen Ausgang des Kampfes vorbereitet. Gerade sie wusste ja, wie schwer es war, gegen ihn zu bestehen. Egal, dieses Risiko war sie gerne eingegangen. Wichtig war nur, dass es auf irgendeine Art zu Ende ging, denn in ständiger Angst zu leben kam nicht mehr in Frage.

Till the world turned to orange, sang Marianne in ihrem Kopf.

»Dafür werden wieder die anderen büßen«, sagte ihr Mann.

Im selben Maße, wie der Kunststoffriemen durch das Scheuern an der Metallkante immer dünner wurde, wurde auch die Haut an ihren Handgelenken immer dünner – nur dass sie viel früher nachgab. Miriam spürte das Blut warm an ihren Fingern hinabrinnen. Doch die Schmerzen interessierten sie nicht; alles, was zählte, war, die verdammten Fesseln loszuwerden. Sie arbeitete hektisch und ohne Pause und spürte einen beginnenden Krampf in der Schultermuskulatur.

Sie hielt einen Moment inne.

Lauschte dabei.

Keine Geräusche außer denen des Sturms.

Der Krampf in der Schultermuskulatur ließ nach, und sofort begann Miriam wieder zu scheuern.

Nach weiteren zwei Minuten gab es plötzlich einen Ruck, und ihre Hände waren frei.

Stocksteif blieb Miriam über dem Abfluss liegen und konnte es nicht glauben. Ganz langsam und mit zusammengebißenen Zähnen, weil ihre Schultern scharfe Stiche aussendeten, brachte sie ihre Arme nach vorn.

Die Haut an ihren Handgelenken sah schlimm aus, Blut quoll hervor, aber der Kabelbinder war fort.

Miriam begann zu lachen. Laut und hysterisch. Ein fremder, wilder Laut, der in dem gekachelten Schwimmbad widerhallte und fast wie Beifall klang.

Als der Anfall vorüber war, wischte sie sich die Tränen aus den Augen, löste den Knoten der Wäscheleine an ihren Fußgelenken und kämpfte sich auf die Beine. Dabei spürte sie, wie schwach sie mittlerweile war. Seit sie in seiner Gewalt war, hatte sie weder gegessen noch getrunken,

abgesehen von dieser Flüssigkeit, die er ihr eingeflößt hatte.

Auf zitternden Beinen stand sie in der Mitte des riesigen, blauen Schwimmbeckens, über dessen Rand sie auch stehend nicht hinwegsehen konnte. Unsicher stakste sie auf die nächstgelegene Wand zu, und als sie direkt davorstand, erschien sie ihr unüberwindlich. Selbst mit ausgestreckten Armen erreichten ihre Fingerspitzen die Kante nicht. Sie ging ein paar Mal tief in die Hocke, spannte und entspannte die Beinmuskulatur und schüttelte ihre Arme. Schließlich fühlte sie sich bereit.

Aus der Hocke schnellte sie empor, streckte ihre Arme weit nach oben und erreichte schon beim ersten Sprung die obere Kante des Schwimmbeckens. Ihre Finger klammerten sich daran. Sie wollte sich hochziehen, doch schon nach wenigen Zentimetern versagten ihre Arme, die doch eigentlich für mindestens zehn Klimmzüge gut waren. Sie fiel und ließ sich auf die Knie sinken.

Ihre Arme fühlten sich an wie taube Stöcke. So würde sie es niemals schaffen.

Miriam überlegte einen Moment. Dann drehte sie sich um und begann mit Liegestützen. Ganz langsam und zunächst die Damenvariante auf den Knien. Bei dem ersten zitterten ihre Arme noch, dann wurde es besser. Nach der zehnten hörte sie auf und dehnte und streckte ihre Schultermuskulatur. Es wären wohl noch drei oder vier möglich gewesen, aber sie musste sich Kraft aufsparen für den einen, alles entscheidenden Klimmzug.

Sie stand auf und begann, durch das Schwimmbecken zu laufen. Dabei blieb ihr Blick an dem Abfluss in der Mitte des Beckens hängen, der ringsherum mit Blut verschmiert war. Ein grausiger Anblick. Es sah so aus, als wäre jemand durch dieses kleine Loch in den Boden gesogen worden.

Nach einigen Minuten Lauferei begab Miriam sich erneut an die Wand. Aufrecht und gerade stand sie davor, den Kopf in den Nacken gelegt, den Blick auf ihr Ziel gerichtet. Durch Schütteln lockerte sie ihre Arme und Beine. Schließlich war sie soweit.

In die Hocke.

Konzentration.

Alles hineinlegen in diesen einen Sprung.

Jetzt. Hoch. Zugreifen. Packen, so fest es nur ging.

Ziehen, Ziehen, Ziehen.

Miriam zog, schrie dabei, strengte sich an wie noch nie zuvor in ihrem Leben, ihre nackten Füße schrappten an der glatten Wand entlang, sie kämpfte, fluchte und zerrte, ihr Kinn überwand die Kante, noch ein Stück, ein kleines Stück, weiter, weiter ... Jetzt, sie konnte einen Ellenbogen auf den Rand legen. Ab da ging es leichter, und kurz darauf lag Miriam oben neben dem Schwimmbecken auf dem Bauch.

Es dauerte eine Weile, ehe sie wenigstens den Kopf heben und sich umschauen konnte.

Sie schätzte, dass die Schwimmhalle mindestens dreißig Meter lang war.

Sie lag auf der Seite des Raums, wo sich oben in der gelben Backsteinwand die Fensterleiste befand. Auf der anderen Seite bestand die Wand aus Holzplatten. Miriam brauchte einen Moment, um zu begreifen, dass die Holzwand nachträglich eingebaut worden war und sich dahinter wahrscheinlich eine weitere Fensterfront befand.

Auf Knien krabbelte sie vom Becken fort und nutzte die Wand als Hilfe, um aufzustehen. Ihr Körper zitterte heftig. Mit dem Rücken an die Mauer gelehnt sah sie sich um. Auf der anderen Seite des Beckens lagen die Leiter, der gelbe Druckbehälter und die schwarze Stofftasche.

Er hatte seine Ausrüstung da gelassen, also würde er zurückkehren, um fortzusetzen, was er begonnen hatte.

Verdammter Irrer!

Während Miriam sich an der Wand entlangschob, kehrte wieder ein bisschen Kraft in ihren Körper zurück. Genug, um zur anderen Seite des Beckens hinüberzugehen und einen Blick in die Tasche zu werfen.

Darin befanden sich das Cuttermesser, das sie schon kannte, ein langer Schraubenzieher, ein paar Arbeitshandschuhe, ein noch verpackter Maleranzug, wie er ihn unten im Becken getragen hatte, und ihre Kleidung.

Miriam holte sie heraus und zog sogleich Hose und Schuhe an. Den BH konnte sie vergessen, den Pullover eigentlich auch, da er vorn in der Mitte durchtrennt war. Sie zog ihn aber trotzdem über. Er klaffte weit auseinander. Sie schlug einen Knoten hinein, sodass wenigstens ihre Brüste bedeckt waren.

Angezogen und mit dem langen Schraubenzieher in der Hand stand sie

schließlich auf und fühlte sich schon viel besser.

Sie sah sich um.

Es gab nur zwei Türen in der großen Halle. Sie befanden sich rechts und links des Beckens an der Stirnwand vor ihr. Miriam ging auf eine davon zu und probierte die Klinke. Sie ließ sich öffnen und führte in einen Duschraum. Spinnenweben hingen in den Ecken, es roch muffig, die Armaturen waren abmontiert. In der gegenüberliegenden Wand war eine weitere Tür.

Bevor Miriam sie öffnen konnte, hörte sie ein Geräusch.

Sie waren mit vier Streifenwagen angerückt, sodass eine unauffällige Annäherung an das Objekt nicht möglich war. Deshalb ließen sie die Wagen auf dem schmalen Parkstreifen vor einem Friedhof stehen und gingen die letzten hundert Meter zu Fuß.

Anouschka blendete die Gedanken an Nele vollkommen aus, als sie aus dem Wagen stieg. Sie war aufgekratzt, förmlich elektrisiert, seitdem sie wusste, dass es nicht Miriam Singer war, die sie auf dem Dachboden in der Katzengasse gefunden hatten. Warum Schön dieses andere Mädchen zuerst getötet hatte, warum er sie so schnell und ohne sie vorher zu quälen getötet hatte, verstand Anou zwar nicht, aber das war jetzt auch nicht wichtig, darüber konnte sie später nachdenken.

Wichtig war jetzt nur, endlich Miriam Singer aus der Hand dieser Bestie zu befreien.

Anou hatte keine Zweifel daran, sie in dem Haus zu finden, dem sie sich jetzt näherten.

Der Einsatzleiter Jochen Strauss und sie führten den Trupp von neun Beamten an. Der Schnee dämpfte das Getrappel ihrer Schritte. Die Adresse, die sie in Horst Schöns PC gefunden hatte, lag am Stadtrand in einer alten, von Schlaglöchern übersäten Straße. In dieser Straße befanden sich sozusagen die letzten Häuser der Stadt, und das, in dem Horst Schön lebte, war das letzte am Ende dieser Straße. Eine blattlose, knorrige Hecke schirmte das Grundstück ab. Es gab ein Holztor in einem Jägerzaun, das aber nicht verschlossen war. In der Schneedecke der langen, geraden Auffahrt war die frische Fahrspur eines Autos zu sehen. Er war also hier!

Anou und Jochen Strauss stoppten.

»Ich will hier keine Eskalation«, sagte Anou. »Er hat immer noch ein

Opfer in seiner Gewalt, also sehen Sie und Ihre Leute zu, dass sie ihn nicht erschießen. Wenn er sie woanders als hier versteckt hat, finden wir sie sonst nie.«

Strauss nickte, ging zurück und wies seine Leute ein.

Anou konnte sich vorstellen, wie nervös die Männer und Frauen waren, schließlich taten sie so etwas, im Gegensatz zu den MEK-Leuten, nicht besonders häufig. Aber sie waren Polizisten, also musste es auch mal so gehen. Letztendlich hatten sie es nur mit einer einzigen Person zu tun ... Andererseits – was hatte das schon zu sagen. Damals, in den Wäldern der Eibia, hatte ein ganzes verfluchtes Sondereinsatzkommando nicht gereicht, um Karel Murach zu fassen. Dass hatte sie ganz allein tun müssen.

Strauss kam zurück. Seine Zunge fuhr über seine Oberlippe, er suchte nervös die Gegend ab.

»Okay. Wir können.«

Anou nickte, zog ihre Waffe und ging voran.

Als sie aus dem Schutz der hohen Rhododendren heraustrat, bekam sie zum ersten Mal freien Blick auf das Haus. Es handelte sich um eine alte Kaufmannsvilla im Stil der freien Hansestädte, die früher einiges hergemacht haben musste, jetzt aber wie ein Geisterschloss wirkte. Eine große Garage war direkt an das Haus angebaut. Die Reifenspuren verschwanden darin. Hinter der Garage stand noch ein weiteres, lang gestrecktes Gebäude, das Anou in der Dunkelheit nicht richtig erkennen konnte. Es wirkte wie ein Gewächshaus oder etwas Ähnliches.

Im Haus selbst brannte hinter drei Fenstern im Erdgeschoss Licht, außerdem warf die große, gusseiserne Lampe über der Eingangstür ein gelbes Rechteck in den Schnee.

An der Hausecke angekommen, teilte Strauss seine Leute auf. Eine Hälfte bewegte sich leise zur Rückseite des Gebäudes, während er selbst und die andere Hälfte Anou zur Vordertür folgten.

Anou fiel auf, dass keine Tritts Spuren von der Garage zum Haus führten. Folglich musste es eine direkte Verbindung geben. Sie wies Strauss darauf hin, und der postierte zwei Beamte am Garagentor. Wenn sie nichts übersehen hatten, müssten jetzt sämtliche Fluchtmöglichkeiten blockiert sein.

Drei Betonstufen führten zur Tür hinauf.

Noch bevor Anou einen Fuß auf die erste davon setzen konnte, meinte sie, einen leisen Schrei zu vernehmen.

Sie drehte sich zu Strauss um.

»Haben Sie das auch gehört?«

Er nickte. Seine Zunge schoss wieder hervor.

»Okay«, sagte Anou und entsicherte ihre Waffe. »Holen wir uns das Schwein.«

In der Sokozentrale herrschte angespannte Stille.

Jeder wartete auf den erlösenden Anruf.

Sowohl Dag Hendrik als auch Nele Karminter schauten alle paar Sekunden auf die Uhr. Nele musste sich zusammenreißen, um Anou nicht anzurufen. Sie hatte sich einen lauwarmen Kaffee aus der großen Thermoskanne gezapft und ordentlich Zucker hineingetan, obwohl sie das eigentlich gar nicht mochte. Aber irgendwie brauchte sie die Kalorien jetzt.

Die Einzige, die eine gewisse Ruhe ausstrahlte, war Dr. Sternberg.

Sie stand bereits seit ein paar Minuten vor der langen Stellwand mit den gesammelten Informationen und studierte sie.

Unvermittelt begann sie zu sprechen.

»Er betreibt ein Literaturcafé, ist also ein Kenner der Literatur, ein Schögeist, ein Künstler mit einer Schwäche für Frauen. Für schöne junge Frauen. Er macht sie auf sich aufmerksam, indem er ihnen eine Schriftstellerkarriere in Aussicht stellt. Er hat extra ein Fotostudio eingerichtet, um die Schönheit der Frauen einzufangen ...« Dr. Seeberg schüttelte den Kopf. »Ich kann es noch nicht erklären, aber für mein Gefühl passt das nicht zu einem Täter, der seine Opfer mit Wasserstoffperoxid entstellt und tötet.«

»Aber die Beweislage in seinem Haus ist eindeutig«, wandte Nele ein.

»Fast zu eindeutig, finden Sie nicht auch?«, erwiderte Dr. Sternberg.

»Offensichtlicher geht es nicht. Für sein erstes Opfer, und wir können nur hoffen, dass es sein erstes war, sucht er sich diesen abgelegenen Maststall. Sein zweites Opfer, Frau Singer, ist bisher nicht aufzufinden. Aber Frau Kettelhake nimmt er mit in sein Haus, tötet sie dort und lässt sie zurück. Falls wir uns später mit Herrn Schön unterhalten können, werden wir, denke ich, nicht den Idioten vorfinden, der er sein müsste, um die Fährte so deutlich auf sich zu lenken. Unser Täter ist hoch

intelligent, aber dieses Verhalten steht dazu im krassen Gegensatz.«
Die Psychologin schüttelte abermals den Kopf und deutete auf ihre Tatortanalyse.

»Tut mir leid. Aber ich erkenne in all dem nicht den Mann, den ich hier beschrieben habe.«

»Aber ich«, sagte eine weibliche Stimme aus dem Hintergrund.

Alle wandten sich zur Tür um.

Dort stand eine junge Polizistin in Uniform.

Sie drehte ihre Dienstmütze nervös in ihren Händen. Ihr Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, am Kinn hob sich der helle Strich einer Narbe ab.

Nele erinnerte sich sofort.

Das war Tanja Schildknecht, mit der sie während des Seminars gesprochen hatte und die ihr auf Anhieb sympathisch gewesen war.

»Ich kenne den Mann, der dort beschrieben ist«, sagte sie und deutete auf die Stellwand.

»Ich verstehe nicht«, sagte Nele.

Tanja Schildknecht betrat den Raum, umrundete einen Tisch, streckte den Arm aus und deutete auf die rechte äußere Stellwand.

Polizistenfotze. Ich gewinne.

Haus am Stadtrand oder auf dem Lande.

Neigt vermutlich zu Gewalt gegenüber seiner Partnerin.

Will unbedingt sein Ziel erreichen.

Will gewinnen, gewinnen, gewinnen.

»Ich bin ihm begegnet. Heute. Er ist genau so.«

»Sie waren in meinem Seminar, nicht?«, fragte Dr. Sternberg.

Tanja Schildknecht nickte, streckte ihre Hand aus und stellte sich vor.

Dann erklärte sie den Anwesenden, was sie meinte.

»Und was macht Sie so sicher, dass hinter diesem Täterprofil der Ehemann von Nicola Sadowski steckt?«, fragte Dr. Sternberg.

»Dieser Satz.«

Sie deutete mit dem Finger darauf.

Polizistenfotze. Ich gewinne.

»Fast genauso hat er sich mir gegenüber geäußert, mit Ausnahme der Beleidigung. Ich bin heute hierhergekommen, weil ich weiß, dass Thomas Sadowski seiner Frau früher oder später mehr antun wird, als ihr

nur ein blaues Auge zu verpassen. Ich wollte Sie um Hilfe bitten, Frau Karminter, weil ich den Mann für gefährlich halte. Ich habe in ihm genau den Typus Mensch erkannt, den Dr. Sternberg in ihrem Seminar so treffend beschrieben hat. Thomas Sadowski ist ein Psychopath.« Alle erschranken, als in dem darauf folgenden Schweigen Neles Handy klingelte.

Es war Eckert Glanz.

Nele hatte ihn total vergessen; das war ihr auch noch nie passiert.

»Wo bist du?«, fragte sie.

»In Hamburg. Bei dieser Firma, zu der du mich geschickt hast. ISS. Ist ein verflucht weiter Weg bei dem Wetter. Aber jetzt pass mal auf. Das klingt interessant. Der Geschäftsführer dieser Firma hat seinen Wohnsitz in Lüneburg. Ein gewisser Thomas Sadowski. ISS steht für Industrie-Service Sadowski.«

Geöffnet wurde die quietschende Holztür von einer alten Dame. Sie passte in die etwas heruntergekommene Kaufmannsvilla wie die berühmte Faust aufs Auge. Über dem züchtigen Ausschnitt der weißen Bluse trug sie drei Goldketten, ihr Haar war zu perfekten Locken gelegt, das von tiefen Falten durchzogene Gesicht dezent geschminkt.

Die Augenbraue hoch gezogen, sah die alte Dame Anou über den Rand einer Lesebrille hinweg an.

»Ja, bitte?«

Aus den Tiefen der Villa erklang ein Konglomerat an Geräuschen, auch weibliche Schreie waren darunter, aber jetzt, bei geöffneter Tür, wurde klar, dass sie einem Fernsehgerät entsprangen.

Anou war perplex. Sie hatte mit etwas völlig anderem gerechnet, hatte sich darauf eingestellt, die Tür gewaltsam öffnen zu müssen – und nun das!

Sie ließ die Waffe sinken.

Erst dadurch bemerkte die alte Dame sie, und ihre Augen weiteten sich.

»Was soll das?«

Anou holte schnell ihren Dienstausweis hervor und zeigte ihn. »Wohnt hier ein Horst Schön?«, fragte sie.

Die alte Dame blickte verwirrt vom Ausweis auf und bemerkte dann Jochen Strauss im Hintergrund – ebenfalls mit gezückter Waffe.

Sie schlug eine flache Hand vor die goldbehangene Brust, atmete

ruckartig ein und taumelte zurück.

»Ich verstehe nicht«, rief sie mit hysterischer Stimme.

Anou streckte in einer beruhigenden Geste ihre Hand aus.

»Regen Sie sich bitte nicht auf. Wir suchen Horst Schön. Wir müssen ihm ein paar Fragen stellen.«

Die alte Dame schnappte weiterhin nach Luft. »Horst ... Mein Sohn ... Was ist passiert ... Wo ist mein Kind?«

Horst Schön war fünfundvierzig Jahre alt, schon deshalb klang die Bezeichnung »Kind« für Anou vollkommen falsch. Aber vielmehr auch wegen dem, was sie in der Katzengasse vorgefunden hatten. Sie suchten kein Kind, sondern ein Monster. Oder war das am Ende nur eine Frage des Blickwinkels?

Anou betrat den Vorflur der Villa.

»Frau Schön«, begann sie und berührte die alte Dame am Unterarm.

»Können Sie uns sagen, wo Ihr Sohn sich aufhält? Es ist wirklich sehr wichtig.«

»Nein ... Ich ... Er müsste ja längst zuhause sein. Mein Gott, was ist denn passiert? Mir wird ganz anders.«

Und schon strauchelte Frau Schön und kippte mit der Schulter gegen die Wand.

Anou sprang vor, und es gelang ihr, die alte Dame zu packen, bevor sie zusammenbrach. Im Flur stand ein sündhaft teuer aussehender Stuhl, mehr Antiquität als Möbel, und mit Strauss' Hilfe setzte sie Frau Schön hinein.

»Den Notarzt«, wies Anou ihren Kollegen an.

»Frau Schön«, versuchte sie es dann noch einmal, »wohnt Ihr Sohn hier bei Ihnen?«

Die alte Frau starrte sie aus feuchten, glasigen Augen an.

»Ist meinem Horst etwas passiert? Sagen Sie es mir bitte! Wo ist er denn nur?«

»Machen Sie sich bitte keine Sorgen.«

Anou tätschelte die Hand der alten Dame; sie fühlte sich sehr kalt an. Ihr war klar, dass sie von Frau Schön keine Informationen bekommen würde. Sie durfte aber auch keine Zeit verlieren, vor allem wegen Miriam Singer nicht, deswegen winkte sie eine Polizistin heran und trug ihr auf, sich um Frau Schön zu kümmern, bis der Rettungswagen eintraf.

Dann drang sie mit den anderen Beamten weiter ins Haus vor.

Im Wohnzimmer lief ein sehr laut gestellter Fernseher. Anou schaltete ihn aus. In die einsetzende Stille mischte sich Frau Schöns leises Schluchzen.

In Zweiergruppen nahmen die Beamten sich das Haus vor. Strauss blieb dabei an Anous Seite. Das komplette Haus war eingerichtet wie ein Museum, und es roch alt und muffig – aber von Horst Schön oder Miriam Singer fanden sie keine Spur. In der Garage parkte ein uralter roter VW-Golf; Wasser perlte von dem matten Lack. Die Motorhaube war noch warm. Nachdem die anderen Gruppen gemeldet hatten, dass sich im Haus keine weitere Person aufhielt, ging Anou durch eine Hintertür der Garage in den Garten hinaus. Wegen der Dunkelheit konnte sie nicht viel erkennen, aber der weite Garten wirkte wie eine Parkanlage.

Etwas zog ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Das eckige, langgestreckte Gebäude rechts von ihr.

Alles in Anou drängte voran, doch sie wartete, bis sich die Hälfte der Beamten bei ihr eingefunden hatte.

»Was ist das?«, fragte Strauss.

»Keine Ahnung. Wir müssen nachsehen. Frau Singer könnte da drin sein. Schön vielleicht auch. Irgendjemand muss schließlich mit dem Wagen gekommen sein. Bei dem laut gestellten Fernseher hätte die alte Dame ihren Sohn gar nicht gehört, wenn er in die Garage gefahren wäre.«

»Also gut, dann los«, sagte Strauss und wies auf eine graue Metalltür in der schmalen Seite des Gebäudes. Diesmal ging er mit zwei Beamten vor.

Anou folgte ihnen.

Sie spürte ihr Herz wummern, während sie auf das merkwürdige, zwischen Bäumen und Büschen versteckte Gebäude zuschlich. Fast fühlte sie sich wie in einem Wald, fühlte sich zurückversetzt in die alten Eibia-Anlagen, das Versteck von Karel Murach. Anou wusste, ihr erhöhter Puls und das rasende Herz waren der Angst geschuldet, die sie von damals bis heute verfolgte und sie vielleicht niemals wieder loslassen würde. Und sie war froh, in diesem Moment so viele Kollegen um sich herum zu haben. Ohne sie wäre sie vielleicht in Starre verfallen.

Die Tür war mit einem Vorhängeschloss gesichert.

Strauss hebelte es mit einer Metallstange auf, die er aus einem Beet zog.

Er und die beiden Beamten gingen voraus. Anou folgte ihnen.

Nach einem Lichtschalter mussten sie nicht suchen. Die Halle war von bläulichem Schimmer erfüllt. Sie betraten eine andere Welt, die nichts mit der da draußen zu tun hatte. Es war warm und stickig darin.

»Was ist das?«, fragte Anou.

Strauss, der sich ein paar Meter vor ihr befand, drehte sich um. Er hatte einen Zweig von einer der Pflanzen in der Hand, die es scheinbar zu Hunderten gab in dieser Halle.

»Sieht aus wie Hanf«, sagte er.

Sie fuhren mit zwei Fahrzeugen unter Blaulicht.

Im ersten saßen Nele Karminter, die den Wagen lenkte, sowie Alexander Seitz und Dr. Sternberg. Die OFA-Psychologin war dabei, falls Nicola Sadowski Hilfe benötigte.

Im zweiten Wagen befanden sich Dag Hendrik, Tanja Schildknecht und Holger Sälzle, der gerade rechtzeitig aus der Katzengasse ins Revier zurückgekehrt war, um sie zu unterstützen.

»Zwei Täter, die zusammenarbeiten, gibt es so etwas überhaupt?«, fragte Nele und suchte im Spiegel den Blick von Dr. Sternberg, die auf der Rückbank saß. »Ich dachte bisher, Psychopathen seien Einzelgänger.«

Dr. Sternberg beugte sich zwischen den Sitzen vor. »Es ist wirklich höchst selten, aber solche Fälle sind durchaus schon vorgekommen und belegt. Allerdings muss man wissen, dass es sich dabei immer um eine Abhängigkeitsbeziehung handelt. Keine Symbiose im eigentlichen Sinne. Nicht beide Partner profitieren gleichermaßen, und nicht beide sind zwangsläufig soziopathisch. Einer von beiden ist sozusagen der Laufbursche und in irgendeiner Art und Weise vom stärkeren Partner abhängig.«

»Aber selbst der Laufbursche muss doch irgendeine Art der Belohnung bekommen.«

»Natürlich, aber die kann auch psychischer Art sein. Zu wissen, jemanden in den sicheren Tod zu schicken, ohne selbst einen Finger krümmen zu müssen, kann für einen schwachen Menschen mit Gewaltphantasien durchaus ein lohnenswertes Ziel sein«, sagte Dr. Sternberg.

»Das ist die Straße«, warf Nele ein und beendete damit das Gespräch. Sie waren eine gute Viertelstunde gefahren und befanden sich in der Randzone der Stadt, in der in den letzten Jahren die meisten Neubaugebiete entstanden waren. Ihre Ausläufer reichten mittlerweile bis weit in die Heidelandschaft hinein. Die Adresse, zu der sie unterwegs waren, Fliederweg 47, lag in einer reinen Wohnstraße mit großen Grundstücken und neueren Häusern. Es konnte keinen Zweifel daran geben, dass hier die gehobene Mittelschicht lebte. Die Häuser waren teuer und gepflegt, mit langen Auffahrten, zumeist verschlossen von schmiedeeisernen Toren. Hohe, immergrüne Eiben- oder Lorbeerhecken verhinderten die direkte Sicht auf die Grundstücke, an deren Rückseiten sich Wiesen und Wälder anschlossen.

Nele stoppte ihren Wagen zwei Hausnummern vor der Adresse der Sadowskis.

»Eine scheinbar heile Welt«, sagte Alexander Seitz.

Es waren seine ersten Worte seit ihrem Aufbruch. Schon in der Sokozentrale war er äußerst schweigsam gewesen. Seitz schien der Typ Mann zu sein, der Kummer und Trauer in sich hineinfräß. Darüber hinaus verhielt er sich wahrscheinlich deshalb so ruhig, um sie in Sicherheit zu wiegen. Denn schon allein dafür, dass er überhaupt mitfahren durfte, hatte Nele sich vor der Abfahrt mit Dag gezoft, der den Privatdetektiv erst gar nicht dabei haben wollte.

»Seitz geht nicht mit hinein«, waren seine letzten Worte zu dem Thema gewesen. »Er bleibt im Wagen sitzen. Fessle ihn meinetwegen mit Handschellen ans Lenkrad, aber Sorge dafür, dass er im Wagen bleibt. Deine Verantwortung.«

Ja, es war ihre Verantwortung, und je länger Nele darüber nachdachte, desto unwohler wurde ihr. Würde Seitz sich wirklich zurückhalten?

Andererseits, was konnte er schon machen? Er trug keine Waffe mehr, das hatte Nele vor der Abfahrt noch einmal überprüft.

Nachdem Eckert sich gemeldet hatte, hatten sie in der Sokozentrale auf Anouschkas Anruf gewartet. Der war vier Minuten später eingegangen. In Horst Schöns erstem Wohnsitz hatten sie nur dessen betagte Mutter angetroffen, die kurz zuvor mit ihrem eigenen Wagen nach Hause gekommen war und nicht wusste, wo sich ihr Sohn aufhielt. Und sie hatten in einem Nebengebäude eine illegale Hanfplantage entdeckt. Das

war zwar überraschend, aber lieber wäre es ihnen natürlich gewesen, sie hätten Miriam Singer gefunden. Doch weder von ihr noch von Schön selbst gab es dort eine Spur.

Während Nele die enttäuschende Nachricht weitergab, hatte sie Seitz genau beobachtet und gesehen, wie er in sich zusammengesackt war. Er, sie selbst, Dag: Alle hatten darauf gesetzt, Horst Schön und Miriam Singer in dem Haus zu finden. In einem Moment erschien der Fall gelöst, im anderen war alles wieder offen.

Nele wusste nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Horst Schön hatte Jördis Kettelhake getötet, so viel stand fest. Es gab auch eine Verbindung zu Daniela Gerstein, nicht aber zu Miriam Singer. Thomas Sadowski, der Geschäftsführer von ISS, stellte die Verbindung zu den Mastställen und dem Wasserstoffperoxid dar, aber zu keinem der Opfer. Allenfalls zu dem blutigen Spruch an der Wand in Miriam Singers Haus.

Es war Dr. Sternberg gewesen, die als erste den Gedanken ausgesprochen hatte, hier arbeiteten eventuell zwei Täter Hand in Hand. »Es gibt keine heile Welt«, sagte die Psychologin jetzt und antwortete damit auf Seitz' Worte. »Genauso wenig wie eine zerstörte. Es existiert nur die Welt, und das, was wir darin tun.«

»Ersparen Sie mir das Psychogeschwafel«, erwiderte Seitz und griff nach dem Türöffner.

»Halt!«, sagte Nele scharf. »Vergessen Sie unsere Absprache nicht. Sie bleiben im Wagen.«

Er hielt den Türgriff umklammert und starrte sie im schummrigen Licht der Armaturenbeleuchtung an. War das Hass in seinem Blick oder einfach nur Trauer? Nele war sich nicht sicher.

»Stellen Sie mich nicht auf die Probe«, warnte sie ihn.

Er ließ den Türgriff los.

Dag Hendrik erschien mit den anderen beiden an der Fahrertür. Nele stieg aus. Dr. Sternberg blieb bei Seitz im Wagen.

Neben Dag stapfte Nele durch den Schnee auf das Grundstück der Sadowskis zu. Tanja Schildknecht und Holger Sälzle folgten ihnen.

»Bleibt er ruhig?«, fragte Dag sie.

»Wenn er eine Chance bekommt, wird er sie nutzen«, antwortete sie.

»Aber er wird keine bekommen.«

»Ich weiß nicht, was ich hiervon halten soll«, sagte Dag.

»Das weiß wohl keiner von uns, aber in ein paar Minuten werden wir schlauer sein.«

Sie erreichten das Grundstück.

Fliederweg 47 war ein zweigeschossiges gelbes Haus im modernen mediterranen Stil mit einer angebauten Doppelgarage. Den Pflanzen im Vorgarten nach zu urteilen stand es schon ein paar Jahre. In der langen, mit anthrazitfarbenen Steinen gepflasterten Einfahrt parkte kein Wagen, aber es waren deutlich Reifenspuren zu sehen.

»Was ist das?«, fragte Holger Sälzle.

Sie sahen alle, was er meinte.

Das Garagentor stand weit auf. Helles Licht fiel in den Schnee.

Irgendwas lag umgestürzt in der Einfahrt. Im Haus selbst brannte ebenfalls Licht.

»Scheiße!«, stieß Tanja Schildknecht aus. »Da ist etwas passiert!«

Sie wollte vorangehen, doch Nele hielt sie zurück. »Moment. Denken Sie daran, was Sie selbst gesagt haben.«

»Wir warten jetzt aber nicht auf das MEK«, sagte Dag Hendrik und übernahm damit die Verantwortung.

Sie zogen ihre Waffen und gingen die Auffahrt hinauf. Vor der offenen Garage blieben sie stehen. Erst hier erkannten sie, worum es sich bei den Gegenständen am Boden handelte. Ein umgestürzter Tapetentisch, drei Plastikköpfe, wie es sie in Friseurläden gab, unweit davon im Schnee liegend drei weiß-graue Perücken und zwei silberne Aluschalen.

Niemand konnte sich vorstellen, was das zu bedeuten hatte.

Nele betrat die Garage als erste, die anderen folgten ihr. Es gab eine Verbindungstür zum Haus. Während Nele sicherte, probierte Holger die Klinke aus. Die Tür ließ sich öffnen. Holger betrat den Gang zuerst, dann folgten ihm Nele, Dag und Tanja.

Nach wenigen Schritten erreichten sie die Küche.

»Großer Gott!«, entfuhr es Tanja Schildknecht.

Der Anblick war entsetzlich.

Auf dem Boden, der Spüle, der Arbeitsfläche, dem Tisch – überall Blut. Ein paar Spritzer reichten sogar bis an die Wand.

»Ich hab's gewusst«, sagte Tanja mit zitternder Stimme. »Ich hätte sie in Sicherheit bringen müssen.«

Dag schüttelte den Kopf und presste sich zum Zeichen, dass sie still sein

sollte, den Zeigefinger gegen die Lippen.

Nele betrat den Flur. Sofort sah sie den blutigen Handabdruck an der weißen Wand neben der Treppe. Wortlos bedeutete sie Holger und Dag, dass sie das Obergeschoss durchsuchen sollten, während sie selbst ins Wohnzimmer ging.

Auch dort erwartete sie ein schlimmer Anblick. Der mitten im Raum stehende Sessel war verrückt und hatte den Teppich in Wellen vor sich her geschoben. Eine Standleuchte lag auf dem Boden. Im Bereich vor der Tür war der helle Teppich mit Blut besudelt. Außerdem lag ein großes Messer direkt neben der Tür.

Nach ein paar Minuten kamen Dag Hendrik und Holger Sälzle aus dem Obergeschoss zurück.

»Niemand da«, sagte Dag.

»Hier unten auch nicht«, antwortete Nele. »Wir sind zu spät gekommen ... Wieder einmal.«

Aus dem Flurfenster fiel ihr Blick nach draußen. Was sie dort sah, ließ sofort ihre Wut hochkochen.

»Verdammt noch mal«, stieß sie aus, riss die Haustür auf und trat hinaus.

»Ich hatte Ihnen gesagt, Sie sollen im Wagen bleiben!«, rief sie mit vor Wut bebender Stimme.

Alexander Seitz befand sich vor der Garage. Er kam eben aus der Hocke hoch und hielt einen der Plastikköpfe am weißen Schopf gepackt ins Licht.

»Wir sind hier richtig«, sagte er.

Dann klingelte Tanja Schildknechts Handy.

Dafür werden wieder die anderen büßen.

Mit dem Messer an ihrer Kehle und seinem Atem im Nacken hatte Nicola den Satz nicht verstanden, und es war ihr auch egal gewesen, was er damit meinte. Doch plötzlich hatte er ihr Haar losgelassen, und ihr Kopf war auf den Boden geknallt. Im Vorbeigehen hatte er ihr noch einen heftigen Tritt in die Rippen verpasst – noch mehr Schmerzen, die sich mühelos einreihen in die Riege der anderen.

Aber sie lebte.

Und plötzlich spielte der Satz doch eine Rolle.

Benommen auf dem Boden liegend, hatte Nicola gehört, wie ihr Mann in der Küche Wasser ins Spülbecken laufen ließ, Schubladen öffnete und

wieder zuwarf und laut fluchte. Sie hatte sich vorgestellt, wie er seine Stichwunde versorgte, und immer noch damit gerechnet, dass er zurückkommen und sie töten würde. Erst als die Haustür ins Schloss gefallen war, hatte sie verstanden, dass er es nicht tun wollte oder konnte. Mit dem letzten bisschen Kraft und angetrieben durch seine Worte war sie aufgestanden. Ihr Rücken fühlte sich an, als hätte er das Messer dort hineingejagt, ihr Bauch war ein einziger schmerzhafter Krampf gewesen, trotzdem hatte sie sich aus dem Wohnzimmer über den Flur in die Küche geschleppt und auf den Hof hinausgeschaut. Er hatte den fremden schwarzen Wagen rückwärts vors Garagentor gesetzt und war gerade mit den letzten beiden Kunststoffkanistern daraus hervorgekommen. Durch die Gardine verborgen hatte Nicola ihn dabei beobachtet, wie er den Kofferraum öffnete und die Kanister hineinwuchtete.

Und diesmal versuchte sie gar nicht erst, sich einzureden, sie hätte sich getäuscht.

Nein. Die Füße, die unter der grauen Wolldecke herausschauten, waren real.

Jemand lag im Kofferraum.

Dann hatte er die Klappe zugeschlagen, war nochmal zurück in die Garage geeilt, um einen großen Karton zu holen, und hatte ihn auf dem Rücksitz verstaut.

Nicola hatte sich ihre Jacke übergeworfen, den Schlüssel genommen, gewartet, bis er vom Hof gerollt war, sich dann in ihren eigenen Wagen gesetzt und war ihm hinterhergefahren.

Jetzt verfolgte sie ihn bereits seit zehn Minuten.

Er war quer durch die Stadt gefahren, hatte sie in südlicher Richtung verlassen und war in die weite Schneelandschaft des offenen Landes eingetaucht. Wegen der Straßenverhältnisse fuhr er nicht allzu schnell, sodass es für Nicola kein Problem war, ihm mit großem Abstand zu folgen.

Angespannt saß sie hinterm Steuer, ihre kurzen Fingernägel gruben sich in die Lederhülle. Die Schmerzen in ihrem Körper ignorierte sie einfach. Es fiel ihr nicht schwer. Nicht nach dem, was sie in seinem Kofferraum gesehen hatte.

Dafür werden wieder die anderen büßen. Was er damit gemeint haben

könnte, war so weit jenseits von allem Vorstellbaren, dass sie lieber nicht darüber nachdenken wollte. Sie sah die Füße im Kofferraum vor sich, und irgendwie sorgte dieser Anblick dafür, dass sie trotz aller Schmerzen, trotz aller Schrecken wie eine Maschine funktionierte. Schalten, bremsen, Gas geben, blinken. Und sich auf die roten Lichter seines Wagens konzentrieren, um sie nicht aus den Augen zu verlieren. Er fuhr in eine einsame Gegend. Nur vereinzelt schwebten noch erleuchtete Fenster in der Dunkelheit. Dank der geschlossenen Schneedecke war es selbst bei dem bewölkten Himmel möglich, den Wagen zumindest als Umriss auf einige Entfernung zu erkennen. Nicola war noch nie in dieser Gegend gewesen und versuchte verzweifelt, sich zu merken, wo sie in welche Richtung abbog.

Hier gab es nichts, woran sie sich hätte orientieren können. Nur weite, hügelige Landschaft mit ausgedehnten dunklen Tannenwäldern, dazwischen eingestreut Äcker und Wiesen. Wenn sie doch wenigstens durch eine Ortschaft fahren würden, dann könnte sie sich deren Namen merken.

Weit vor ihr sah sie den Wagen auf einer freien Kuppe, dann bog er plötzlich nach links ab und verschwand.

Panik übermannte Nicola.

Sie durfte ihn nicht verlieren!

Wegen der anderen, an deren Leid sie schuld war.

Sie gab Gas. Viel zu stark. Auf der schneeglatten Landstraße geriet ihr kleiner Wagen ins Schlingern. Mit hektischen Bewegungen kurbelte sie am Lenkrad und verschlimmerte dadurch alles. Der Wagen brach nach rechts aus, holperte mit den Vorderrädern übers Bankett und rutschte zur Seite. Nicola klammerte sich ans Lenkrad und schrie. Die Motorhaube senkte sich vor ihr ab, und plötzlich sah sie nur noch Schnee. Ein heftiger Ruck, dann stand der Wagen. Der Motor erstarb, weil sie einfach das Kupplungspedal losließ.

Die Scheinwerfer strahlten in eine Schneewehe und brachten die Kristalle zum Glitzern.

Nicola atmete ein paarmal hektisch ein und aus, dann löste sie den Gurt, stieß die Tür auf, wollte aussteigen und fiel dabei in einen knietiefen, mit Schnee gefüllten Graben. Mühsam krabbelte sie daraus hervor, und als sie endlich auf der Landstraße stand, fühlten sich ihre Finger taub an von

der Kälte.

Ohne zu zögern lief sie die Kuppe hinauf und visierte dabei die Stelle an, an der der Wagen so plötzlich verschwunden war. Sie musste fünf Minuten laufen, bevor sie dort ankam.

Es gab eine Kreuzung dort oben auf der Kuppe. Die Spuren des Wagens führten nach links den Hang hinab. Sie folgte ihnen, doch bereits nach hundert Metern war er abermals abgebogen. Diesmal nach rechts. Ein schmaler Stichweg, als Straße gar nicht zu erkennen, führte weiter bergab in eine bewaldete Senke. Dort unten war es trotz des Schnees stockdunkel; Nicola konnte überhaupt nichts erkennen.

Das Einzige, was sie deutlich sah, war das Schild.

Schwer atmend zog sie mit ihren tauben Fingern ihr Handy hervor und versuchte, die winzigen Tasten zu bedienen. Die Akkuladeanzeige blinkte rot.

Sie hatte vielleicht noch Strom für ein Gespräch.

Vielleicht.

Miriam stand am Rande des Schwimmbeckens, die Hand mit dem Schraubenzieher weit vor sich gestreckt und beobachtete die Tür zu den Umkleideräumen.

Sie war sich absolut sicher, hinter dieser Tür ein Geräusch gehört zu haben. Es hatte so geklungen, als sei irgendwo im Gebäude eine Tür zugeschlagen.

Schweiß brach ihr aus, und die Hand, die den großen Schraubenzieher hielt, begann zu zittern. Sie spürte, dass sie einer Panik nahe war, denn sie hatte nicht mit ihm gerechnet. Und sie spürte auch, dass sie ihm in einem direkten Kampf nicht gewachsen sein würde, nicht in ihrem derzeitigen Zustand. Ihr Selbstvertrauen war am Boden zerstört, sie hatte Angst, tiefe lähmende Angst, sie wollte auf keinen Fall nochmals von ihm mit dieser entsetzlichen Flüssigkeit übergossen werden.

Ihr Blick flog hin und her.

Was konnte sie tun?

Die andere Tür!

Sie lief hinüber und betätigte die Klinke. Verschlossen.

»Scheiße! Verdammt Scheiße!«

Tränen rannen ihr über die Wangen.

Sie eilte zu der Wand hinüber, an deren oberem Ende sich die Lichtleiste

befand. Die schmalen Fenster befanden sich in einer Höhe von mindestens vier Metern. Mit der Leiter könnte sie sie erreichen. Allerdings waren sie sehr schmal. Ob sie hindurchpassen würde, wusste Miriam nicht, und sie hätte nur einen einzigen Versuch. Und was dann? Wenn sie auf der anderen Seite hinunterspringen würde, würde sie sich vielleicht den Hals brechen.

Hektisch lief Miriam umher, doch es gab in der leeren Schwimmhalle keine weitere Fluchtmöglichkeit. Ihre Gedanken überschlugen sich. Die Leiter an die Wand stellen und einen Fluchtversuch wagen? Sich mit dem Schraubenzieher als Waffe auf einen Kampf einlassen?

Plötzlich hörte sie ein leises Husten hinter der Tür.

Damit war die Frage beantwortet. Sie würde es nicht mehr schaffen, durch die Lichtleiste zu entkommen.

Blitzschnell traf Miriam eine Entscheidung.

Es fiel ihr unsagbar schwer, aber so schnell sie konnte, zog sie ihre Kleidung wieder aus, legte sie in die schwarze Stofftasche zurück und kletterte dann ins Schwimmbecken hinab. Dort legte sie sich an die Stelle, an der er sie eingesprüht hatte. Sie zog die grauen Decken über ihren nackten Körper und versteckte die Arme unter ihrem Rücken, ganz so, als sei sie noch gefesselt. Den Schraubenzieher hielt sie weiterhin fest umklammert. Damit hatte sie wenigstens so etwas wie eine Waffe und obendrein das Überraschungsmoment auf ihrer Seite.

In ihrer Wunschvorstellung stieg ihr Entführer ins Becken hinab, kam zu ihr herüber und beugte sich über sie, um die Decken wegzuziehen. In dem Moment würde sie ihm den Schraubenzieher in den Hals stechen.

Oder in den Bauch, egal, sie musste nur schnell und eiskalt handeln.

Anderenfalls würde sie hier sterben.

Ihr Herz raste.

Oben wurde eine Tür geöffnet.

Miriam hielt den Atem an.

»Das war Nicola Sadowski«, sagte Tanja Schildknecht, nachdem das Telefongespräch plötzlich abgebrochen war.

»Sie sagt, bei ihrem Mann läge jemand im Kofferraum. Sie ist ihm gefolgt, irgendwo aufs Land hinaus. Sie weiß nicht, wo sie ist, aber da steht ein Schild. Waldbad Wolfsbruch, sagt sie. Davon habe ich noch nie gehört.«

»Aber ich«, sagte Alexander Seitz. »Meine Hütte steht im Wolfsbruch. Dieses ehemalige Waldbad ist mit dem Auto keine Viertelstunde von mir entfernt.«

»Rufen Sie zurück«, befahl Nele. »Frau Sadowski soll auf jeden Fall in ihrem Wagen warten. Wir kommen so schnell wie möglich.«

Während sie alle zu den Fahrzeugen rannten, wählte Tanja Schildknecht die Nummer, bekam aber keine Verbindung.

»Ich kann sie nicht mehr erreichen«, rief sie den anderen zu. Dann verteilten sie sich in der alten Besetzung in die Wagen und preschten los. Nele fuhr voran und ließ sich von Seitz leiten.

Vor ihr senkte sich die Landschaft ab. Sie selbst befand sich auf einer Höhe mit den Kronen der Bäume, die an der tiefsten Stelle dieser Senke wuchsen.

Der Akku ihres Handys hatte gerade noch gereicht, um der Polizistin zu beschreiben, wo sie war. Aber wie lange würde die Polizei brauchen, um hier rauszukommen? Eine halbe Stunde? Vielleicht nur zwanzig Minuten? Auf jeden Fall aber zu lange.

Zu lange für die anderen. Für die Person im Kofferraum. Wahrscheinlich eine Frau, die leiden musste, weil sie selbst ihm nicht gegeben hatte, was er wollte. Was er sich am allermeisten wünschte.

Alles fiel auf sie zurück. Sie allein war schuld daran, was an diesem einsamen Ort geschah.

Der Weg, der von dem kleinen Schild mit der Aufschrift Waldbad Wolfsbruch in die Senke hinunterführte, verschwand vor ihr zwischen den Bäumen. Dort war es dunkel. Nicola konnte nicht sehen, wie weit er noch gefahren war, wo er den Wagen hatte stehen lassen.

Sie rannte los. Ihre Beine bewegten sich wie von selbst und viel zu schnell, sodass sie schon nach wenigen Metern stürzte. Sie fing sich mit Händen und Knien ab, biss sich aber trotzdem so heftig auf die Unterlippe, dass sie sofort den bekannten, rostigen Geschmack von Blut in ihrem Mund spürte. Sie ignorierte ihn, kämpfte sich wieder auf die Beine und lief weiter. Langsamer als zuvor und den Blick zu Boden gerichtet.

Und blieb erst wieder stehen, als sie einen kleinen, freien Platz erreichte, auf dem der schwarze Wagen stand.

Er war leer.

Fußspuren führten über einen schmalen Weg weiter in die Senke hinein.
Spuren von zwei Personen.

Nicola starrte in den Wald und lauschte.

Blut rauschte in ihren Ohren, ihr Herz wummerte gegen den Brustkorb,
aber ansonsten herrschte Stille.

Eine tödliche Stille.

Miriam Singer schaffte es nicht, ihre Augen geschlossen zu halten, und
vielleicht war das auch besser so; vielleicht wirkte es glaubwürdiger auf
ihn, wenn sie mittlerweile wach war.

Also lag sie am Boden des Schwimmbeckens, spürte den
Schraubenzieher in ihrem Rücken, klammerte sich daran und steckte alle
Hoffnung in diese Verbindung aus Holz und Metall. In der Dunkelheit
suchte sie den Beckenrand ab.

Wo würde er auftauchen?

Wo, wo, wo?

Plötzlich flammte Licht auf. Es kam von einigen in die Decke
eingelassenen Neonröhren. Miriam kniff ihre an die Dunkelheit
gewöhnten Augen zusammen, und als sie sie wieder öffnete, stand ein
Mann oben am Beckenrand.

Sie erschrak und zuckte zusammen.

Zum ersten Mal sah sie ihren Peiniger wirklich.

Er war groß, kräftig, mit breiten Schultern, hatte dunkles Haar und ein
vorspringendes Kinn. Sein Gesicht war stark gerötet. Er schwitzte,
außerdem zuckte sein Blick unablässig hin und her. Dann merkte er, dass
sich am Boden des Beckens jemand befand, und sah zu ihr herunter.

Der Mann hatte Angst!

Wieso hatte er Angst?

Jählings wurde er nach vorn katapultiert und stürzte ins Becken.

Miriam stieß vor Schreck einen lauten Schrei aus, blieb aber in ihrer
Stellung unter den Decken.

Es sah aus, als würde der große Mann mit wild rudern den Armen aus
dem Himmel fallen. Er schrie, und seine Augen waren vor Entsetzen
weit aufgerissen. Dann prallte er mit einem klatschenden Geräusch auf
die Kacheln, und Miriam meinte, Knochen brechen zu hören. Seine
Schreie wurden noch lauter. Miriam zwang sich, weiterhin unter den
Decken zu bleiben, hob aber den Kopf, um besser sehen zu können.

Der Mann rollte sich über den Boden und hielt dabei sein linkes Handgelenk umklammert. Aus dem Augenwinkel nahm Miriam plötzlich eine weitere Bewegung am Beckenrand wahr. Sie riss den Kopf herum. Dort oben stand ein zweiter Mann. Miriam wusste sofort, dass dies ihr wahrer Peiniger war. Sie erkannte es an seiner Haltung und seiner Mimik. In der rechten Hand hielt er ein Messer, die linke öffnete und schloss sich krampfhaft. Sein Gesicht war unbewegt, sein Mund nur ein schmaler Strich. Er strahlte eine Aura der Gewalt aus, die sie hier unten im Becken noch spüren konnte.

Ihre Blicke fanden sich, und während der andere Mann am Boden lag und wimmerte, starrte ihr Peiniger sie eine volle Minute an. Und Miriam erkannte, dass er sie durchschaut hatte. Sie hatte einen Fehler gemacht, und sie wusste auch, welchen.

Ihr Blut!

Der Boden rings um den Abfluss in der Mitte des Beckens war mit ihrem Blut besudelt, zudem lagen darin die durchtrennten Fesseln.

»Nicht schlecht«, sagte er, und seine tiefe Stimme schien die komplette Halle auszufüllen.

Und dann tat er etwas total Irrsinniges.

Er warf sein Messer ins Becken.

Klirrend landete es ganz in ihrer Nähe auf den Kacheln.

Miriam verfolgte es mit ihrem Blick und sah dann wieder zu ihm hinauf.

»Nimm es und stich ihn ab«, sagte er. »Stich ihn ab, dann lasse ich dich laufen.«

Miriam konnte nicht glauben, dass sie diese Worte tatsächlich hörte. Sie blieb reglos unter den Decken liegen.

Er zuckte mit den Schultern. »Na schön ... Dann nimm du das Messer und stich die Schlampe ab. Vielleicht lasse ich dann *dich* laufen.«

Obwohl der andere Mann sich in Schmerzen wand, hatte er es gehört.

Plötzlich lag er still, und Miriam sah, wie er zu dem Messer hinüberstarrte. Der Mann war vielleicht fünf Meter von ihr entfernt, das Messer höchstens einen. Er würde es niemals vor ihr erreichen. Aber dass er es versuchen würde, konnte sie in seinen Augen erkennen. Darin war kein Skrupel zu sehen, sondern nur reiner, animalischer Überlebenswille.

»Mach schon!«, brüllte der Mann oben am Beckenrand.

Der andere biss die Zähne zusammen und robbte vor wie eine Schlange. Speichel tropfte aus seinem Mundwinkel.

Miriam schleuderte die Decken von sich, warf sich nach vorn und erreichte mit ausgestrecktem Arm das Messer. Ihre Finger schlossen sich um den Holzgriff. Sie zog es zu sich, hielt es vor ihre Brust und stand ganz langsam auf. Die beiden Männer starrten sie an. Der eine voller Angst, der andere voller Erwartung.

»Stich ihn ab!«, rief ihr Entführer oben am Beckenrand, und jetzt klang seine Stimme wie die eines kleinen Jungen.

»Stich ihn ab, stich ihn ab, stich ihn ab.«

»Neiiiiiiin!«, brüllte Miriam aus Leibeskräften und holte aus, um das Messer aus dem Becken zu schleudern. Doch sie hatte ihre Kraft überschätzt. Das Messer prallte gegen die Fliesen und fiel scheppernd ins Becken zurück.

Sofort stürzte der Mann mit der gebrochenen Hand darauf zu.

»Da vorn!«

Nele Karminter erschrak, und bei Tempo Einhundert tänzelte der Wagen auf der verschneiten Landstraße hin und her. Sie nahm den Fuß vom Gaspedal und sah sofort, worauf Alexander Seitz deutete.

Rechts von ihnen lag ein Wagen im Graben. Das Licht war noch eingeschaltet und beleuchtete eine Schneewehe gespenstisch von innen heraus.

Nele fuhr bis zu dem Wagen vor, stoppte dann und stieg aus.

Neben ihr hielt Dag Hendrik.

»Das ist Nicola Sadowskis Wagen«, rief Tanja Schildknecht aus dem geöffneten Seitenfenster heraus.

Holger Sälzle sprang aus dem Fond, und gemeinsam gingen sie zu dem Wagen hinüber. Nele kämpfte sich durch den Schnee zur Fahrertür vor, während Holger sie mit der Waffe sicherte. Der Wagen sah nicht beschädigt aus, und im Innenraum befand sich niemand.

Nele krabbelte auf allen vieren aus dem Graben zur Straße zurück. Als sie oben ankam, blieb sie noch einen Moment auf den Knien hocken, weil ihr schwindelig wurde. Schon während der hektischen Fahrt hier heraus war ihr nicht ganz wohl gewesen. Immer wieder war so eine Art grauer Schleier an ihren Augen vorbeigezogen, außerdem hatten ihre Hände und Arme sich kribbelig angefühlt und leicht zu zittern begonnen.

Holger packte sie von hinten unter die Achsel und zog sie hoch.

»Kommen Sie«, sagte er.

Als Nele stand, wankte sie kurz, dann ging es wieder. Wahrscheinlich fehlte ihr nur etwas Vernünftiges zu essen. Ihre letzte ordentliche Mahlzeit lag schon wieder Stunden zurück.

Alexander Seitz stand in der geöffneten Beifahrertür und deutete mit dem Arm nach links über das offene Feld.

»Das Waldbad ist da drüben«, rief er.

Während der Fahrt hatte er Nele erklärt, was es damit auf sich hatte.

Der Wolfsbruch befand sich über einer unterirdischen Quelle, aus der über eine sechzehn Kilometer lange Rohrleitung Wasser gezapft und als Mineralwasser aus der Wolfsquelle in den Handel gebracht wurde.

Früher einmal war auch das kleine Heilbad aus dieser Quelle gespeist worden. Nachdem der Kommune aber die finanziellen Mittel ausgegangen waren, um das unrentable Bad zu betreiben, war es an einen privaten Investor verkauft worden. Noch bevor der seine ehrgeizigen Pläne für das Objekt umsetzen konnte, hatte ihm die Finanzkrise das Rückgrat gebrochen. Seit zwei Jahren stand das Bad nun wieder zum Verkauf, aber wegen seiner ungünstigen Lage, und da es für ein größeres Publikum viel zu klein war, verrottete es langsam.

Nele schloss daraus, dass Sadowskis Unternehmen, das nichts anderes war als eine bessere Reinigungsfirma, dieses Bad gesäubert hatte, bevor es zum Verkauf angeboten worden war. Wie auch die Schweinemastställe bei Bruchhausen. Alles ergab jetzt einen Sinn. Alles führte hierher.

Nele konnte nicht sehen, worauf Seitz zeigte. Die Kuppe des Hügels war nicht mehr als ein endloses Grau, in dem alles miteinander verschmolz.

Sie ließ sich in den Fahrersitz fallen. Plötzlich hatte sie nur noch den Wunsch zu schlafen.

»Na los doch!«, fuhr Seitz sie heftig an.

Nele riss sich zusammen, rammte den Gang rein und gab Gas. Vor ihren Augen tanzten graue und weiße Punkte, und sie hatte Mühe, die Lider offen zu halten. Nele spürte, wie sie nach und nach die Kontrolle über sich verlor, und kämpfte dagegen an. Das durfte nicht passieren, nicht jetzt, wo sie dem Täter so dicht auf den Fersen waren.

Mühsam schaffte Nele es noch, an der Stelle, an der Seitz »Hier« schrie,

das Lenkrad einzuschlagen.

»... nicht gut ...«, hörte sie eine leise Stimme von hinten.

»... Hey ... was ... los ...«

»... Vorsicht ...«

Nicola tauchte in den Wald ein. Darin war es noch dunkler als auf dem freien Feld mit seiner hellen Schneedecke.

An einem dicken Baumstamm hielt sie an und umklammerte ihn, um nicht den abschüssigen Weg hinunterzurutschen. Ihre Knie und Handgelenke taten noch weh von dem Sturz, und sie wollte keinen zweiten riskieren. Während sie versuchte, zu Atem zu kommen, lauschte sie und starrte in die Dunkelheit. Je länger sie hinsah, desto mehr Einzelheiten schälten sich daraus hervor, und schließlich erkannte sie auf dem ebenen Grund der bewaldeten Senke die Umrisse eines Gebäudes. Es war groß, eckig und hatte ein flaches Dach.

Das Waldbad, schoss es ihr durch den Kopf.

Licht flammte auf. Aus einem schmalen Streifen am oberen Ende der Wand strahlte es in den Wald hinaus. In der Mitte war der helle Streifen unterbrochen, sodass es aussah, als blickten die zusammengekniffenen Augen eines Riesen sie an.

Nicola drückte sich noch dichter an den Baumstamm, versuchte mit ihm zu verschmelzen, so wie sie es stets mit den Ecken ihres Hauses versucht hatte, wenn ihr Mann sie geschlagen hatte. Das alte Gefühl der Hilflosigkeit war wieder da, und sie wünschte sich nach Hause zurück, wünschte sich, dass alles wieder so wäre wie früher.

Der Wunsch war heiß und innig, aber sie wusste, er würde niemals in Erfüllung gehen. Sie selbst hatte dafür gesorgt, und jetzt musste sie noch einen Schritt weiter gehen und dafür sorgen, dass auch die anderen, von denen er gesprochen hatte, vor ihm in Sicherheit gebracht wurden.

Nicola wartete noch eine halbe Minute, dann stieß sie sich von dem Baum ab und lief den abschüssigen Weg weiter hinunter. Im unteren Bereich mündete er in eine Reihe von Holzstufen, die von einer grünen, schmierigen Schicht überzogen waren. Nicola musste aufpassen, um nicht auszurutschen, und es ging nur langsam voran. Als sie endlich ebenen Boden erreichte, lief sie ohne zu zögern direkt auf das hallenartige Gebäude zu. Schon aus der Entfernung sah sie eine offenstehende Tür in der Giebelwand. Aber noch bevor Nicola sie

erreichte, gellte ein markerschütternder Schrei durch die Nacht.

»Neeiiiiiiin.«

Sie erstarrte, schloss kurz die Augen, atmete tief ein und aus und betrat dann das Schwimmbad.

Der Motor erstarb, und der Wagen kam mitten auf dem Weg zum Stehen. Als Nele Karminter das Bewusstsein verloren hatte, hatte Alexander ins Lenkrad gegriffen, es herumgerissen und damit verhindert, dass auch sie in den Graben rutschten.

Für einen kurzen Moment herrschte absolute Stille im Wageninneren. Dann näherte sich Dag Hendrik mit seinem Wagen, die Scheinwerfer leuchteten ihnen ins Gesicht und rissen sie aus dem Schockmoment.

»Frau Karminter?«, sagte Dr. Sternberg und kam zwischen den Sitzen hervor.

Alex benötigte nur eine Sekunde, um zu begreifen, welche Chance sich ihm bot.

Er löste seinen Gurt, beugte sich hinüber und griff Nele unter die Jacke.

»Kümmern Sie sich um sie«, sagte er zu der Psychologin und zog die Dienstwaffe der Kommissarin aus dem Halfter. Im immer größer werdenden Lichtkegel der Scheinwerfer überprüfte er das Magazin. Er hatte Bullen gekannt, die nur ungeladene Waffen mit sich herumgetragen hatten, aber das war hier nicht der Fall.

Eine zarte Hand legte sich auf seinen Unterarm. »Herr Seitz ... Tun Sie es nicht. Sie werden es bereuen.«

Dr. Sternberg sah ihn aus großen Augen an.

»Nein, falsch. Wenn ich es *nicht* tue, dann werde ich es bereuen.«

Damit stieß er die Tür auf und sprang aus dem Wagen.

Der Polizeichef näherte sich von der anderen Seite, und da der Weg abschüssig verlief, würde Alex nicht sofort entdeckt werden. Außerdem mussten sich die Kollegen erst um die Karminter kümmern. Ein Vorsprung von zwei oder drei Minuten würde ihm reichen.

Alex rannte über den Schnee. Die Profilsohlen seiner Stiefel bewahrten ihn davor auszurutschen.

Es kam ihm vor, als wäre sein gesamtes bisheriges Leben zu nichts anderem da gewesen, als ihn am heutigen Tag an diesen unwirklichen Ort zu führen. Alex hatte keine Ahnung, was mit Nele Karminter los war, warum sie plötzlich das Bewusstsein verloren hatte, aber für ihn

war das nur der letzte Teil eines vom Schicksal gelegten Puzzles. Jetzt war alles am Platz, und er konnte handeln.

Lange Zeit hatte er nicht begriffen, warum er kein Polizist mehr sein durfte, warum er nicht mehr dabei sein durfte. Sein Zynismus, den Jödis ihm oft vorgeworfen hatte, war nichts weiter als ein Schutzschild, an dem all die Fragen abgeprallt waren, die er sich längst hätte stellen müssen. Jödis' Tod hatte diesen Schutzschild hinweggefegt, er stand jetzt nackt in der Welt, war genauso verletztlich wie alle anderen auch – und musste erkennen, dass er Fehler gemacht hatte. Fehler, die Jödis das Leben gekostet hatten.

Zumindest das würde er wiedergutmachen.

Und wenn es das Letzte war, was er in seinem Leben tat.

Nicola betrat einen Vorraum, in dem sich nichts weiter befand als altes, trockenes Laub, das im Wind raschelte. In der gegenüberliegenden Wand gab es zwei Türen. Eine war geschlossen, die andere einen Spaltbreit geöffnet. Licht quoll daraus hervor.

Sie zog die Tür auf. Dahinter lag ein braun gekachelter Umkleideraum mit Metallspinden und Holzbänken.

Nicola durchquerte den Umkleideraum bis zu der Tür auf der anderen Seite und zog auch die vorsichtig auf. Der nächste Schritt führte sie in eine lang gestreckte Schwimmhalle. Vor ihr lag ein vielleicht zwanzig Meter langes, blau gekacheltes Becken ohne Wasser.

Thomas stand am Rand des Beckens und starrte hinein. Er hatte sie noch nicht bemerkt. Gerade bückte er sich nach einem der beiden großen Kanister, die er aus der Garage mitgenommen hatte, und drehte den Deckel ab. So wie es aussah, hatte er vor, die Flüssigkeit in das Becken zu kippen.

Nicola zog den Brief, den sie vom Garagenboden aufgehoben hatte, aus der Tasche ihrer Hose. Sie wusste, dass sie ihren Mann aufhalten musste, bis die Polizei eintraf, und vielleicht würde sie mit Hilfe des Briefes jetzt schaffen, was ihr vorhin nicht gelungen war. »Thomas ... Was tust du hier?«, rief sie laut und deutlich.

Ihre Stimme hallte wider.

Er wirbelte herum.

»Du!«, stieß er ungläubig hervor und stellte den Kanister ab.

Die klare Flüssigkeit darin schwappte hin und her.

»Lies den verdammten Brief«, schrie sie ihn an und hielt ihm den Umschlag entgegen. »Es geht um deinen Sohn.«

Und diesmal griff er zu. Er öffnete den Umschlag, ließ ihn zu Boden fallen, faltete den Brief auseinander und las.

Nicola, die den Text auswendig kannte, las in Gedanken mit.

Sehr geehrte Frau Sadowski,

wir möchten Ihnen mitteilen, dass Manngold Pharma im Rahmen einer klinischen Studie Teilnehmerinnen mit dem hormonell-funktionellen Störungsbild sucht, wie es bei Ihnen vorliegt. Es bestehen im Rahmen dieser Studie gute bis sehr gute Chancen auf Einleitung einer Schwangerschaft, da die neue Medikamentation die hormonelle Störung hemmt bzw. in den zeitlichen Ablauf eingreift.

Wir möchten darauf hinweisen, dass die Teilnahme an dieser Studie nicht mit Risiken verbunden ist und die Kosten komplett übernommen werden. Bitte setzen Sie sich zwecks eines weiterführenden Gesprächs mit uns in Verbindung. Beginn der Studie ist laut Manngold Pharma der 01. März 2009. Hochachtungsvoll

Dr. Dillenburg und Partner

Thomas sah sie fragend an.

»Was bedeutet das?«

»Das bedeutet, du hast verloren«, sagte Nicola. »Seit einem Jahr besteht die Chance, schwanger zu werden, aber ich habe sie nicht genutzt.«

»Das hättest du nicht tun sollen«, sagte er mit tonloser Stimme. Seine Augen waren dunkle Seen. Vor ihr stand nicht der Thomas Sadowski, in den sie sich damals verliebt hatte, der sie mit seinem Lächeln, seinem Charme und seiner liebevollen Aufmerksamkeit umgarnt hatte. Vor ihr stand auch nicht der Thomas Sadowski, der sie die zehn Jahre ihrer Ehe über immer wieder geschlagen, aber auch immer wieder umsorgt und beschützt hatte.

Vor ihr stand Der Andere.

Thomas hatte sich in ihm aufgelöst.

Nicola schüttelte den Kopf. Sie suchte nach Worten, mit denen sie Den Anderen hinhalten konnte, ahnte aber schon, dass das nicht lange funktionieren würde. Was nützte das Betteln um Gnade vor einem Menschen ohne Gewissen?

»Ich hätte schon längst etwas tun sollen«, sagte Nicola. »Viel mehr noch,

als dir nur deinen Sohn vorzuenthalten.«

»Dazu hattest du kein Recht.«

»Doch. Ich hatte jedes Recht der Welt. Du hast kein Kind verdient.«

»Was sagst du da?«, schrie er, und Speichel flog von seinen Lippen.

»Du hast kein Kind verdient, weil du es niemals geliebt hättest. Diesen Kampf hast du verloren.«

Mit einem infernalischen Schrei auf den Lippen stürzte Der Andere auf sie zu. Nicola, die mit dem Angriff gerechnet hatte, drehte sich um und rannte los. Wohin, war egal. Nur weg aus der Halle, weg von den Menschen dort unten im Becken, weg von den Kanistern.

Sie lief durch den Umkleideraum, stieß sich an der Tür zum Vorraum die Schulter, spürte seinen Atem im Nacken, lief noch schneller, hinaus aus dem Gebäude und in den Wald hinein.

Plötzlich hörte sie einen lauten Knall, und etwas zischte heiß an ihrer Wange vorbei.

Nicola erschrak und stürzte.

Sie zog den Kopf ein, weil sie damit rechnete, von Dem Anderen attackiert zu werden, doch das geschah nicht. Stattdessen hörte sie ihn schreien, und als sie zurückblickte, sah sie ihn vor der Tür der Halle am Boden liegen, beide Hände um sein Knie geschlungen. Blut strömte in den Schnee.

Jemand packte sie und zog sie auf die Beine.

»Hauen Sie ab«, sagte ein Mann, den Nicola nicht kannte. »Oben wartet die Polizei.«

Dann ließ er sie los und ging zu Dem Anderen hinüber. Er trat ihm wuchtig in den Rücken, dann in den Magen und drosch ihm die Waffe ins Gesicht. Der Andere verstummte und sackte schlaff in den Schnee. Während der fremde Mann die Halle betrat, bewegte sich Nicola langsam rückwärts.

Die Polizei, hatte er gesagt, oben wartete die Polizei.

Also drehte sie sich um und lief.

Sie war noch nicht weit gekommen, als der Knall eines weiteren Schusses durch die Nacht hallte.

Dienstag, 2. März 2010

Eine Nacht und einen Tag verbrachte Nele Karminter im Zentralkrankenhaus, nur zwei Etagen über der Station, auf der Thomas Sadowski untergebracht war.

Eine Nacht und einen Tag lang waren dieser Mann und der Fall ohne Bedeutung für sie gewesen, denn plötzlich gab es Wichtigeres. Was Nele in ihrem bisherigen Leben nie in Frage gestellt hatte, war in den Vordergrund gerückt und veränderte alles: ihre Gesundheit.

Die Diagnose war kurz und eindeutig.

Diabetes.

Mit diesem gar nicht mal so böseartig klingenden Wort waren ihre Heißhungerattacken, der ständige Durst, der Gewichtsverlust und vor allem der Kreislaufzusammenbruch im denkbar ungünstigsten Moment erklärt.

Für den Rest ihres Lebens würde diese Krankheit sie fortan begleiten. Man konnte damit leben, sogar ohne große Einschränkungen, und sie würde auch weiterhin ihren Dienst versehen können, trotzdem traf Nele die Diagnose mit der Wucht eines Faustschlags.

Jetzt, am späten Nachmittag, kurz bevor sie entlassen werden sollte, wollte sie immer noch nicht akzeptieren, dass sie nicht mehr gesund war, und sie wehrte sich gegen das Begreifen auf die einzige Art und Weise, die sie kannte: mit ihrer Arbeit.

Nach und nach nahm der Fall Thomas Sadowski erneut immer mehr Raum in ihrem Denken ein und verdrängte die Krankheit auf die hinteren Plätze. Nele spürte deutlich, wie wichtig es für sie war, diesen Fall abzuschließen. Alles Weitere schien davon abzuhängen, dass sie begriff, was geschehen war und wie es zu dieser Katastrophe hatte kommen können.

So wichtig war ihr das Begreifen, dass sie ihrem Chef gerade eben am Telefon mit Kündigung gedroht hatte, sollte er sie den Fall nicht zu Ende bringen lassen. Dag Hendrik hatte vorgehabt, sie in den Zwangsurlaub zu schicken, am Ende aber doch eingesehen, was er damit anrichten würde. Nele durfte weitermachen, hatte ihm aber versprechen müssen, den Urlaub dann eben direkt nach Abschluss des Falls zu nehmen.

Das war okay. Damit konnte sie leben.

Die Tür ging auf, und Dr. Sternberg kam herein. Pünktlich auf die Minute. Weil sie nicht ins Büro konnte, hatte Nele sie und Anou herbestellt, denn es gab etwas zu besprechen, was sich nicht aufschieben ließ und wovon nur wenige wissen durften. Nur die, deren Ratschlag dafür wichtig war.

»Ich habe Frau Rossberg gleich mitgebracht«, sagte Dr. Sternberg, und hinter ihr betrat Anou den Raum.

Es war nichts mehr zu spüren von der Antipathie, die Anou noch gestern für die OFA-Psychologin empfunden hatte. Ob die beiden miteinander gesprochen hatten wusste Nele nicht, aber dieses ganze Thema um Anous Alleingänge, in das sie sich so hineingesteigert hatte, erschien ihr jetzt nicht mehr so wichtig. Vielleicht hatte ja der Ausnahmezustand ihres Körpers sie Dinge sehen lassen, die es gar nicht gegeben hatte, und Phantasien heraufbeschworen, die so niemals eintreffen würden.

Anou küsste sie ganz unbefangen.

»Du siehst wieder richtig gut aus«, flüsterte sie ihr dabei ins Ohr. Ein paar Worte nur, aber sie sorgten für ein warmes Gefühl in ihrem Bauch.

»Setzt euch«, sagte Nele.

Sie hatten das Zimmer für sich allein. Nele hatte vorher noch einen Stuhl vom Gang dazugestellt, sodass sie alle an dem kleinen runden Tisch Platz fanden. Ein idealer Ort für ein konspiratives Treffen.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte sie voller Neugier.

Dr. Sternberg schüttelte den Kopf.

»So, wie ich es befürchtet habe. Thomas Sadowski hat sich entschieden, ein neues Spiel zu spielen. Er gegen die Polizei. Er gegen die Fakten. Er streitet alles ab und schiebt es Horst Schön in die Schuhe.«

Bevor sie zu ihr gekommen waren, hatten Anou und Dr. Sternberg Thomas Sadowski in seinem Krankenzimmer einem ersten Verhör unterzogen. Die Ärzte hatten nichts dagegen, und einen Anwalt, der das hätte verhindern können, wollte Sadowski nicht.

»Hat er überhaupt irgendwas gesagt?«, fragte Nele.

Diesmal antwortete Anou. »Nur Phrasen, Beleidigungen und Angriffe. Er will uns und den ganzen Staat verklagen, weil er in diese Sache hineingezogen wurde, obwohl er nur versucht hat zu helfen. Als ich ihn mit den Fakten konfrontierte, wischte er sie mit völlig unlogischen

Begründungen und Erklärungen einfach vom Tisch.«

Dr. Sternberg nickte. »Ein völlig normales Verhalten für einen Soziopathen seiner Prägung. Logik spielt in diesem Stadium keine Rolle mehr für Thomas Sadowski. Er dreht sich alles so hin, wie er es braucht, und wenn er sich dabei in Lügen verstrickt und erwischt wird, erfindet er kurzerhand andere Lügen. So, wie es im Moment aussieht, würde ich sagen, dass wir von ihm nicht die Wahrheit erfahren.«

»Wie sieht es mit der Beweislage aus?«, fragte Nele an Anou gewandt.

»Bekommt die Spurensicherung es wasserdicht hin?«

Anou verzog das Gesicht, als hätte sie in eine Zitrone gebissen. »Ist nicht so einfach, und sie sind noch voll dabei. Wir haben ja mittlerweile fünf Tatorte. Den Maststall, Frau Singers Haus, das Wolfsbad, Katzengasse 11 und Alexander Seitz' Hütte. Gut möglich, dass Horst Schön genauso daran beteiligt war wie Thomas Sadowski.«

Nele nickte gedankenverloren.

Sie hatte es kommen sehen.

Alexander Seitz war ein hervorragender Schütze. Bei Sadowski hatte er auf das Knie gezielt, es getroffen und pulverisiert. Danach war er in die Schwimmhalle geeilt und hatte gesehen, wie Miriam Singer von Horst Schön mit dem Messer bedroht wurde. Mit demselben Messer, mit dem er zuvor Carla getötet hatte. Die zweite von Alexander Seitz abgefeuerte Kugel traf Horst Schön genau zwischen die Augen. Er war tot, noch bevor er auf den trockenen Boden des Schwimmbeckens aufschlug. Alexander Seitz hatte seine Rache bekommen und sie einen wichtigen Zeugen in diesem undurchschaubaren Fall verloren.

Die Wahrheit!

Sie mussten die Wahrheit erfahren.

Nele sah auf die Uhr.

In zehn Minuten würde der Internist Dr. Böckmann sie persönlich entlassen.

Zehn Minuten Zeit, um Dr. Sternberg und Anou in einen Plan einzuweißen, der sie alle ihren Job kosten konnte.

Thomas Sadowski wurde in einem Rollstuhl in das kleine Zimmer geschoben, welches das Krankenhaus Nele Karminster für ein Verhör zur Verfügung stellte. Nach Aussage des Arztes, der Sadowski operiert hatte, waren winzige Knochensplitter weit in das umliegende Gewebe

eingedrungen und hatten eine Entzündung verursacht. Anfangs hatte es so ausgesehen, als müsste das Bein abgenommen werden. Diese Gefahr bestand jetzt nicht mehr, aber das Gelenk würde steif bleiben.

Der Rollstuhl war mit einer Halterung für einen Infusionsbeutel ausgestattet, aus dem langsam tropfend eine klare Flüssigkeit in Sadowskis Körper verschwand. Der Patient bekam nach wie vor ein starkes Schmerzmittel verabreicht, von dem auch eine beruhigende Wirkung ausging. Neles Blick blieb einen Moment zu lange an dem Infusionsbeutel hängen, doch das bemerkte Sadowski gar nicht.

Nele hatte den Mann bisher noch nicht zu Gesicht bekommen und musterte ihn genau, nachdem der Pfleger den Rollstuhl auf der anderen Seite des Tisches postiert und den Raum verlassen hatte.

Thomas Sadowski war groß und kräftig gebaut und hatte eine athletische Figur, wenngleich ein Bauchansatz zu erkennen war. Sein Haar war schwarz, mittellang, an der linken Seite gescheitelt und perfekt frisiert, selbst hier im Krankenhaus. Er war rasiert, und die nur leicht dunklen Schatten der Barthaare standen ihm gut, verliehen seinem ohnehin gut geschnittenen, ebenmäßigen Gesicht eine vorteilhafte Struktur. Auch im Bademantel und im Rollstuhl sitzend wirkte er charismatisch und intelligent.

Nele wusste, was er getan hatte, deshalb konnte sie in ihm nichts anderes sehen als das Monster, das seine Opfer zu Tode gebleicht hatte. Ohne dieses Wissen aber säße vor ihr ein gut aussehender Mann, der gewiss andere für sich gewinnen konnte, sie selbst eingeschlossen. Ein anpackender Unternehmertyp, erfolgreich mit der eigenen Firma, smart und wortgewandt.

Einer von vielen.

Einer wie viele andere.

Aber unter der blendenden Hülle einzigartig.

»Mein Name ist Karminter, Hauptkommissarin bei der Kripo Lüneburg«, sagte sie.

»Haben Sie mir ins Knie geschossen?« Seine Stimme klang ein wenig rau, aber nicht unangenehm.

»Nein.«

Das *Hätte ich aber gern* verschluckte Nele wegen des Aufnahmegerätes. Sie benutzte es, obwohl klar war, dass es niemals vor Gericht oder

sonstwo Verwendung finden würde. Aber darum ging es auch gar nicht. Heute, das wusste Nele, würde sie zum ersten und wahrscheinlich einzigen Mal den wahren Thomas Sadowski kennen lernen, und was er zu sagen hatte, wollte sie unbedingt festhalten. Es würde sie vielleicht mehr über das Wesen der Psychopathie lehren als alle Kurse, die sie bei Dr. Sternberg belegen konnte.

»Dann bestellen Sie dem, der das getan hat, man sieht sich immer zweimal im Leben.«

»Ich glaube, Sie verkennen Ihre Situation, Herr Sadowski. Sie werden für den Rest Ihres Lebens nur noch Ihre Mitinsassen im Gefängnis sehen.«

Er lächelte. »Wenn Sie das meinen.«

Dann zuckte sein Kopf plötzlich in Richtung des Fensters, und er riss die Augen auf.

»Was war das?«, fragte er.

»Gar nichts, Herr Sadowski. Beruhigen Sie sich.«

Nele warf erneut einen schnellen Blick auf den Infusionsbeutel, den Sadowski aber nicht bemerkte.

»Haben Sie Daniela Gerstein getötet?«, stellte Nele laut und deutlich die erste Frage.

»Ja«, kam es wie aus der Pistole geschossen, während er noch zum Fenster sah.

»Haben Sie die Polizistin Simone Lachnitt getötet, die Miriam Singer bewacht hat?«

»Ja.«

»Haben Sie Jördis Kettelhake getötet?«

Er sah sie an und legte die Stirn in Falten. »Wer ist das?«

»Die junge Frau draußen im Wolfsbruch in der Hütte.«

»Ach die. Ja.«

»Haben Sie Carla Westphal getötet?«

»Häh?«

Sein Kopf zuckte wieder in Richtung Fenster, und er duckte sich leicht.

»Ebenfalls draußen in der Hütte.«

»Was? Ach ja, klar.«

Er antwortete auf eine Art und Weise, als hätte sie ihn gefragt, ob man zusammen etwas trinken gehen wolle. Nett, offen und sympathisch. Nele

lief es kalt den Rücken hinunter. Damit hatte sie nun doch nicht gerechnet.

»Können Sie mir erklären, wie der Leichnam von Jördis Kettelhake in das Haus von Horst Schön kam?«

Thomas Sadowski sah nur noch zum Fenster und schien sich vor irgendetwas dort zu fürchten.

»Machen Sie das Fenster zu, sie kommen sonst rein«, sagte er mit einem leicht hysterischen Anflug in der Stimme.

»Beruhigen Sie sich, Herr Sadowski. Niemand kommt hier rein.«

»Doch, sie kommen rein! Und sie haben Krallen. Bitte, schließen Sie das Fenster!«

Weil Nele ahnte, was da gerade vor sich ging, stand sie auf, öffnete das Fenster kurz, schloss es wieder und zog auch noch den Vorhang zu.

»Besser jetzt?«

Sadowski entspannte sich etwas, schielte aber immer noch zum Fenster.

»Ich wiederhole die Frage noch einmal: Können Sie mir erklären, wie die Leiche von Jördis Kettelhake in die Wohnung von Horst Schön in der Katzengasse gelangte?«

»Ohne meine Frau hätten Sie mich nie gekriegt«, wich er aus.

»Was macht das für einen Unterschied? Die Hauptsache ist doch, dass wir Sie haben.«

»Das macht sehr wohl einen Unterschied. Es zeigt nämlich, wie dämlich ihr Bullen eigentlich seid. Ihr lauft so lange blind irgendeiner Spur hinterher, bis ihr wie die Lemminge über die Klippe stürzt. Gegen mich hattet und habt ihr nicht den Hauch einer Chance.«

»Wie kam die Leiche von Jördis Kettelhake in das Haus von Horst Schön?«, wiederholte Nele die Frage abermals. Sie wusste, sie musste nur konsequent sein, dann würde sie heute alles von dem Mann erfahren.

»War er Ihr Komplize?«

Sadowski lachte kurz und laut auf. »Dieser Einfaltspinsel. Machen Sie sich nicht lächerlich.«

»Dann trifft es also nicht zu, dass Sie Jördis Kettelhake im Auftrag von Horst Schön entführt und getötet haben?«

»Wie kommen Sie denn auf den Blödsinn?«

»Herr Schön behauptet das.«

»Und dass Sie dem Mann glauben, zeigt abermals, wie dämlich Sie sind.

Ihr seid alle dämlich.«

Dr. Sternberg hatte Nele geraten, ihre Fragen zusätzlich so zu stellen, als glaube sie, Horst Schön sei der Initiator oder zumindest ein gleichberechtigter Partner gewesen. Bei einem soziopathischen Typus wie diesem, hatte sie gesagt, müsste eine solche Fragestellung dazu führen, dass er seinen Status als Alphamännchen um jeden Preis verteidigte. *Vergessen Sie nicht, er will gewinnen! Auch jetzt noch. Jetzt will er der Serienkiller sein, der in Filmen heroisiert wird. Da kann er keinen Co-Star gebrauchen.*

»Herr Schön behauptet, Sie hätten in seinem Auftrag gehandelt.«

»Er lügt!«, sagte Sadowski laut. »Er ist ein beschissener Lügner.«

Nele runzelte die Stirn, so, als verstünde sie etwas nicht.

»Aber wozu brauchten Sie ihn dann?«

»Brauchen ... Wer sagt, ich hätte ihn gebraucht? Das hat sich halt so ergeben. Im Gegensatz zu Ihnen bin ich jemand, der vorausplant und nichts dem Zufall überlässt.«

»Verstehe ich nicht.«

»Können Sie auch nicht. Aber ich erkläre es Ihnen. Ich habe euch beobachtet, da draußen bei den Mastställen. Und dann habe ich das Haus der Gersteins beobachtet. Ich wollte doch wissen, wann ihr dort auftaucht. Hat ja auch nicht allzu lang gedauert. Der Bulle hat mich dann von dort direkt zu diesem Schreiberling in die Katzengasse geführt. Und als ich gemerkt habe, dass dieser Penner euer Hauptverdächtiger ist, hab ich mir gedacht: Komm, unterstütz die Bullen ein bisschen, liefere ihnen den Täter, dann hast du Ruhe.«

Nele nickte.

Plötzlich erinnerte sie sich an die Gestalt, die sie draußen bei den Mastställen in einiger Entfernung am Fuße eines Windrades gesehen hatte. So nah war ihr der Täter gewesen, ohne dass sie es auch nur gespürt hätte.

Sadowski wusste nicht, dass der Mann, den er eben als Bullen bezeichnet hatte, Alexander Seitz gewesen war. Seitz hatte durch seine Ermittlungsarbeit gegen Horst Schön den eigentlichen Täter auf sich aufmerksam gemacht und ihm dadurch seine Freundin Jödis auf dem Silbertablett präsentiert.

Das war an makabrer Grausamkeit nicht zu überbieten.

»Und wie kam Jördis Kettelhake in das Haus von Horst Schön?«, versuchte Nele es noch einmal.

»Die hat geglaubt, sie könne ein Spiel mit mir spielen«, sagte Sadowski und grinste überlegen. »Aber ich hab gewonnen. Wie immer. Ich hab sie aus der beschissenen Hütte da draußen geholt und zu Schön gebracht.«

»Mit dessen Wagen?«

»Klar.«

»Wie sind Sie an den Wagen gekommen?«

Sadowski rollte mit den Augen. »Mein Gott, sind Sie dämlich. Ich hab ihn mir von Schön geliehen, während er hübsch verpackt auf dem Dachboden gewartet hat.«

»Also haben Sie das alles allein geplant und ausgeführt?«

»Sag ich doch.«

»Warum Daniela Gerstein und Miriam Singer? Warum sind ausgerechnet diese beiden Frauen Ihre Opfer geworden?«

Jetzt veränderte sich etwas an Thomas Sadowski. Sein Blick, der bisher unruhig gewesen war, blieb an Nele haften. Er fixierte sie, und da war etwas in seinen Augen, das Nele nicht einschätzen konnte.

War es vielleicht Abscheu?

»Weil sie genauso waren«, sagte Sadowski.

»Wie waren sie denn?«

»Wie meine Frau. Sie haben miteinander getuschelt, ich hab sie doch beobachtet, dort in der Praxis. Die haben sich gegen mich verschworen, damit ich meinen Sohn nicht bekomme. Aber nicht mit mir. Nicht mit Thomas Sadowski. Ich bekomme immer, was ich will. Ich gewinne immer!«

Nele bekam langsam eine Ahnung davon, was im Kopf dieses Mannes vorging. Sie beugte sich vor, um die letzte Frage zu stellen, deren Antwort sie am allermeisten interessierte.

»Was hat Sie dazu veranlasst, Ihre Opfer mit Wasserstoffperoxid zu übergießen?«

Sein Blick huschte erneut zum Fenster hinüber, aber nur kurz, dann konzentrierte er sich wieder auf sie.

»Das werden Sie nie verstehen.«

»Dann erklären Sie es mir.«

»Sie sind geistig viel zu eingeschränkt, um mich verstehen zu können,

Frau Kommissarin, finden Sie sich damit ab. Unterhalten Sie sich mit Schön, der ist auf Ihrem Niveau.«

Plötzlich duckte er sich in seinem Rollstuhl, als flöge etwas über seinen Kopf hinweg. Seine an die Lehnen des Stuhls gefesselten Hände zuckten.

»Ich würde mich gern mit Herrn Schön unterhalten, aber der ist leider tot.«

»Was?« Er starrte sie an.

»Warum Wasserstoffperoxid?«, wiederholte Nele ihre Frage.

»Sie haben mich angelogen!«, schimpfte Sadowski.

Nele spürte, dass er ihr entglitt. »Warum? Sagen Sie es mir.«

Seine Pupillen weiteten sich immer mehr und zuckten rastlos hin und her. Aber der Ausdruck darin war nicht mehr eiskalt und berechnend, sondern furchtsam. Das rechte obere Lid zuckte wild.

»Das wissen Sie nicht? Dabei sind Sie doch genauso. Alle Frauen sind so. Ihr seid so schmutzig, dass ihr nicht mal mehr Kinder bekommen könnt. Oder haben Sie Kinder? Haben Sie nicht. Habe ich recht? Sie sind genauso wie all die anderen. Ihr müsst alle gereinigt werden.«

Nele sah ihn schweigend an. Sie spürte, dass ihr eigener Verstand hier an seine Grenzen geriet. Und das war auch gut so. Schließlich wollte sie nicht die Gedanken eines Psychopathen in ihrem Kopf haben.

Sie stand auf und ging zur Tür. Hier war sie fertig.

»Hey, was soll das ... Nein, nicht die Tür! Machen Sie die Tür nicht auf, sonst kommen sie rein. Sie kommen alle rein!«

Er duckte sich ganz tief in den Rollstuhl und zerrte an seinen Fesseln.

Nele sah noch einmal zurück. Diese jämmerliche Gestalt hatte so viel Angst und Schrecken verbreitet, so viel Leid über andere gebracht.

Und er war nur einer von vielen.

Einer von vieren auf hundert.

Sie zog die Tür auf.

Sadowski brach in hündisches Geheul aus.

»Schafft sie raus, schafft sie raus«, schrie er.

Ein Pfleger eilte in den Raum.

Draußen auf dem Gang warteten der Gerichtsmediziner Klaus Quandt und sein alter Freund, der Internist Dr. Böckmann, der Nele hier im Krankenhaus untersucht hatte. Die beiden älteren Männer sahen sie aus großen Augen fragend an. Auch für sie war dieses Experiment ein

Novum.

»Was ist passiert?«, fragte Klaus Quandt.

Nele zuckte mit den Schultern. »Das sind wohl die Nebenwirkungen.«

»Hat es denn gewirkt?«

Nele nickte. »Er war redselig wie ein kleines Kind und halbwegs ehrlich. Ohne dieses Zeug hätte ich wohl nicht einmal die Hälfte von dem erfahren, was er mir erzählt hat.«

»Ein Hoch auf Burundanga«, sagte Böckmann.

Nele streckte ihre Hand aus. »Vielen Dank, dass Sie mir geholfen und es in seine Infusion gemischt haben.«

Böckmann grinste breit. »Ein größeres Vergnügen hatte ich seit Jahrzehnten nicht mehr, meine Liebste.«

Als Nele fast bei den Fahrstühlen war, rief er ihr nach: »Und die Nachuntersuchung nicht vergessen, nächste Woche. Das ist wichtig für Sie.«

Sie schenkte ihm ein gequältes Lächeln.

Die Erinnerung an ihre Krankheit tat weh.

Am nächsten Tag traf sich der harte Kern der Soko Singer im Besprechungsraum. Da sie noch immer damit beschäftigt waren, Fakten und Beweismittel zusammenzutragen, war der Raum noch in Benutzung, und die Stellwände wurden voller und voller.

Als Letzte traf Dr. Sternberg ein, damit waren sie vollzählig. »Thomas Sadowski ist genau die Art von Soziopath, die Sie in Ihrem Seminar beschrieben haben, nicht wahr?«, fragte Tanja Schildknecht, die heute zivile Kleidung trug.

Dr. Sternberg nickte. »Ein Prototyp, ja. Er erfüllt alle wesentlichen Merkmale.«

»Hätten Sie ihn erkannt? Im normalen Alltag?«

Dr. Sternberg ließ sich mit der Antwort Zeit. »Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. So, wie wir es schon oft erlebt haben, war Thomas Sadowski perfekt sozialisiert, ein wertvolles Mitglied der Gesellschaft, Firmengründer, erfolgreicher Geschäftsmann, vermögend. Er hatte alles, wovon andere nur träumen können. Aber eben nicht alles, wovon *er* träumte.«

Mit diesen Worten zog sie ein Blatt Papier aus ihrer Mappe, das notdürftig geglättet worden war.

»Ich habe hier das Schreiben, dass Herr Seitz in dem Waldbad vorfand.« Das Schreiben und dessen Inhalt war ihnen allen bereits bekannt. Sie wussten, dass die Praxis Dr. Dillenburg und Partner die Verbindung zwischen Daniela Gerstein und Miriam Singer war. Daniela war dort Patientin gewesen, Miriam Mitarbeiterin. Sadowski musste sie bei seinen Besuchen in der Praxis beobachtet haben. Bislang wussten sie nur noch nicht, warum er gerade auf die beiden aufmerksam geworden war. War es wirklich so, wie er Nele gegenüber behauptet hatte, dass sie mit seiner Frau gesprochen hatten? Diskret und leise, wie es in Arztpraxen üblich war? Hatte er deswegen eine Verschwörung gegen sich vermutet?

»Mit Frau Sadowskis Erlaubnis habe ich mit dem Arzt gesprochen«, fuhr Dr. Sternberg fort. »Sie war dort in Behandlung, weil sie nicht schwanger wurde. Schon vor einem Jahr hätte sie aber eine Therapie beginnen können, was sie aber nicht tat. Nach ihrer Aussage, weil sie zu dem Zeitpunkt schon kein Kind mehr wollte von ihrem Mann. Das wirklich Interessante liegt aber im Detail ihrer Erkrankung.«

Dr. Sternberg legte eine Pause ein und ließ den Blick über die versammelte Mannschaft gleiten. Nele fühlte sich an das Seminar erinnert. War das wirklich erst eine Woche her? So viel war passiert in der kurzen Zeit. Mehrere Menschen waren gestorben, ihr Weltbild hatte einen weiteren Riss bekommen, und sie selbst war zu einer chronisch Kranken geworden.

»Sobald eine weibliche Eizelle befruchtet ist, produziert sie für eine gewisse Zeit Wasserstoffperoxid in geringer Konzentration, um andere Spermien abzutöten. Bei Nicola Sadowski ist diese Funktion gestört. Durch erhöhte Hormonausschüttung ist bei ihr die Produktion von Wasserstoffperoxid zeitweise so stark, dass auch das bereits zur Befruchtung eingedrungene Spermium abgetötet wird.«

Sie legte den Zettel vor sich auf den Tisch.

Alle starrten sie an.

Nele fand als erste ihre Worte wieder.

»Wasserstoffperoxid«, wiederholte sie mit brüchiger Stimme. »Das kann doch wohl nicht wahr sein. Hat Sadowski davon gewusst?«

Dr. Sternberg zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht, und vielleicht werden wir das nie erfahren. Aber wenn er es nicht gewusst hat, dann hat das Schicksal uns allen einen

wahrhaft grausamen Streich gespielt.«

Am Ende des Tages besuchte Nele Alexander Seitz in der Untersuchungshaft.

Aus seiner Sicht hatte Seitz den Mörder seiner Freundin Jödis gerichtet, und Nele konnte sogar verstehen, warum er so gehandelt hatte. Nur leider war seine Sicht falsch gewesen. Horst Schön war zu Lebzeiten wohl kein netter Mensch gewesen. Sie hatten auf seinem PC Hunderte pornografischer Aufnahmen gefunden, viele davon hatte er selbst in seinem kleinen Studio in der Katzengasse geschossen. Die Mädchen zu identifizieren würde lange dauern, einige würden sie niemals ausfindig machen.

Zudem hatte er auf dem Grundstück seines Elternhauses eine illegale Hanfplantage betrieben und den Cannabis auch selbst vermarktet. Alle vier Wochen hatten seine osteuropäischen Partner einen Wäschekorb voll alter, getragener Schuhe in der Katzengasse abgeholt. Schuhe für arme Menschen in armen Ländern, wie sie überall gesammelt wurden. Schuhe, bis oben hin vollgestopft mit Drogen.

Aber er war kein Mörder gewesen. Nicht nach dem jetzigen Stand der Ermittlungen.

Somit war Alexander Seitz neben den Getöteten der große Verlierer dieser tragischen Geschichte. Er würde angeklagt werden, so viel stand fest. Nele, Anou, Miriam Singer und auch der Rest des Teams würden für ihn aussagen, sodass er am Ende mit einer Strafe auf Bewährung rechnen durfte. Aber der Richterspruch würde für diesen Mann nur die geringste aller Strafen sein.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte Nele, nachdem sie Seitz berichtet hatte, was sie von Sadowski erfahren hatte.

Er betrachtete seine Hände.

Unter den Augen hatte er tiefschwarze Ringe. Er war nicht rasiert, und das Weiß seiner Augen war von roten Äderchen durchzogen.

Er schüttelte den Kopf. »Ist nicht wichtig«, sagte er leise.

»Doch, finde ich schon.«

Seitz sah zu ihr auf. »Wenn Sie sich fragen sollten, ob ich es bereue, ihn erschossen zu haben, dann ist die Antwort: nein. Schön war Abschaum, und das wissen Sie. Ich bereue nur, bei dem anderen zu tief gezielt zu haben.«

»Eigentlich habe ich mich gefragt, wie Sie mit dieser Last leben werden.«

Seine Augen blieben ausdruckslos. Er fixierte einen Punkt irgendwo hinter Nele an der Wand, eine besondere Stelle, die wohl nur er selbst sehen konnte.

»Mit dieser Schuld, meinen Sie«, sagte er, ohne seinen Blick von der Wand zu nehmen. »Es gibt nur eine einzige schwere Schuld, mit der ich leben muss, und dass ist die an Jödis' Tod. Daran habe ich schuld, es war mein Fehler und ...«

Er brach ab, schüttelte den Kopf, erhob sich und verließ den Raum. Nele Karminter sah ihm noch nach, als er schon lange verschwunden war.

Nachbemerkung des Autors

Alle Personen der Handlung sind frei erfunden, und jede Ähnlichkeit mit tatsächlich lebenden Personen ist zufällig und nicht beabsichtigt.

Ich liebe diesen Satz. Man kann beim Schreiben jemandem mächtig auf die Füße treten und sich mit diesen paar Worten davonstehlen. Das gilt auch für diese Geschichte, liebe Leserinnen und Leser, bis auf eine Ausnahme: den Soziopathen. Den gibt es wirklich. Ich habe ihn schon des Öfteren getroffen. Sie vielleicht auch? Wenn einer von fünfundzwanzig Menschen ein Soziopath ist, dann müssen Sie ihn getroffen haben. Im Supermarkt, bei der Tankstelle, auf der Arbeit, im Gottesdienst ... Er ist einfach überall.

Gemeinhin wird er als böse empfunden. Aber ist das Böse tatsächlich eine Krankheit? Kann der Soziopath nicht anders handeln, weil die Natur ihm ein Gewissen vorenthalten hat? Wissenschaftliche Antworten auf diese Fragen haben ich gefunden in dem Buch: »Der Soziopath von Nebenan« von Martha Stout, 2006 erschienen im Springer-Verlag, Wien. Noch lange, nachdem ich diesen Roman beendet hatte, beschäftigte mich das Thema. Die Erkenntnis, tatsächlich vom Bösen umgeben zu sein, macht mir einerseits Angst, beflügelt andererseits aber auch meine Phantasie. Denn das Böse braucht einen Gegenspieler, und da Soziopathen meist männlich sind, muss der Gegenspieler weiblich sein. Starke Frauen zu erschaffen macht Spaß, und auch im wirklichen Leben imponieren sie mir. Nach meiner Meinung tragen sie einen weitaus größeren Teil zum Funktionieren dieser Gesellschaft bei, als wir Männer es tun. Starke Frauen tragen auch diese Geschichte, bestimmen die Handlung, und ich war gerne bei ihnen in den langen Nächten, während ich schrieb.

Genau an dem Tag, da ich die letzte Seite der letzten Überarbeitung beiseitelegte, wurde meine Nichte Miriam geboren, und ich wünsche ihr alle Kraft und Stärke dieser Welt.

Zu meinem letzten Buch »Blinder Instinkt« bekam ich eine Menge Zuschriften, und ich habe mich über jede einzelne gefreut – hoffentlich habe ich niemandem zu antworten vergessen! In diesen Zuschriften, aber auch auf Lesungen, ist mir oft die Frage gestellt worden, wie ich mir einen derart kranken Charakter ausdenken konnte. Gemeint war natürlich

der Psychopath der Geschichte, Eduard Sauter. Falls Sie sich diese Frage auch gestellt haben, will ich Ihnen die Antwort nicht länger schuldig bleiben.

Ich habe mir Eduard Sauter nicht ausgedacht. Er war bereits da, als ich mit der Arbeit an »Blinder Instinkt« begann. Er schwang in jeder Zeile mit, die ich in Zeitungsberichten über grausame Vorfälle las. Er zeigte sein Antlitz in jeder Fernsehsendung, in der ein Täter in die Kamera blickte. Und er ist immer noch da, so wie auch der Psychopath aus »Bleicher Tod«. Denn es sind viele. Hunderte, Tausende, Millionen, und wir treffen sie täglich. Und darum werde ich weiterhin starke Frauen und Männer erfinden, die ihnen in meinen Geschichten Paroli bieten.

Im wirklichen Leben tun das andere Menschen. Zum Beispiel Susanne Struck und Melanie Faißt, beides Polizeioberkommissarinnen. Beides starke Frauen. Ich danke ihnen dafür, dass sie meine Fragen beantwortet haben, aber auch dafür, dass es mutige Menschen wie sie gibt und wir alle ihretwegen ruhig schlafen können.

Mein Dank geht weiterhin an Britta für einen guten Rat zur rechten Zeit, an Ingbritt für ihre Augen, die sich gut auf dem Tisch machten, und an Yvonne, was überfällig ist, da ich sie ständig mit medizinischen Fragen nerve.

Übrigens habe ich geschwindelt. Nicht alle Personen sind frei erfunden. Alexander und Holger gibt es wirklich. Die beiden sind im letzten Herbst mit mir über die Alpen gestiegen. Herzliche Grüße an euch, Jungs, und danke für eure Namen!

Herzliche Grüße auch an euch, meine lieben Leserinnen und Leser.

Bis zum nächsten Buch.

Euer

Andreas Winkelmann

